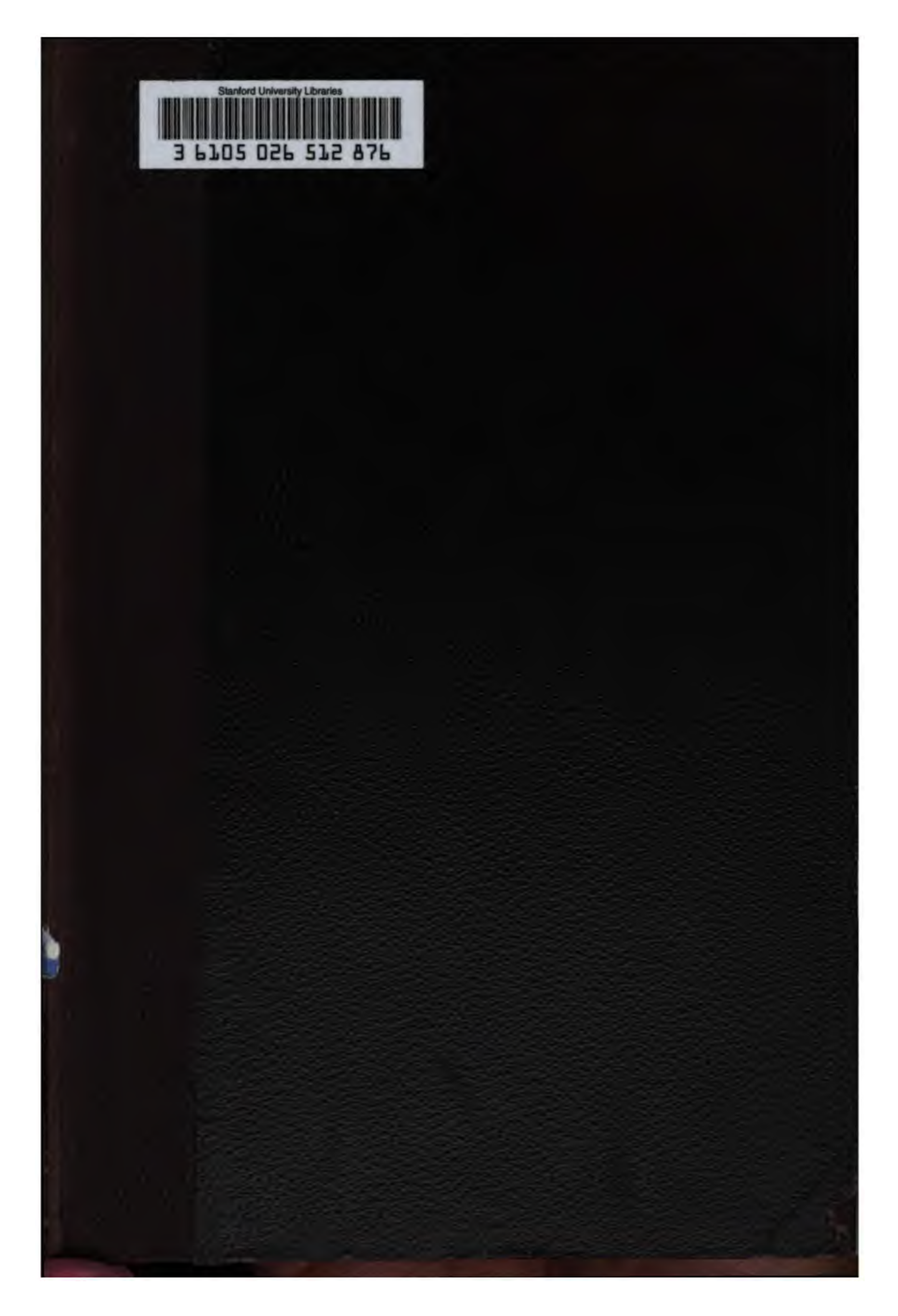
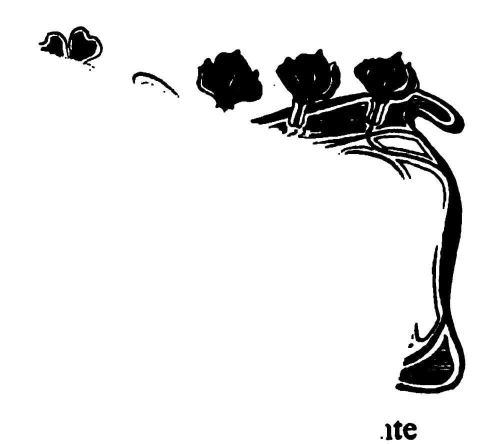

Stanford University Libraries
3 6105 026 512 876





.ıte

.nde

›gau
·hsenfeld



Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte
Volkskunde, Kunst und Sprache

Zugleich Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde
zu Freiburg im Breisgau

Herausgegeben

von

Fridrich Pfaff

Neue Folge

1. Band

(Der ganzen Reihe 28. Band)



Freiburg im Breisgau
Verlag von Fr. Ernst Fehsenfeld
1900

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Anzeigen und Nachrichten.

Ueber die Uhren-Industrie des Schwarzwalds.

Von August Meitzen.

Vorbemerkung.

Nicht durch Fürstengunst gepflanzt und gehegt, wie so viele Industrien des 18. Jahrhunderts, sondern ganz aus dem Volke hervorgegangen ist die Schwarzwälder Uhrenindustrie. Es ist daher auch erklärlich, dass wir für die erste Zeit ihrer Entwicklung, etwa von 1720—1800 keine Akten besitzen. Die Nachrichten über diese Periode sind uns jedoch in zwei kleinen Schriften aufbewahrt, die den Abt *Steyrer*[1]) vom Kloster St. Peter und den Pfarrer *Jäck*[2]) von Triberg zu Verfassern haben. Voll Bewunderung berichten sie uns darin über das technische Können und Fortschreiten der Schwarzwälder Bauern-Fabrikanten. Alle neueren Arbeiten über diese erste Phase der Schwarzwälder Uhrmacherei, auch die vorzügliche von *Gothein*[3]), gründen sich auf diese beiden Büchlein.

---

[1]) ***Steyrer, F.*** Geschichte der Schwarzw. Uhrmacherkunst, nebst einem Anhange von dem Uhrenhandel derselben. Eine Beilage zur Geschichte des Schwarzwaldes. Freiburg 1796.

[2]) ***Jäck***, Tryberg oder Versuch einer Darstellung der Industrie und des Verkehrs auf dem Schwarzwald. 1808 in Fahnenbergs Magazin für Handlung und 1826 in Buchform veröffentlicht.

[3]) ***Gothein, E.*** Wirthschaftsgesch. d. Schwarzwaldes, Strassburg 1892, Bd. I., S. 831 u. ff.

Vom Anfang dieses Jahrhunderts an besitzen wir die Regierungsakten im Generallandesarchiv zu Karlsruhe. Diese sind von *Loth*[1]) sehr gut und ausführlich bearbeitet worden, besonders was den Niedergang der Industrie anbelangt, also den Zeitraum von 1810—1850. In diese Zeit fallen dann weiter zwei Arbeiten, die von *Poppe*[2]) und die vorliegende von *August Meitzen*, die als Inauguraldissertation 1848 in Breslau gedruckt wurde. Während die erstere eine genaue und vollendete Darstellung der Technik der Industrie gibt, müssen wir die letztere als ein Meisterstück in der Charakterisirung der Arbeit, des Lebens und des Treibens des Schwarzwälder Uhrmachers jener Zeit bezeichnen.

In den wenigen Monaten, in denen der junge Gelehrte sich im Schwarzwälder Uhrenlande aufhielt, hat er sich Land und Leute und deren Verhältnisse gründlich besehen. Da er dann zum Vergleich auch die damaligen Zustände der Schweizer Taschenuhrfabrikation an Ort und Stelle studirte und weiter seine gesammelten Materialien einem Vergleich mit den Akten der Regierung in Karlsruhe unterwarf, so ist seine Arbeit eine gründliche und ganz vortreffliche geworden. Nicht nur für die Uhrenindustrie allein ist die kleine Schrift eine Fundgrube, sondern auch für die Wirtschaftsgeschichte und die Volkskunde des hohen Schwarzwalds überhaupt.

Dem Kenner fällt vor allem die ungemein scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers auf. Diese zeigt sich auch in nebensächlichen Dingen, so z. B. wenn er uns sagt, dass der Schwarzwälder fast immer seinen Regenschirm mitführt, oder wenn er sich über die Menge gut betretener Fußwege über die Bergeshöhen wundert, oder wenn er uns erzählt, dass bei dem Mittagessen eines Uhrmachers der Speck von Teller zu Teller wandert und jeder Tischgenosse sein Stück abschneidet.

---

[1]) *Loth, Herm.* Die Uhrenindustrie im bad. Schwarzwald. In den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 84. Bd., Leipzig 1899 erschienen.

[2]) *Poppe, A.* Die Schwarzwälder Uhrenindustrie nach ihrem Stand im Jahre 1838 technisch und statistisch dargestellt. In Dinglers Journal 1840 erschienen.

Das sind ja nur kleine Züge, aber sie zeigen uns, dass der Verfasser wirklich in das Schwarzwälder Volksleben eingedrungen ist und dass er auch die kleinen Aeußerungen desselben festzuhalten wusste. Aus seiner kleinen Schrift kommt uns ein Erdgeruch entgegen wie bei gutem Wein. Und wol verstanden: Meitzen ist nicht etwa Schwarzwälder, sondern Norddeutscher.

Eine sehr gute Darstellung der Uhrenindustrie für die neuere Zeit besitzen wir von *K. Schott*[1]), einem Schwarzwälder. Weiter möge noch die Schrift von *Hubbuch*[2]) erwähnt werden. Was uns aber bis heute mangelt, ist eine zusammenfassende Darstellung der Schwarzwälder Uhrenmacherei. Zwar haben *Trenkle*[3]) und *Loth*[4]) eine solche zu geben versucht. Was wir aber an Meitzen bewundern, die lebendige Schilderung des Uhrenlands und seiner Bewohner und die gute Darstellung der Technik fehlt diesen beiden Werken. Und doch sind Technik und Volkskunde unerlässlich, da die Uhrenindustrie als das eigenartigste Erzeugnis des Schwarzwalds und seiner Bewohner aufzufassen ist. Möge daher Meitzen für jeden, der die Geschichte dieser Industrie schreibt, ein Vorbild sein.

Der Verfasser, der heute ein berühmter Gelehrter und mit Würden und Ehren überhäuft ist, hat sich auf eine Anregung der Alemannia hin sofort bereit gezeigt, einen Neudruck seiner Jugendschrift zu gestatten. Seine Dissertation ist in dem stürmischen Jahre 1848 erschienen unter dem lateinischen Titel: De artificibus iisdemque agricolis. Dissertatio oeconomico-politica quam pro summis in philosophia honoribus rite obtinendis auctoritate amplissimi

---

[1]) *Schott, Karl.* Die Schwarzwälder Uhrmacherei. Weltausstellung Wien 1873.

[2]) *Hubbuch, Anton.* Die Uhrenindustrie des Schwarzwaldes. In den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 41, Leipzig 1889 erschienen.

[3]) *Trenkle, J. B.* Geschichte der Schwarzwälder Industrie von ihrer frühesten Zeit bis auf unsere Tage. Karlsruhe 1874.

[4]) *Loth, Herm.* Die Uhrenindustrie a. a. O.

philosophorum ordinis in alma litterarum universitate Viadrina die XI. Februarii a. MDCCCXLIII publice defendet auctor Augustus Meitzen Vratislaviensis. Vratislaviae, typis C. H. Storchii et comp. Sie war die erste deutsche Dissertation, die von der Universität Breslau als zulässig erachtet wurde, allerdings nur unter dem angegebenen lateinischen Titel und mit einem Bogen lateinischer Einleitung, die dem-



August Meitzen.

selben entspricht, die aber etwa in Uebersetzung abzudrucken keinen Zweck hätte. Diese erste Ausgabe ist heute eine Seltenheit ersten Rangs im Buchhandel und ich kenne Bibliotheken und Professoren, die jahrelang auf ein Exemplar fahndeten, ohne es zu bekommen. Aus diesem Grunde dürfte schon ein Neudruck gerechtfertigt sein. Dieser wird aber dem Forscher um so willkommener sein, als zum ersten Male

auch die Beilagen mit abgedruckt werden, die in der alten Ausgabe wol angezeigt waren, aber nicht erschienen sind.

Meitzens Person und wissenschaftliche Leistungen rechtfertigen es wol, wenn wir hier sein Bild bringen und mit einigen Worten näher auf ihn eingehen. Friedrich Ernst August Meitzen wurde am 16. Dezember 1822 zu Breslau geboren, studirte seit 1843 an den Universitäten in Breslau, Heidelberg und Tübingen anfangs Naturwissenschaften, später Rechts- und Staatswissenschaften, bereiste in dieser Zeit auch viele Industriegegenden Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Italiens und promovirte am 11. Februar 1848 mit der vorliegenden Abhandlung an der Universität seiner Vaterstadt. Inzwischen war er im Jahr 1846 in den Justizdienst eingetreten, arbeitete 1848 als Volontär im Finanzministerium zu Berlin, 1849 am Landratsamte zu Tecklenburg, war noch in demselben Jahre zu Münster, 1850 zu Breslau als Regierungsreferendär tätig, hier ein Jahr lang mit der Leitung der Deichregulirungsgeschäfte für Schlesien beauftragt. Im Jahre 1853 erwählte ihn die Stadt Hirschberg zum Bürgermeister, 1856 trat er als Regierungsassessor in den Staatsdienst zurück und wurde Spezialkommissär zu Breslau, 1861 Grundsteuerregulirungskommissär. Gleichzeitig widmete er sich unter Wattenbachs Leitung archivalischen Studien zur Agrargeschichte Schlesiens, als deren Frucht er 1863 den IV. Band des Codex diplomaticus Silesiae (Urkunden schlesischer Dörfer zur Geschichte der ländlichen Verhältnisse und der Flureinteilung insbesondere) herausgab. 1865 wurde Meitzen zur Bearbeitung des Werks „Ueber den Boden und die landwirthschaftlichen Verhältnisse des preussischen Staates“ nach Berlin berufen, erhielt 1868 als Regierungsrat die Stelle eines Mitglieds des preussischen statistischen Bureaus, wurde 1872 Geheimer Regierungsrat und erstes Mitglied des kaiserlichen statistischen Amtes des deutschen Reichs, auch 1875 im Nebenamt außerordentlicher Professor der Staatswissenschaften an der Universität zu Berlin. Am 16. Dezember 1892 wurde er daselbst zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt. Seit 1882 ist er wegen schwankender Gesundheit

vom statistischen Amte verabschiedet, blieb aber mit der Führung wesentlicher Arbeiten betraut. Inzwischen hat er, zum Teil amtlich, alle Staaten Deutschlands, Oesterreich-Ungarn, Russland und die Ostseeprovinzen, Schweden und Norwegen, England, Frankreich, die Schweiz und Italien für agrarische Studienzwecke bereist und hauptsächlich in dieser Richtung eine große Zahl von Aufsätzen und selbständigen Werken veröffentlicht.

Die Krone derselben bildet sein 1895 erschienenes groß angelegtes Werk: „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven“, worin er seine bahnbrechenden Untersuchungen über das Agrarwesen Europas niederlegte, von denen man sagen darf, dass sie die Agrargeschichte der europäischen Völker auf eine neue, reale Grundlage stellten, die dauernd unersetzlich bleiben wird.

In das engere Forschungsgebiet der „Alemannia“ gehört seine 1882 veröffentlichte Schrift: „Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen“ und ganz besonders seine hier zum Wiederabdruck gelangende Erstlingsarbeit.

Dem verehrten Verfasser sei an dieser Stelle unser herzlichster Dank für sein liebenswürdiges Entgegenkommen abgestattet.

Die vorliegende Schrift enthält die Resultate eines mehrmonatlichen Aufenthalts im Schwarzwalde.

Ich bezweckte mit demselben anfänglich nur einen allgemeinen Blick in die Fabrikation der bekannten Schwarzwälder-Uhren, überzeugte mich jedoch bald, dass diese Industrie in ihrem Entwickelungsgange und in ihren Arbeiterzuständen verschiedene, eigentümliche und interessante Gesichtspunkte darbietet, die zu genauer Betrachtung auffordern.

Ich machte daher das Kreisstädtchen Triberg zum Mittelpunkte zahlreicher Ausflüge, auf denen ich mit wenigen Ausnahmen alle Industriegemeinden zu verschiedenen Malen berührte und die mannigfaltigsten Bekanntschaften unter allen Klassen der Bevölkerung anknüpfte. Ich wurde von den Beamten, denen ich meine Absicht mitteilte, auf das Bereitwilligste unterstützt, und erhielt besonders von Triberg aus eine große Zahl höchst wichtiger Ratschläge und Empfehlungen. Indem ich keine Gelegenheit unbenützt ließ, in das Volksleben zu dringen, den Einen durch Freundlichkeit und Interesse an der Sache, den Anderen durch Ratschläge, Zeichnungen u. dergl. gewann, sah ich mich imstande, ein Urteil über die Zustände zu fällen, und ging, nachdem ich im Kanton Neuchatel Vergleichungspunkte gesucht hatte, nach Karlsruhe.

Hier erwarben mir gütige Empfehlungen hochverehrter Lehrer in den einflussreichsten Staatsbeamten so unerwartet zuvorkommende Förderer, dass ich Einsicht in alle vorhandenen Aktenstücke und Hilfsmittel erhielt, und mich durch eine nochmalige Revision meiner Materialien an Ort und Stelle zu nachfolgender Darstellung vorbereitet finden konnte.

Die vorhandene Literatur der Schwarzwälder Industrie, die ich inzwischen kennen lernte, besteht in einem Aufsatz des Domkapitulars und Pfarrers zu Triberg, Jäck, der 1808 geschrieben, in Fahnen-

bergs Magazin für Handel und Handelsgesetzgebung abgedruckt, und später 1826 zu Konstanz unter dem Titel „Tryberg" abgesondert herausgegeben worden ist; und in einer Darstellung von dem Lehrer Poppe im Dinglerschen polytechnischen Journal, Jahrgang 1840.

Jäck gibt eine genügend zuverlässige Erzählung des Entstehens und Fortschritts der Industrie. Poppes Verdienst besteht in einer vortrefflichen und genauen Darstellung der Technik. Die Zustände der Wälder sieht er, wie mir scheint, in einem etwas zu günstigen Lichte, und da ich nicht weiß, auf welchem Wege er im Einzelnen zu seinen Erfahrungen gelangt ist, habe ich sie mit den meinigen nicht verwoben, und Anführungen aus ihm ausdrücklich bezeichnet.

Ich gebe zuerst die Entwicklungsgeschichte der Industrie, wie ich sie teils aus diesen Schriften, teils, und für die neuere Zeit hauptsächlich, aus dem Munde der Fabrikanten selbst entnehmen konnte, und will dann die heutigen Zustände zu schildern versuchen, und zwar einerseits die technischen, andererseits die Lebensverhältnisse.

I.

Der Teil des Schwarzwalds, auf dem sich die Uhrenindustrie in einem Umfange von etwa 12 □ Meilen ausgebreitet hat, ist das eigentliche Zentrum des Gebirges, dessen Zweige von da nach Norden, nach Südwesten und Südosten dem Rheintale zulaufen. An den sogenannten Hochberg, der die Wasserscheide des Rheins und der Donau ist, lehnen sich sternförmig hohe und weite Täler an, die verschieden gekrümmt in ihrem Verlaufe den Charakter steiler Abgründe annehmen, die die gebirgige Hochebene scharf durchschneiden. Die Täler sind durchschnittlich 2000, die Gipfel bis 3500 Fuß hoch und trotz der südlichen Lage einem außerordentlich rauhen Klima ausgesetzt. Der Winter dauert 8 Monat, der Sommer bringt viel Regen, und oft plötzlich eine Frostnacht; Hafer kommt selten, anderes Getreide fast nie zur Reife. Dabei ist sehr wenig fruchtbarer Boden vorhanden, denn die Gipfel sind rauh und steinig, die Sohle der Täler aber in ihrer ganzen Länge von tiefem Sumpf und Moor eingenommen, so dass für den Ackerbau nur ein schmaler Streifen an den Berglehnen bleibt, der mit 5- bis 10jährigem Dreesch mühsam bebaut und zumeist zu Kartoffeln verwendet wird.

Die Bevölkerung, die gewissermaßen die Natur schon auf

einen industriellen Erwerb hinweist, besteht aus fränkischen und alemannischen Stämmen, die sich heut noch durch die Körperbildung der Frauen unterscheiden lassen. Ihre Hauptcharakterzüge sind Derbheit, Mutterwitz, entschiedenes mechanisches, ja künstlerisches Talent, Fleiß und große Liebe zur alten Sitte und Gewohnheit.

Auf diesem Boden wurde zu Anfang des 18ten Jahrhunderts durch eine zufällige Veranlassung der Keim zu der heut blühenden Industrie gelegt.

Der Abt von St. Peter hatte im Dorfe Neukirch am Fuße des Hochbergs eine Glashütte anlegen lassen, und Hausirer vertrieben von da das Glas. Ein solcher Glashändler brachte wahrscheinlich aus Böhmen eine hölzerne Stundenuhr mit und hing sie in der Glashütte auf.

Die Uhr war in hohem Grade unvollkommen, sie hatte nur einen einzigen Zeiger, eine Unruhe nach Art der Taschenuhren, weil der Perpendikel damals noch nicht bekannt war, und nur drei Räder, alles roh aus Holz geschnitzt. Indess machte dies grade die Nachahmung möglich, und die neugierigen Nachbarn ruhten nicht eher, bis sie mit Messer, Feile und Bohrer einige ähnliche Werke zustande gebracht hatten. Man legte auf diese Kunststücke großen Wert, und bald beschäftigten sich einzelne Männer ausschließlich damit und gründeten eigentliche Werkstätten. Sie gaben den Hausirern, die mit dem Glase ins Ausland gingen, die Uhren mit und erhielten bei der Neuheit des Artikels bald einen ausgedehnten Absatz.

Jäck zählt für das Jahr 1740 31 solcher ursprünglicher Meister auf, die sich in die verschiedensten Ortschaften verteilten, und jeder eine Art von Musterwerkstatt bildeten, in der sie Schüler heranzogen.

Es müssen äußerst denkende Köpfe unter ihnen gewesen sein, denn sie bildeten binnen wenigen Jahren die Uhren zu der noch heute gebräuchlichen Konstruktion aus, und fertigten sehr komplizierte Planeten- und Figurenuhren, ja sogar Taschenuhren von Holz. Die Werkzeuge dazu erfanden sie größtenteils selbst, und einige derselben, wie der Spindelbohrer, die Teilscheibe, das Zahngeschirr, legen sehr vorteilhafte Zeugnisse für sie ab. In diesen Bemühungen zeichnete sich besonders Friedrich Dilger aus, der deshalb mit Uhren nach Paris ging, um dort die Werkzeuge der Uhrmacher kennen zu lernen, und der Professor Rinderle zu Freiburg, der die meisten Werkzeuge wesentlich verbesserte.

Damals hatte der Schwarzwald noch ganz das mittelalterliche Gepräge. Der Grund und Boden gehörte den Klöstern, und war in sehr großen Parzellen an Bauern zu Erb- oder Erbzinspacht ausgetan, die darauf hauptsächlich Viehzucht trieben und ihre Produkte gegen Brodfrüchte in der benachbarten Bar absetzten. Bei dem Futterreichtum konnten sie sehr zahlreiche Herden halten, ihre Wohnungen, ihre Kost, ihre Sitten waren auf diese Beschäftigung bezogen, und sie lebten nach ihrer Art gemächlich und wurden reich. Die neue Industrie war daher für sie mehr Lieblingssache und Nebenbenchäftigung als Bedürfnis, und bewirkte in ihrer Lebensweise keine Veränderung.

Von größerer Wichtigkeit für die Gestaltung der Verhältnisse war, dass die unbeerbten Söhne, die nach dem Landesgebrauch von ihren bevorzugten Brüdern meist unter demselben Dach behalten und mit etwa zwei Morgen Acker, auf denen sie eine Kuh halten konnten, als Losung ausgestattet wurden, die Industrie vorzugsweise ergriffen. Sie sahen in ihr eine Gelegenheit von ihren reichen Brüdern unabhängig zu werden, ja es ihnen in manchen Stücken gleichtun zu können, verließen deshalb die Dienstbarkeit, übergaben ihre kleine Oekonomie an Weib und Kind, und arbeiteten bei den Meistern als Gehilfen, um bald eigne Werkstätten zu gründen.

Da sie ihre Wünsche nicht hoch spannten, sondern ihr Ideal immer die übliche ländliche Lebensweise blieb, so konnten sie die Preise ihrer Arbeit sehr niedrig ansetzen. Für eine fertige Uhr forderten sie nur 50 kr., und beförderten dadurch den Absatz so sehr, dass die Nachfrage neue Arbeiter schuf, und schnell eine selbständige Handwerkerklasse entstand, die sich gleichmäßig auf den Besitz eines sogenannten Kuhteils stützte und ihre übrigen Bedürfnisse aus der Industrie befriedigte.

Die größere Regelmäßigkeit und Sicherheit, die dieser energische Aufschwung in die Fabrikation brachte, veranlasste die Fabrikanten in sehr kurzer Zeit sich in die Arbeit zu teilen, so dass bald niemand mehr eine ganze Uhr, sondern jeder nur einzelne Teile verfertigte.

Diese Veränderung scheint die Technik sehr rasch gehoben zu haben, da man sich nun über die zweckmäßige Anordnung verständigen musste und jeder Arbeiter größere Aufmerksamkeit auf seinen Zweig verwenden konnte; andrerseits machte aber das Ineinandergreifen auch Abänderungen sehr schwierig, das Genie des Einzelnen musste sich auf kleinere Kreise beschränken, und es

scheinen auch die Uhren bald einen gewissen Grad von Brauchbarkeit erhalten zu haben, der hinreichend erschien; wenigstens muss man sagen, dass der Fortschritt der Industrie von ihrem Ursprunge bis 1740 in gar keinem Verhältnisse zu dem der folgenden 100 Jahre bis heut steht und die Fabrikation gegenwärtig über ihren damaligen Standpunkt nur äußerst wenig hinausgekommen ist.

In eine desto glänzendere Periode trat um 1740 der Handel.

Die Hausirer, die jetzt meist selbst Uhrmacher waren, hatten bisher immer nur den Sommer im Auslande zugebracht, den Winter aber zu Hause auf Vorrat gearbeitet. Dadurch waren sie gehindert, die entfernteren Länder zu erreichen, und man kam deshalb auf die Idee, in Eisenach einen Stapelplatz zu errichten, von dem aus ihnen Uhren nachgesendet werden konnten. Die Geschäfte häuften sich hier bald so, dass die Krämer, die die Rohstoffe und Werkzeuge aus dem Auslande bezogen, die Zusendung der Uhren in die verschiedenen Landesteile, in denen sie Geschäftsverbindungen hatten, übernahmen.

Dadurch erhielt jeder Hausirer gewissermaßen einen Geschäftsführer in der Heimat, der seine besonderen Wünsche im Einzelnen berücksichtigen und bei seiner großen Bekanntschaft unter den Arbeitern auf das Sorgsamste ausführen lassen konnte.

Zufolge dieses vorteilhaften Systems finden sich die Hausirer schon 1770 nicht allein in Frankreich, Spanien und England, sondern sogar in Russland, der Türkei und Amerika, und der Absatz stieg so bedeutend, dass Jäck die Zahl der um 1800 ausgeführten Uhren auf jährlich 110 000 Stück schätzt und für das Jahr 1808 282 Hausirer zählt.

Sein Schriftchen macht überhaupt einen tieferen Blick in den Zustand der Industrie am Ende des 18ten Jahrhunderts möglich.

Die Fabrikation hatte damals den handwerksmäßigen Charakter schon völlig ausgebildet.

Der Arbeiter trat als Lehrling bei einem selbständigen Fabrikanten seine Laufbahn an, wurde nach 2 bis 4 Jahren Geselle, und verließ dann das Haus seines Lehrherrn, um sich bei verschiedenen Meistern so zu vervollkommnen, dass er seine eigne Werkstatt errichten konnte.

Bis zu dieser Zeit war er Haus- und Familiengenosse des Meisters, der selten mehr als einen Lehrling und einen Gesellen beschäftigte, und ihnen für ihre Arbeit Wohnung, Kost und ein geringes Lohn verabreichte.

Die Trennung der einzelnen Arbeitszweige war längst bestimmt ausgesprochen, so dass nie ein Meister von einer Beschäftigungsart zur anderen überging. Die einzelnen Zweige waren schon ziemlich dieselben wie heut.

Es gab Leute, die die hölzernen Gestelle, in welche das eigentliche Werk erst später eingefügt wird, von Buchenbrettchen zusammensetzten; andere, die fichtene Holztafeln verfertigten, welche die Grundlage des Zifferblattes bilden; endlich solche, die nur die eigentümlichen Werkzeuge arbeiteten, die man nicht vom Auslande beziehen konnte.

Diese Zweige fasst Jäck unter dem Namen Vorarbeiter zusammen, und gibt an, dass ihre Zahl im Jahre 1808 im ganzen Bereich der Industrie 75 gewesen sei.

Neben ihnen führt er 127 Nebenarbeiter an. Dies sind die Zifferblattmaler, die Zeiger- und Perpendikelverfertiger und die Gießer, die seit etwa 1760 eine sehr wichtige Rolle spielen, als man angefangen hatte, die hölzernen Räder mit messingnen zu vertauschen, und das Gießen der Räder und Glocken auf dem Walde allgemein wurde.

Der eigentliche Kern der Arbeiter waren wie heut die Uhrmacher, welchen die Ausarbeitung und Zusammensetzung des Werkes überlassen bleibt. Ihr Geschäft erfordert so überwiegende Zeit und Mühe, dass ihre Zahl bei weitem die der andern Arbeiter übersteigt. Jäck gibt sie für den damaligen Stand auf 688 an.

Die Industrie zählte demnach in 21 Gemeinden auf 17629 Seelen 890 Arbeiter und 582 Hausirer, ausser den Speditören oder Packern, deren Zahl er nicht genauer bestimmt.

Eine Uhr, die Stunden schlug und einen Tag lang ging, wurde damals durchschnittlich mit 3 fl. dem Meister bezahlt, wovon etwa 2 fl. als Arbeitslohn zu rechnen sind. Da ein Uhrmacher in 6 Tagen 4 Stück vollendete, so verdiente er wöchentlich 8 fl., und Neben- und Vorarbeiter mögen bei der viel größeren Stückzahl ihrer Produktion einen etwa gleichen Verdienst erlangt haben.

Die Hausirer, denen das Kaufgeld kreditirt wurde, bis sie die Uhren abgesetzt hatten, erhielten im Auslande den drei- und vierfachen Preis, so dass sie trotz der Reisekosten immer noch bedeutende Summen erübrigten.

Auf diese Weise strömten dem Walde ziemlich große Kapitalien zu, die, richtig angewendet, der Industrie die Kraft zu durchgreifenden Verbesserungen und hauptsächlich zu einer technischen und kaufmännischen Bildung ihrer Arbeiter verleihen konnten.

Allein diese Wendung der Verhältnisse lag ganz ausser dem Gedankenkreise und den Wünschen der Schwarzwälder. Verbesserungen hielten sie für unnötig, ja unmöglich, denn ihre Uhren hatten einen vortrefflichen Markt und brachten Geld, und damit schien die Probe ihrer Zweckmässigkeit und Brauchbarkeit vollständig geliefert. Ausser einigen sehr geringen Veränderungen im technischen Betriebe ahmten sie nur die Muster ihrer großen Meister Stift für Stift und Zahn für Zahn nach.

Aber auch einer Verfeinerung ihres Lebens oder irgend einer geistigen Kultur waren sie gänzlich abgeneigt. Sie fühlten sich bei ihrer Milchkost, in ihren ungeheuren hölzernen Häusern, die der Rauch in allen Räumen durchzog, ganz wol. Selbst die weitgereisten Hausirer waren froh, ihre heimatlichen Gewohnheiten wieder annehmen zu können, und so war ihnen das Geld überflüssig und wurde verschwendet und verprasst.

Ein paar Tage in der Woche wurde gearbeitet und höchst frugal dabei gelebt, dann aber der Wagen angespannt und mit Weib und Kind von einer Hochzeit zur anderen gefahren; zu jedem Taufen, Kirchweih oder anderer Festlichkeit lud sich das ganze Dorf und die Nachbargemeinden selbst ein, und jeder ass auf seine Kosten so viel er konnte, von früh bis in die Nacht. Die Männer spielten um Goldstücke Karten und Kegel, und die Weiber trugen silberne Ketten von mehreren hundert Gulden Wert. Von dieser Herrlichkeit wissen alte Leute noch viel zu erzählen, und in den heutigen Gebräuchen finden sich noch manche ihrer Spuren, doch untergrub sie sich leider selbst, und raubte der Fabrikation die Kraft, dem ersten ernsten Sturme zu widerstehen, der sie traf.

Diesen verursachte die französische Revolution.

Frühere Kriege des 18ten Jahrhunderts hatten die Händler zwar auch von einzelnen Länderstrecken verdrängt, allein der Absatz litt darunter nicht, der Hausirer wanderte weiter und fand neue Kunden, die ihn entschädigten. Durch die Revolutionskriege wurden aber alle Absatzländer so gleichzeitig zerrüttet und erschöpft, dass ein Luxusprodukt, wie die Uhren, eine bedeutende Handelsstockung erfahren musste. Dieser Ausfall wurde noch durch Einquartierungen, Kriegssteuern und Lasten und durch den Verlust fast aller ausstehenden Forderungen vermehrt, so dass die vorhandenen Kapitalien verzehrt würden und die Vermögensverhältnisse des Waldes sich sehr zum Nachteil änderten.

Wie natürlich warf man sich nun trotz des Absatzmangels um

so heftiger in die Fabrikation, und bald machte die große Konkurrenz die Uhren um ein Dritteil fallen, während die Kontinentalsperre die Materialien um ein Bedeutendes vertheuerte.

Dieser Zustand besserte sich auch dann nicht, als nach einigen Jahren der Absatz wieder stieg, denn es breitete sich in dieser Zeit die Industrie sehr rasch über eine große Zahl von Nachbargemeinden, nach Norden und Osten zu, aus, von denen sie ebenfalls nur die arme unbeschäftigte Bevölkerung erhielt, weil diese Gegenden schon einen einträglichen Ackerbau treiben.

Bis in die neuere Zeit stieg die Zahl der Gemeinden von 22 auf einige und 70, und der Zuwachs an Arbeitern mag etwa das 6fache betragen.

Diese mittellose Masse drängte in größter Hast der Produktion zu, und die Konkurrenz wurde noch dadurch gesteigert, dass der Verkauf der Uhren als Bedürfnisses des niederen Volks sehr von guten Ernten, von dem vorteilhaften Gange anderer Fabrikationen und von den aufgehäuften Vorräten abhängig ist, so dass gewisse wiederkehrende Schwankungen unvermeidlich sind.

In solchen Zeiten plötzlich übermäßig steigender Konkurrenz wissen auch in anderen Industrien Fabrikherren und Kaufleute keinen Rat, viel weniger diese Bauern, die nicht den geringsten Ueberblick über ihr Geschäft hatten. Ihnen war die alte Zeit das Ideal; Verbesserungen lagen nicht nahe und waren kostspielig; sie sahen also keinen andern Ausweg, als desto emsiger zu arbeiten und immer mehr zu produziren.

Sie erfanden einige Werkzeuge, die die Arbeit erleichterten, hielten hartnäckig eine 12- bis 14stündige Arbeitszeit inne, und fertigten eine Uhr jetzt in einem Tage, zu der sie früher wenigstens einen und einen halben brauchten.

Unter andern Verhältnissen führt ein solcher Zustand zur Ueberproduktion und endlich zum gänzlichen Ruin. Glücklicherweise scheint aber der Absatz, wenn auch nicht völlig, doch wenigstens ausreichend mit dieser gesteigerten Produktion Schritt gehalten zu haben.

Es liegt mir der Volzsche Gewerbekalender Jahrgang 1834 vor, der für die Jahre 1829, 30 und 31 die Uhrenausfuhr aus Baden durchschnittlich auf 7000 Ztnr., also etwa 194000 Stück, nachweist; ferner ein Bericht des französischen Finanzministers, der die Schwarzwälder Uhreneinfuhr in Frankreich allein für 1821 auf 100156 Stück, und den Konsum auf 37488; für 1836 und 1839 die Einfuhr

auf 195 058 und 157 896, den Konsum auf 78,596 und 79,563 Stück angibt.

Poppe berechnet für das Jahr 1840 die Gesamtproduktion auf 540 000 Stück, und ich glaube sie aus Gründen, die ich später anführen werde, für 1845—1846 auf 600 000 Stück anschlagen zu müssen.

Da man nun ohne großen Irrtum annehmen kann, dass Deutschland eher mehr als weniger, England aber wenigstens doppelt so viel als Frankreich konsumirt, und der Verbrauch der übrigen Länder zusammen etwa ebenfalls dem von Frankreich gleich ist, so lässt sich der französische Konsum als ein Fünfteil der Gesamtproduktion berechnen, und es entsteht für das Steigen des Absatzes aus den obigen Angaben folgende Uebersicht:

1808	—	110 000 Stück
1821	—	187 500 „
1829, 30 und 31	—	194 000 „
1836	—	393 000 „
1839	—	398 000 „
1840	—	540 000 „
1845—46	—	600 000 „

Wenn auch hier die Genauigkeit der einzelnen Zahlen sehr vielen Zweifeln unterliegt, so ergibt sich doch im allgemeinen eine etwa 5 fache Steigerung, die sich durch das Aufblühen der englischen, französischen und deutschen Industrie, durch das vermehrte Bedürfnis genauerer Zeiteinteilung, und die größere Zahl von Hausirern, die mühsam ihr Glück suchten, erklären lässt.

Es waren also die Arbeiter fast immer hinreichend beschäftigt, so dass ein eigentlicher Notstand nie eintrat, doch machte sich ein allgemeiner Druck geltend, den sie in früheren Zeiten nicht gefühlt hatten. Trotz großer Anstrengung gelangten sie zu keiner Wolhabenheit, und wie Armut immer die Bildung verhindert, so blieben sie so viel wie möglich die alten, wurden dem ausgedehnteren Verkehre immer fremder, und waren zufrieden, wenn sie ihr ländliches Familienleben ohne wesentliche Entbehrungen fortführen konnten.

Dieser Passivität gegenüber wuchs sehr schnell der Einfluss der sogenannten Packer oder Speditöre und griff wesentlich in die Verhältnisse ein.

Ich habe schon erwähnt, dass die Speditöre Wirte und Krämer waren, an die die Hausirer vom Auslande her ihre Aufträge machten. Sie übernahmen die Bestellung der Uhren bei den geeigneten

Fabrikanten, nahmen die fertige Ware ab und sendeten sie dem Hausirer zu; hatte dieser die Uhren verkauft, so schickte er das Geld dem Speditör ein, und dieser zahlte es dem Fabrikanten aus.

So lange diese Geschäfte sich nur auf Einzelne beschränkten, war es ohne wesentlichen Einfluss, dass der Speditör ganz freie Hand hatte, die Bestellungen auszuteilen, an wen er wollte, und damit natürlich nur seine guten Bekannten und Freunde bedachte.

Mit der Zeit machten aber die größeren Entfernungen das eigne Hausiren der Fabrikanten immer seltener, es wurde häufiger, dass Hausirer lange Jahre im Auslande verweilten und dadurch mit den einzelnen Werkstätten und ihrer Arbeit unbekannt wurden; dazu kam, dass bei den erwähnten Verhältnissen das zeitraubende Hin- und Herschreiben, die verwickelteren kaufmännischen Geschäfte, der Wechselbezug und die Frachtbriefe die Fabrikanten immer mehr von der eignen Teilnahme am Handelsverkehr abschreckte; kurz es vereinigte sich im Verlauf der Jahre bei weitem der größte Teil der Geschäfte in den Händen der Speditöre.

Nun waren die Fabrikanten genötigt, bei ihnen um Arbeit nachzusuchen, und mussten sich dazu verstehen, ihnen irgend welche Vorteile zuzuwenden, um ihre Gunst zu erlangen.

Diese Konkurrenz blieb eigentümlicherweise ohne allen Einfluss auf die sogenannten Marktpreise, nach denen die Speditöre die Uhren abnahmen, denn nach denselben Sätzen berechneten sie sie auch den Hausirern, und wenn diese bei ihren Besuchen zu Hause in Erfahrung gebracht hätten, dass die Preise bedeutend niedriger ständen, würden sie ebenfalls eine Herabsetzung gefordert haben. Es lag daher viel mehr im Vorteile der Speditöre, die Uhren auf einer geeigneten Höhe zu halten, und sie suchten nur von dem Nutzen, den sie den Fabrikanten zuwendeten, eine Art Rückgewähr, einen Abzug zu erlangen.

Daraus erklärt sich denn, dass diese Marktpreise seit den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts nur sehr unbedeutend gewechselt haben und jetzt fast genau so hoch als 1808 stehen.

Diese Rückgewähr wurde zum Teil in barem Gelde gegeben. Es führte sich nämlich die Sitte ein, dass, wenn der Fabrikant vom Speditör die Bezahlung abgeholt hatte, die Tochter oder Frau desselben an der Tür das sogenannte Zurückschenken, etwa 3 kr. vom baren Gulden, einforderte.

Der Hauptsache nach aber bestand sie darin, dass der Speditör von jedem Fabrikanten, dem er Arbeit gab, fleißigen Besuch

seiner Bierstube und der Feste, die bei ihm gefeiert wurden, forderte, und zugleich erwartete, dass er seine Lebensbedürfnisse, so viel wie möglich, aus seinem Kramladen beziehe.

Durch diese Kundschaft gewann er natürlich sehr bedeutend, und durfte sich nicht scheuen, seine Preise sehr hoch zu spannen und manchen überflüssigen Aufwand zu fordern.

Diese an sich schon nachteilige Lage der Fabrikanten verschlimmerte sich besonders durch die vielen Schuldverhältnisse, in die sie teils Unglücksfälle, Krankheiten, Arbeitsstockungen, hauptsächlich aber der jahrelange Kredit, den sie den Hausirern geben mussten, stürzten.

Die einzige Bürgschaft, die sie für ein Darlehn bieten konnten, waren ihre Forderungen an die Hausirer, über die aber selten schriftliche Rechnung geführt wurde, und die nur der Speditör, der sie vermittelt hatte, kannte und ihrem Werte nach zu beurteilen vermochte. Er, der zugleich das Geld zuerst in die Hände bekam, war daher der einzige, an den sie sich wenden konnten. Ihm kam aber auch ein solcher Antrag ganz gelegen, denn er durfte die Bittsteller nur anweisen, so viel sie bedürften, aus seinem Laden zu entnehmen, und ihnen den Betrag von ihrer Forderung abziehen, so hatte er später nicht nötig, das bare Geld, das der Hausirer schickte, auszuzahlen, konnte leicht hohe Zinsen nehmen, und war des Absatzes seiner Waren gewiss.

Durch diese Geschäfte warf nun die Spedition nicht bloß so hohe Erträge ab, dass sich ihr alle vorhandenen Kapitalien zuwandten und den Fabrikanten immer mehr die Mittel entzogen wurden, sich aus ihrer Abhängigkeit zu befreien, sondern es lag auch eine viel weitergreifende Umgestaltung nahe, die sich, ohne dass eine der Parteien es ahnte, mehr und mehr geltend zu machen anfing.

Viele Speditöre forderten nämlich, namentlich in neuerer Zeit, ausdrücklich von jedem Fabrikanten, bei dem sie Bestellungen machten, dass er seine Bedürfnisse vorschussweise von ihnen entnehmen müsse, und führten etwa folgenden Geschäftsgang ein:

Sobald der Auftrag des Hausirers eingelaufen ist, bestellen sie alle einzelnen Teile bei den von ihnen bevorzugten Fabrikanten; sie schießen dabei jedem das notwendige Material vor, und eröffnen ihm zugleich ein Konto für die Erhebung seiner anderweitigen Bedürfnisse. Es braucht also der Uhrmacher weder dem Gestellmacher, von dem er die Gestelle erhalten hat, noch dem Gießer oder dem Kettenmacher für das Gusswerk und die Kettenräder Zahlung zu

leisten, sondern alle diese haben ihre Bestellung direkt vom Speditör erhalten und fordern auch nur an diesen.

Mit den Verfertigern solcher Uhrenteile, die erst im Auslande vom Hausirer an die Uhr angepasst werden, z. B. Zifferblätter, Perpendikel, Glocken, werden auf ganz dieselbe Weise abgesonderte Geschäfte abgeschlossen.

Läuft nun das Geld ein, so werden die gemachten Vorschüsse von der Rate jedes Fabrikanten abgezogen und nur der Rest bar ausbezahlt. Sollte ein Konto zu groß geworden sein, so kann durch eine neue Bestellung an den guten Kunden leicht die nötige Garantie für die Deckung erlangt werden.

Da die Barzahlungen immer sehr gering sind, so zahlt der Speditör auf diese Weise eigentlich dem Fabrikanten seine Arbeit im voraus und kreditirt seinerseits dem Hausirer; dabei besorgt er alle kaufmännischen Geschäfte, so dass der Verkehr sich ganz und gar auf sein Kapital und seine Intelligenz stützt, und er als der eigentliche Unternehmer erscheint.

Der Fabrikant ist unvermerkt zum Arbeiter geworden; er erhält zwar scheinbar einen sehr annehmbaren Stücklohn berechnet, wird aber durch die Auszahlung in Waren, gegen deren Preissätze er nie Widerspruch erheben kann, um sehr bedeutende und ungewisse Prozente verkürzt, die den Kapitalzins und Unternehmungsgewinn des Speditörs ausmachen.

Der Hausirer endlich ist der Kommissionär des Speditörs. Er hat demselben einen bestimmten Satz, den Marktpreis, abzuführen, und dafür bleibt ihm das Plus überlassen, welches er vom Konsumenten durch vorteilhafteren Verkauf erlangen kann.

Wie man sieht, ist dies eine völlige Veränderung des früheren Systems der Industrie und eine natürliche Folge davon, dass der Fabrikant aus Mangel an Intelligenz und Kapital nicht selbständig mit dem Hausirer oder Kaufmann verkehrte.

Sie ist übrigens selten in ihrer ganzen Konsequenz durchgeführt; viele Fabrikanten stehen noch in direktem Verkehr, besonders mit ihren hausirenden Verwandten; andere machen mit mehreren Speditören Geschäfte; manche Speditöre scheuen auch so bedeutende Vorschüsse; am wenigsten wird sie aber irgend einer der Parteien klar.

Der Speditör betrachtet sich im Gegenteil immer noch als Geschäftsführer des Fabrikanten, und die Idee, sich offen zum Fabrikherrn zu machen, liegt ihm besonders deshalb ganz fern, weil er

nicht gesonnen ist, irgend eine Vertretung zu übernehmen, wenn der Hausirer seinen Schuldverbindlichkeiten gegen den Fabrikanten nicht nachkommen sollte.

Der Fabrikant gibt andrerseits von seiner scheinbaren Selbständigkeit nichts nach, hält die Handlungsweise des Speditörs für habsüchtige Unredlichkeit und spricht seinen Hass überall aus, wo er es ohne Furcht, brotlos zu werden, tun zu können glaubt.

Dieser Zustand hat schon seit einer Reihe von Jahren bittere Klagen hervorgerufen, die besonders seit 1840, trotz großem Widerstreben von verschiedenen Seiten, in Eingaben und Vorschlägen an die Staatsregirung gelangt sind.

Auf diese Schriftstücke werde ich im letzten Teile meines Aufsatzes eingehen.

Neben dieser, bis jetzt weder für die Fabrikanten, noch für die Fabrikation vorteilhaften Entwickelung ist der Hausirhandel in den letzten Jahrzehnten in eine ziemlich bedenkliche Lage geraten.

Die Hausirer sind größtenteils arme Fabrikantensöhne, die die Uhren unmöglich im voraus zahlen können; eines regelmäßigen Wechselbezugs sind sie auch nicht fähig, weil sie gar keine Garantien bieten, sie müssen also sehen, von irgend einem Speditör oder Fabrikanten, der das Risiko übernimmt, die Waren auf Kredit zu bekommen; der Gläubiger schreibt ihnen dann aber auch den Preis vor, und wie ich schon zeigte, sind diese sogenannten Marktpreise seit 1808 fast unverändert geblieben.

Nun hat zwar die Schwarzwälder-Uhrenfabrikation nie eine ernstliche Konkurrenz in demselben Artikel erlitten, denn die Uhren, die in Württemberg auf dem östlich angrenzenden Teile des Schwarzwalds gefertigt werden, werden mit den badischen zugleich von denselben Speditören und zu denselben Preisen versendet, so dass sie keinen nachteiligen Einfluss üben; und die sächsische Fabrikation, die zu Karlsfeld und Hinterhermsdorf bei Sebnitz, etwa 40 Meister beschäftigt, verschwindet gänzlich.

Allein die übrige Uhrenfabrikation hat sich in der neueren Zeit so sehr gehoben, und die Uhren sind allerwärts so billig geworden, dass der Hausirer für sein ungeschicktes, geschmackloses Holzwerk unmöglich hohe Forderungen stellen kann.

In Morey, in der Franche Comté, werden fabrikmäßig Wanduhren, in Größe und Form wie die Schwarzwälder, aber ganz von Eisen und mit dem Vorzuge größter Solidität, gefertigt, die schon für $5^1/_2$ bis 8 fl. auf den südlichen Märkten erscheinen.

Ein Preiskurant der Fabrik J. G. Pätzold in Wien sagt schon im Jahre 1843:

Uhren ohne Kästen:

Halbstündiger Schlag, alle Arten Zifferblätter und Reifen, 5 Zoll Durchmesser, das Stück	5	bis	6	fl.	C. M.
dito mit 6 Zoll Durchmesser	$5\frac{1}{2}$	„	7	„	„
Viertelstündiger Schlag	10	„	12	„	„
Hängeuhren, 8 Taggehwerke	2	„	3	„	„
dito mit Schlagwerk	$4\frac{1}{2}$	„	$5\frac{1}{2}$	„	„

Wie billig Taschenuhren geworden sind ist allgemein bekannt.

So sind denn die Uhren, die vor 1830 in England und Frankreich mit 24 bis 30 fl. abgesetzt wurden, auf 11 bis 12 fl. gesunken, und in Deutschland gelten sie nirgends mehr über 7 fl.

Dies verkürzt nicht nur den Verdienst des Hausirers, sondern soll auch wirklich seine Existenz bedrohen.

Die gewöhnliche 24stündige Uhr kostet ihn, ohne Transport und Steuern, 2 fl. 40 kr.[1]).

Der Transport kommt etwa 10 kr.; Zölle und Steuern 10 kr. bis 1 fl., auch 1 fl. 20 kr. für das Stück[2]). Er hat also 4 fl. 10 kr. Selbstkosten, so dass ihm noch 3 fl. bis 7 fl. Ertrag bleiben.

Obgleich nun manche Speditöre widersprechen, so behaupten doch die Hausirer, dass sie mit diesem Einkommen die Kosten ihres steten Reisens, selbst wenn sie einen großen Teil ihres Unterhalts durch Reparaturen alter Uhren beschaffen, nur noch mit der größten Mühe bestreiten können, und ich habe selbst Briefe gesehen, in denen sie den Markt nur noch mit der billigsten Ware für haltbar erklären.

In neuester Zeit machen amerikanische Uhren, die ganz in Schwarzwälder Art gefertigt, in England großen Absatz finden sollen, noch größere Besorgnisse rege.

Bestimmte Wirkungen haben sich bis jetzt nur darin gezeigt, dass die Zahlungen der Hausirer sehr unsicher geworden sind und

[1])

Werk	1	fl.	24 kr.
Zifferblatt	—	„	24 „
Glocke	—	„	11 „
Ketten und Schnüre	—	„	30 „
Gewichtsröhren und Perpendikel	—	„	11 „
	2	fl.	40 kr.

[2]) Im Anhange sind bei jedem Lande die Steuern und Zölle, die den Hausirer treffen, bemerkt.

schon viele Speditöre und Fabrikanten bedeutende Verluste an den kreditirten Uhren gemacht haben.

Die Hausirer verbrauchen das Geld für ihr Leben, und erklären dann, es liefe nicht ein, sie seien betrogen worden, sie könnten der schlimmen Umstände wegen nicht zahlen u. dgl. Im Auslande ist aber jede gerichtliche oder anderweite Verfolgung so erschwert, dass die einzige Hoffnung, das Geld zu erlangen, in neuen Vorschüssen liegt, durch die der Hausirer Gelegenheit hat, sich wieder zu heben, und mit dem neuen Gewinn auch die alten Schulden zu decken. Dies bewirkt denn leicht neue Verluste und neue Betrügereien, die in der letzten Zeit so weit getrieben worden sind, dass unter anderem ein Hausirer durch mehrere Jahre ganze Uhrensendungen an einen französischen Kaufmann um den halben Preis verkaufte, die er den Fabrikanten durch Versprechungen und Vorspiegelungen entlockte. Der Betrug wurde erst entdeckt, als der Kaufmann selbst nach Furtwangen kam und die Uhren hier ebenso billig kaufen wollte.

Solche Verhältnisse vermehren natürlich die gedrückte Stimmung, und haben zu den Klagen der Fabrikanten noch die der Hausirer und Speditöre gesellt, von denen jede Partei sich gegenseitig beschuldigt und anklagt.

Die Staatsregirung hat sich auf diese Aufforderungen auch gleich bereit erklärt, Hilfe zu leisten.

Sie errichtete zwei Gewerbeschulen zu Triberg und Neustadt, und ernannte eine Kommission sehr ausgezeichneter Beamteten, die die Lage der Industrie untersuchen sollte, weil aus den Parteischriften keine genügende Einsicht in die Verhältnisse zu gewinnen war.

Merkwürdigerweise hatte sie in diesen Erhebungen mit höchst bedeutenden und ganz unerwarteten Schwierigkeiten zu kämpfen.

Die Kommission lieferte eine sehr wertvolle Uebersicht der Meister und ihrer Beschäftigung, die ich benutzt und als Tabelle I in den Anhang gestellt habe; aber überall, wo nicht polizeiliche Nachweisungen eine sichere Grundlage bieten konnten, traten die unverständigsten Ideen der Industriellen hemmend und fast unüberwindlich in den Weg.

Man meinte, die Regirung werde die Aermsten unterstützen, oder sie werde eine Einkommenssteuer erheben, und gab deshalb den Verdienst und die Produktion so niedrig als möglich an; andere glaubten, die Regirung werde eine Zunftverfassung einführen, in

der die bedeutendsten Meister den meisten Spielraum hätten, oder sie folgten auch nur ihrer Eitelkeit und prahlten mit viel zu bedeutenden Geschäften; die Verständigeren hielten es wenigstens für vorteilhaft, sich so wenig wie möglich zu entdecken: und so wurde jeder Blick in die Größe und Kräfte der Produktion, des Verdienstes, des umlaufenden Kapitals höchst unzuverlässig. Dazu kommt, dass, schon so lange die jetzige Art die Gewerbesteuer zu veranlagen besteht, jeder Meister gewöhnt ist, die Zahl seiner Gehilfen zu verheimlichen und geringer anzugeben, was oft mit der größten Verschlagenheit durchgeführt wird: so dass es in der Tat für die Behörden eine äußerst schwierige und undankbare Aufgabe ist, dieses Gewebe von Einsichtslosigkeit, Misstrauen und Hartnäckigkeit zu durchbrechen, und ihre eifrigen Bemühungen bis jetzt noch zu keinem Abschlusse gelangen konnten.

II.

Nach dieser eigentümlichen historischen Entwickelung liegt für eine Darstellung der heutigen Verhältnisse das Hauptinteresse in der Stufe, welche der technische Betrieb erreicht hat, und in dem physischen und moralischen Zustande der Arbeiter.

Ueber beides bin ich imstande wesentlich aus eigener Anschauung zu berichten.

Die Fabrikation lässt sich nicht füglich unter einen Gesichtspunkt bringen, es haben sich in ihr einzelne Kreise gebildet, die in Produkt und Bearbeitung sehr verschieden sind.

Bei weitem der wichtigste unter diesen ist die sogenannte Großuhrmacherei; sie umfasst etwa 90 % der ganzen Produktion und ist der ursprüngliche Stamm und Kern der ganzen Industrie.

Die Großuhren sind die bekannten hölzernen Pendeluhren, die man in ganz Europa in jeder Bauernstube antrifft. Sie charakterisiren sich durch ein weiß lackirtes Zifferblatt von beinahe einem Fuß Durchmesser, das verschiedentlich bunt bemalt ist, und der Form nach ein großes Quadrat darstellt, auf dem oben ein kleinerer Halbkreis aufsteht.

Ihre anerkannte Brauchbarkeit und Dauerhaftigkeit haben ihnen, trotz des geschmacklosen Aeußeren, ihren außerordentlich ausgebreiteten Markt gesichert.

Großuhren heißen sie im Gegensatz zu den Kleinuhren; ihre Werke sind 5 bis 7 Zoll hoch, während die Kleinuhren nur 3 Zoll Höhe haben.

Auf sie findet alles das Anwendung, was ich von der anfänglichen Gestaltung der Fabrikation, von der Teilung der Arbeitszweige, und der strengen Regelmäßigkeit des Betriebs schon früher erwähnt habe. In der Großuhrmacherei gibt es nicht allein eigne Arbeiter für die Gestelle, für die Zifferblätter, die Glocken und Räder, für die Ketten und Perpendikel, und was sonst zur sogenannten Zutat gehört: sondern auch die Fabrikanten der Werke selbst scheiden sich wieder in strenggesonderte Klassen.

Es werden 4 Sorten Großuhren unterschieden: 12 stündige, 24 stündige und 8 Tag-Uhren, nach der Zeit, in der sie wieder aufgezogen werden müssen, und Schottenuhren, welche gewöhnlich zu den 24 stündigen gehören, aber ein etwas kleineres Werk haben. Diese 4 Sorten sind in ihrer Konstruktion und in ihrer Ausstattung zwar völlig gleich, man bewirkt aber die längere Gangzeit durch umfangreichere Räder, daher stufen sie sich nach der Größe ab. Die 8 Tag-Uhren haben wenigstens 7 Zoll Höhe, die 24 stündigen 6 Zoll, und die 12 stündigen liegen zwischen diesen und den Schottenuhren in der Mitte. Jede dieser Arten hat ihre besonderen Arbeiter, die nie zu einer anderen übergehen, und fordert eigene Gestelle, Räder, Zifferblätter und sonstige Zutat in ganz genau bestimmten und immer gleichbleibenden Größenverhältnissen, die jeder Fabrikant kennt und so sicher einhält, dass aus den entferntesten Ortschaften die Uhrenteile in jede Uhr derselben Art hineinpassen.

Die Verfertigung einer Großuhr hat im allgemeinen etwa folgenden Verlauf:

Ihren ersten Grund legt der Gestellmacher. Er fügt aus Buchenbrettchen, die 7 Zoll lang und schon in der geeigneten Stärke und Breite aus dem Rheintal auf den Wald gesendet werden, ein durchbrochenes Kästchen zusammen, welches, je nachdem die Uhr nur aus einem Gehwerk oder noch aus Schlag- und Weckerwerk bestehen soll, ein, zwei oder drei Fächer hat, und sehr dauerhaft verzapft wird.

Der Uhrmacher nimmt ein halbes Dutzend solcher Gestelle zugleich in die Arbeit, reiht sie vor sich auf und findet mit einer Schablone oder mit dem Zirkel die Punkte, in welche die Räderzapfen eingelegt werden müssen. Er bohrt hier Löcher in das Gestell und setzt sie mit einem Stückchen zusammengebogenem Messingblech als Lager aus.

Die Räder sind, wenn er sie vom Gießer erhält, noch ungezahnt, und entweder ganz roh im Guss, oder vom Räderdreher oberflächlich abgedreht.

Sie werden auf eine messingne Teilscheibe gelegt, auf der die Anzahl der Zähne für jedes Rad bestimmt eingezeichnet ist, und mit einer Zirkularfeile ausgeschnitten. Die Zähne, die nach dieser Operation viereckig erscheinen, werden dann mit einer dreieckigen Handfeile unter unbestimmten Graden zugespitzt. Darauf wird in das Rad eine sehr starke hölzerne Achse eingesetzt, welche an beiden Seiten zentrirte Stifte als Zapfen erhält, und als Getriebe wird die nötige Zahl Drahtstifte in die Holzachse eingelassen.

Damit sind die Räder vollendet, und der Uhrmacher hat nur noch für die stählerne Spindel, für den Haken oder Anker und für die verschiedenen, sehr einfachen Vorrichtungen des Schlag- oder Weckerwerks zu sorgen, setzt dann das Werk zusammen und ist zufrieden, wenn sich die Räder mit der Hand ohne Stockung drehen lassen.

Von der Zutat, welche erst im Auslande von dem Hausirer mit dem Werke verbunden wird, erfordert das Zifferblatt die meiste Arbeit.

Die Grundlage dazu schafft der Schildbrettmacher, indem er einen Tannenstamm in Rundklötze von etwa $1^1/_2$ Fuß Länge sägt, und aus diesen mit dem Beil $^1/_2$ Zoll starke Bretter von 1 bis $1^1/_2$ Fuß Breite spaltet.

Diese Bretter werden vom Schilddreher auf einer Seite glatt gehobelt, auf ein Tischchen festgelegt, und so mit der Hand an eine senkrechte Säge, die nach Art der Schneidemühlen konstruirt ist, angeführt, dass die bekannte Form der Zifferblätter ausgeschnitten wird. So roh kommen sie auf eine mechanische Drehbank, die durch Wasser getrieben wird, und deren Meißel sich auf einer besonders ausgearbeiteten Vorlage so fortschiebt, dass er den Rand des Schildes glatt dreht, dann einen erhaben gewölbten Kreis stehen lässt, und in der Mitte um das Centrum wieder eine muldenartige Vertiefung bildet.

Auf diese Weise zugeschnitten, erhält sie der Schildmaler, der sie zuerst mit einer dicken Lage von Kreide und Leimwasser bedeckt, auf einer Drehscheibe von Stein glattschleift und mit Trippel und Bimsstein polirt. Ist damit der Grund für die Malerei gewonnen, so streicht er sie mit Bleiweiß an, setzt die Zahlen durch eine Schablone auf, und malt endlich das Schild aus freier Hand und nach seiner Idee aus.

Die Art dieser sehr unvollkommenen Malerei ist durch die Märkte bestimmt, auf die die Schilde gesendet werden sollen. Frank-

reich verlangt große, grelle Blumen, Deutschland kleinere Eckbildchen, und in England finden nur ganz weiße Zifferblätter Absatz.

Ein Lack von Firniss und Terpentinöl gibt ihnen Glanz und Dauerhaftigkeit. Der Speditör erhält sie schon so in Papier verpackt, wie er sie ohne Gefahr des Bereibens und Zerbrechens in die Kiste legen kann.

Die Glocken und Zeiger gießt derselbe Gießer, der die Räder besorgt, aber aus verschiedenen Metallkompositionen. Die Räder werden aus 1 Teil Kupfer und 1 Teil Zink, die Glocken aus 1 Teil Kupfer und 1 Teil Zinn gegossen. Der Guss geschieht aus Passauer Schmelztiegeln in Sandformen.

Statt der Glocken werden häufig auch sogenannte Tonfedern gebraucht, Spiralen aus Stahldraht, die ebenfalls auf dem Walde gefertigt werden und ihres dumpfen singenden Tons wegen beliebt sind, sie werden in einem breiten Kästchen hinter dem Uhrwerk befestigt.

Die übrige Zutat wird ebenfalls von besonderen Arbeitern, frei mit der Hand, ohne bemerkenswerte Vorrichtungen gearbeitet.

Wie man sieht, ist in diesem Kreise der Fabrikation alles sehr einfach, nirgends ist eine schwierige Kombination, es wird außer den mechanischen Drehbänken nicht einmal eine Maschine angewendet, und die Handarbeit ist so beschaffen, dass sie jeder einigermaßen geschickte Arbeiter in kurzer Zeit erlernen kann.

Die bis ins Aeußerste getriebene Teilung der Arbeit erspart offenbar viel Zeit und Material und hat eine merkwürdige Harmonie erreicht, indess kann man andrerseits nicht läugnen, dass sie so ohne einigendes, leitendes Haupt hingestellt, jede Veränderung und Verbesserung fast unmöglich macht. Es erforderte schon eine weitläufige Uebereinkunft vieler Arbeiter, wenn man in Form und Größe auch nur sehr unbedeutend abweichen wollte, viel weniger ist ein wesentlicher Fortschritt in der Konstruktion denkbar.

Die Uhren sehen einander alle so ähnlich, als wären sie von derselben Maschine gearbeitet, und die Gleichmäßigkeit erstreckt sich nicht allein auf das Fabrikat und den Verbrauch an Material, sondern man hält auch ziemlich dieselbe Arbeitszeit inne, und produzirt mit gleichen Kräften ganz gleiche Massen.

Ich machte die Erfahrung, dass mir die Frage, wie viel ein Meister, ein Gesell und ein Lehrling, die gewöhnlich eine Werkstatt bilden, wöchentlich Uhren arbeiteten, überall auf ganz dieselbe Weise beantwortet wurde. Sie fertigen nach den einzelnen Arten:

18 Stück 12stündige,
14 „ 24stündige,
12 „ Schottenuhren oder
7 „ 8Tag-Uhren.

Dieses Quantum wird bei üblicher und gewöhnlicher Tätigkeit erreicht; tritt einmal ein Hindernis ein, so sucht man es durch Verlängerung der Arbeitszeit und besonders durch Arbeit am Sonntage auszugleichen.

Charakteristisch für alle diese Werkstätten ist der völlige Mangel an Verständnis der Arbeit. Man findet bei keinem Fabrikanten auch nur die Anfänge einer Einsicht in das Wesen der Konstruktion und ihrer Wirkungen; die Uhr ist und bleibt ein unenthülltes Geheimnis, und selbst die bedeutendsten Meister haben von einem wissenschaftlichen Zusammenhange, von einer mathematischen Berechnung der Räderteilungen oder des Stundenlaufs kaum Ahnungen, viel weniger Kenntnisse.

Dies geht so weit, dass die angeführten Uhrensorten, die zu der verschiedenen Gangzeit nur einer verschiedenen Anzahl Zähne bedürfen, als ganz getrennte Künste angesehen werden, die man besonders erlernen muss, und in denen von einem selbständigen Uebergange aus einer in die andere gar keine Rede sein kann. An 8Tag-Uhren wird 1 bis $1\frac{1}{2}$mal mehr verdient, als an den anderen Sorten, sie sind aber bis jetzt wie ein Monopol fast allein dem Marktflecken Furtwangen überlassen, weil niemand versteht sie nachzumachen.

Diese Verhältnisse sind offenbar zum großen Teil in der Trennung der Arbeitszweige begründet, die jede allgemeinere Uebersicht verbietet, ein Teil ist der Armut zuzuschreiben, die von vornherein jede Probe und jeden Versuch als zu kostspielig scheuen muss; überwiegend bleibt aber wol die Schuld den eigentümlichen Volksvorurteilen, die sich jeder allgemeineren Bildung und überhaupt jede Neuerung hartnäckig widersetzen.

Etwas besser gestellt sind in diesen Beziehungen die andere kleineren Kreise, die neben der Großuhrenfabrikation hergehen, und die sich zum Teil sehr glücklich durch die Vorurteile und Hindernisse Bahn gebrochen haben.

Es ist zuvörderst die sogenannte Kleinuhrmacherei, die scho um 1780 von Jacob Jacob begründet wurde.

Die Kleinuhren, die nach ihrem Erfinder auch Zweimal-Jokel genannt wurden, und die man unter dem Namen kleine Schwarz

wälderwerke häufig bei Quincailleriekaufleuten antrifft, sind ebenfalls Pendeluhren, aber nur 3 Zoll hoch und 2 Zoll breit, sie haben ein mit Bronze verziertes emaillirtes Zifferblatt, sonst aber stimmt ihre Konstruktion mit der der Großuhren durchaus überein.

Ihre Kleinheit erfordert genauere und bessere Werkzeuge. Es werden z. B. die Zähne an ihren Rändern nicht mit der Handfeile, sondern mit einer besondern Auswalzmaschine zugeformt, und ihre Getriebe mit dem sogenannten Spindelbohrer eingeteilt und vorgebohrt. Der Hauptunterschied im Betriebe liegt aber darin, dass ihre Verfertigung fast ganz und gar in der einen Hand des Uhrmachers ruht. Er kauft die rohen Räder und Glocken vom Gießer, und die Gewichtsketten vom Kettenmacher, und lässt die Emaillezifferblätter von Genf, die Bronze von Iserlohn kommen: dann arbeitet er aber die ganze Uhr, selbst das Gestell, in seiner Werkstatt, stellt alle ihre Teile fertig zusammen, und unterwirft sie, ehe sie in den Handel kommt, einer Art Regulirung. Auf diese Weise bleibt er Herr seines Geschäfts, und ist imstande wirklich garantirte Ware zu liefern, und jede Verbesserung anzubringen, die ihm vorteilhaft scheint. Die Kleinuhrmacher arbeiten deshalb gewöhnlich mit mehr Gehilfen als die übrigen Uhrmacher.

Ihre bedeutendsten Meister zu Triberg haben mir angegeben, dass ein Meister, ein Gesell und ein Lehrling wöchentlich 10 bis 11 Stück vollendeten.

Die Kleinuhrenfabrikation ist übrigens in diesem Jahrhundert nicht wesentlicher fortgeschritten, als die Großuhrmacherei; man hat gelernt etwas schneller zu arbeiten, gebraucht einige erleichternde Werkzeuge, besondere Zangen u. dgl., sonst ist aber der Standpunkt noch ganz der alte.

Zu den eigentlichen Uhrmachern wird außer den Großuhrmachern und Kleinuhrmachern noch eine kleine Zahl Fabrikanten gerechnet, die sich mit allerhand Künsteleien beschäftigen und dabei durchaus selbständig nach ihrer Idee verfahren. Einige von ihnen verbinden mit gewöhnlichen Uhren bewegliche Figuren, Gesichter, die die Augen drehen, oder Kukuke und Hähne, die die Stunde ausschreien; andre machen Uhren mit massiv messingnen Gestellen, andere endlich wenden statt der Gewichte Federn, wie bei den Stutzuhren, an, und fertigen recht brauchbare und ziemlich saubere Werke. Diese Fabrikanten verschwinden freilich gegen die große Masse der übrigen, indes sind sie, wenn man will, die einzige Fortschrittspartei, und wenn sie selbst keine besonderen Erfolge erreichen sollten, so

werden sie immer einen Stamm denkender und geschickter Arbeiter bilden, der der Hauptfabrikation, wenn es not tut, wesentliche Dienste leisten kann.

Endlich bleibt mir noch ein unverhältnismäßig höher entwickelter Zweig der Fabrikation, die Spieluhrmacherei, zu betrachten übrig, die eigentlich das Feld der Uhrmacherei nur dem Namen nach berührt.

Um 1768 fertigte nämlich Johann Wehrle aus Neukirch eine Uhr, die Melodien auf Glasglöckchen schlug, und Salomon Scherzinger zu Furtwangen brauchte 1770 statt der Glasglocken Pfeifen. Diese rohen Anfänge von Musikwerken wurden von den Mönchen zu St. Märgen und St. Peter lebhaft aufgefasst und mit musikalischen Kenntnissen unterstützt; Martin Mayer, der lange Zeit in England hausirt hatte, brachte Genauigkeit und Sicherheit der Konstruktion hinzu, und so entstanden die ersten erträglichen Spieluhren, die sich nach und nach zu solchem Werte erhoben, dass sie am Ende des vorigen und sogar bis in das dritte Dezennium unseres Jahrhunderts allgemein Mode waren, und zu den Erfordernissen einer geschmackvollen Einrichtung gehörten. Ihr Preis stieg von 100 bis 20 000 fl., und sie erreichten für die anerkannte Schwierigkeit, eine Musik durch Automate hervorzubringen, eine bewunderungswürdige Weichheit, Reinheit und Biegsamkeit des Tons. Heut haben sie nur noch in musikarmen Ländern, in Amerika, England, Russland, Spanien Absatz; die allgemeine Nachfrage hat mit der großen Verbreitung musikalischer Fertigkeiten aufgehört.

Dennoch beschäftigt die Spieluhrmacherei noch 28 Meister, meist mit mittelgroßen Werken, zu etwa 200 bis 800 fl. Die bedeutendsten sind noch immer aus den Familien Siedle und Blessing, die das Verdienst haben, dem Gewerbszweig eine künstlerische und wissenschaftliche Wendung gegeben zu haben.

Ich traf den jüngeren Blessing in Kirnach über einem Werke von acht Registern arbeiten, in welchem zwei Walzen gleichzeitig spielen sollten. Es hatte die Form eines sehr großen Schreibsekretärs, etwa 8 Fuß Breite und 6 Fuß Höhe, und war für einen Preis von 25 000 fl. nach Russland bestellt. Er war damit schon im dritten Jahre beschäftigt, und hatte nur 2 oder 3 junge Leute zu Gehilfen.

Es sind von ihm und seinen Brüdern verschiedene sehr ausgezeichnete Spieluhren bei einzelnen Wirten des Waldes aufgestellt, die mit der größten Präzision und Energie Sonaten, Vorspiele,

Tanz- und Opern-Stücke von Mozart, Haydn und anderen Klassikern zum Vergnügen des Fremden ausführen.

Man kann denken, dass in einem solchen Werke die höchste Sauberkeit der Konstruktion, Politur, Eleganz und geistreiche Kombinationen des Mechanismus jeden Anforderungen entsprechen, und dass hier nicht bloß der mechanische Takt des Praktikers entscheidend ist, sondern durchaus Genialität und Durchbildung Bedingungen sind.

Dies sind etwa die Gestaltungen, die in der Schwarzwälder Industrie vorliegen.

Genauer in die Technik einzugehen, liegt außer meinem Zweck, und ich glaube den Leser, der sich dafür interessirt, mit Recht auf den in der Einleitung erwähnten Aufsatz von Poppe verweisen zu müssen, der jede Manipulation nebst den Werkzeugen auf das genaueste und gründlichste darstellt.

Mein Streben ging mehr dahin, einen Blick in die Zahl der Arbeiter, die Größe der Produktion, des umlaufenden Kapitals, des Rohstoffbezugs u. dgl. zu gewinnen, ich kann mich aber leider keines großen Erfolgs rühmen, und muss bei bloßen Mutmaßungen und Wahrscheinlichkeiten stehen bleiben.

Die Schwarzwälder selbst sind über alle diese Fragen so völlig im Unklaren, dass sich die meisten aller Beurteilung enthalten, andere Angaben machen, die zu augenscheinlich aus der Luft gegriffen sind, um Berücksichtigung zu verdienen.

Die einzige ganz sichere Grundlage ist der erwähnte Kommissionsbericht (Tabelle I). Er gibt die Zahl der Meister für 1843—1844 auf 1419 an, wobei nur sehr wenige unbedeutende Gemeinden unberücksichtigt geblieben sind, und zeigt außerdem die Verteilung der Meister in den einzelnen Ortschaften und die numerische Stärke der einzelnen Arbeitszweige. Er zählt unter den 1419 Meistern

920 eigentliche Uhrmacher,
185 Schildmaler,
90 Gestellmacher,
57 Schildbrettmacher und Schilddreher,
20 Gießer,
51 Kettenmacher,
37 Räderdreher,
9 Tonfedermacher,
15 Werkzeugmacher und
28 Spieluhrmacher.

Die grossen Schwierigkeiten, denen die Bestimmung der Gesellen und Lehrlinge unterliegt, habe ich schon oben bezeichnet.

Die verschiedenen Meister, mit denen ich darüber sprach, schätzten sie gewöhnlich auf 4000. Sie rechneten, dass jeder Meister wenigstens 1 Gesellen und 1 Lehrjungen beschäftigte, viele aber, wie z. B. die Kleinuhrmacher, die Gießer, die Schildbrettmacher, die Tonfedermacher auch 3, 4 ja bis 8, so dass man durchschnittlich auf jeden Meister 3 Nebenarbeiter, also für 1419 etwa 4000 anschlagen müsse.

Dies würde für die ganze Industrie eine Zahl von gegen 5500 Arbeitern ergeben.

Die Zahl der Speditöre ist gar nicht zu schätzen, weil sie zu wechselnd ist. Die Zahl der Hausirer wurde mir auf 1500 angeschlagen. Die Angaben in Tabelle II sind ganz unzuverlässig, und nur hingestellt, um die geographische Verteilung zu veranschaulichen, sie geben nur die Hausirer an, die man im elterlichen Hause erfragen konnte, wobei also die Angesessenen nebst ihren Kindern und Kindeskindern außer Ansatz gekommen sind.

Ebenso unsicher ist die Schätzung des Gesamtprodukts.

Es gab mir eine Versammlung von Uhrmachern und Speditören, die zu Triberg zusammenkam, um sich über Gewerbsangelegenheiten zu beraten, an, dass von allen auf dem Walde gefertigten Uhren nach Prozenten

etwa 50 % 24 stündige,
15 „ 12 stündige,
15 „ 8 Tag-Uhren,
10 „ Schottenuhren,
5 „ Kleinuhren und
5 „ andere künstlerische Sorten

anzuschlagen seien, und da diese Angabe mit den Erhebungen des Schwarzwälder Adresskalenders[1]), der bei jedem Uhrmacher die Sorte, die er arbeitet, anführt, fast ganz genau übereinstimmt, so glaube ich sie festhalten zu können.

Berechnet man nach diesem Prozentsatz und nach der früher erwähnten wöchentlichen Produktion eines Meisters mit Gesellen und Lehrling in den einzelnen Uhrensorten, das Produkt von 4000 Arbeitern, die unter 5500 mit der Verfertigung der eigentlichen Werke beschäftigt sind, so erhält man ein wöchentliches Quantum von 14 076, oder bei 48 Arbeitswochen ein jährliches von 675 648 Werken.

Da die Zutat zu diesen Werken mit ihrer Zahl in einem bestimmten Verhältnis stehen muss, so finde ich eine Hauptstütze des Anschlags darin, dass die Produktionsberechnung derselben sehr annähernde Resultate ergibt.

---

[1]) Von Herrn Lehrer Bauer zu Neustadt jährlich herausgegeben.

Der Schildmaler arbeitet z. B. meist nur mit einem Gesellen und einem Lehrlinge, der aber hauptsächlich zum Farbenreiben und dgl. gebraucht wird. Ein Arbeiter fertigt in 2 bis $2^1/_2$ Tagen ein Dutzend; 185 Meister malen also in 288 Arbeitstagen 319 680 Schilde, die Gesellen ebensoviel, und Lehrlinge und Töchter, die man oft beschäftigt sieht, ergänzen die Zahl zu etwa 650 000 Stück.

Es gibt 11 mechanische Schilddrehereien auf dem Walde, die, je nachdem sie mit mehr oder weniger Vorteil arbeiten, 100 bis 300 Stück täglich abdrehen, der mittlere Satz erreicht also schon das nötige Quantum, und die Handdreher decken den Ausfall.

Ein Gestellmacher setzt in einer Woche 80 Stück Gestelle zusammen, also jährlich 3840 Stück, sämtliche 90 fertigen daher für ihre Person 345 000 Stück, und etwa 90 Gehilfen oder Familienmitglieder bringen die Summe leicht bis auf das Doppelte.

Alle diese Angaben geben freilich nur Wahrscheinlichkeitsgründe dafür, dass die vorhandenen Arbeiter bei gewöhnlicher Tätigkeit die berechnete Summe produziren können; indes glaube ich dennoch mit einem Anschlage von etwa 600 000 Stück für 1845—1846 nicht zu weit zu irren, weil ich nicht bloß persönlich nirgends Klage über Arbeitsmangel hörte, sondern auch Fabrikanten, Speditöre und Händler darin allgemein übereinstimmten, dass noch nie so überhäufte Beschäftigung gewesen sei, als in diesem Jahre.

Noch mehr bestärkte mich in dieser Ansicht der Speditör Blessing in Urach, der anschlug, es gingen wöchentlich

2 Frachtwagen von Furtwangen und Triberg,
2 von Neustadt,
1 von St. Georgen und
1 von Freiburg und den übrigen Speditionsorten

ab, und jeder führe durchschnittlich 10 Kisten Uhren, jede zu rund 250 Stück. Dies ergibt eine Summe von 780 000 Stück jährlich. Da es zweifellos ist, dass sich in den letzten Jahren die Produktion gesteigert hat, so stimmen auch Poppes Anschläge mit den meinigen ziemlich gut überein. Er berechnet für 1840 540 000 Stück.

Legt man 600 000 Stück mit den oben angenommenen Proportionen als richtig zu Grunde, so ist es leicht, eine genaue Berechnung des Rohstoffs und des Arbeitslohns anzustellen, die immer, auch wenn man die Produktion niedriger oder höher annehmen wollte, des Verhältnisses wegen von Wert bliebe.

Ich stelle sie in eine Tabelle zusammen.

Fabrikate	Marktpreis fl.	Marktpreis kr.	Materialkosten fl.	Materialkosten kr.	Arbeitslohn fl.	Arbeitslohn kr.	Produktionsquantum	Gesamtwert fl.	Arbeitslohn fl.
Werke:									
12stündige das Stück	1	—	—	27	—	33	90 000 Stück	90 000	49 500
24stündige das Stück	1	48	—	38	—	40	300 000 „	390 000	209 000
Schottenuhren das Stück	2	—	—	30	1	30	60 000 „	120 000	90 000
Kleinuhren das Stück	3	—	—	36	2	24	30 000 „	90 000	72 000
8Tag-Uhren das Stück	3	30	1	—	2	30	90 000 „	315 000	225 000
Andre Sorten das Stück	6	—	3	—	3	—	30 000 „	180 000	90 000
Material[1])									
Gestelle 100	16	—	8	—	8	—	570 000 „	—	45 600
Räder das Pfd.	—	42	—	33	—	9	4 250 Ztnr.	—	64 200
Schilde das Stück	—	24	—	9	—	15	650 000 Stück	265 000	162 500
Material									
Tannenstämme 360 Stück	15 670	—	—	—	—	—	—	—	81 700
Glocken das Pfd.	—	50	—	38	—	12	750 Ztnr.	62 500	15 000
Tonfedern das Stück	—	16	—	—	—	—	130 000 Stück	35 000	c. 20 000
Ketten,									
eiserne, das Paar	—	12	—	—	—	—	200 000 Paar	70 000	c. 25 000
messingne, das Paar	—	30							
Sonstige Zutat u. Verzierungen	—	—	—	—	—	—	—	c. 50 000	c. 30 000
Spieluhren	—	—	—	—	—	—	—	c. 60 000	c. 40 000
Summe								1 727 500	1 129 500

[1]) Der Wert dieses Materials ist schon in dem der Werke enthalten, ich werfe daher nur den Arbeitslohn besonders aus; dasselbe gilt vom Material der Schilde.

Die in dieser Tabelle angesetzten Marktpreise sind Durchschnittspreise; die Materialkosten wurden mir überall gleichmäßig angegeben, und unterliegen nicht leicht einem Irrtum.

Nach dieser Uebersicht wäre also der Gesamtwert aller Fabrikate 1 727 500 fl., Arbeitslohn darin 1 129 500 fl., es blieben daher für den Rohstoff 595 000 fl. übrig, aus denen sich noch einige bestimmtere Posten ausheben lassen.

Räder und Glocken brauchen nämlich:

2640	Ztnr. englisches Kupfer zu 55 fl.	145 200 fl.
2140	„ schlesisches Zink zu $15^1/_2$ fl.	33 670 „
250	„ englisches Zinn zu 50 fl.	1 250 „
	Die Schilde brauchen:	
360	Tannenstämme zu 44 fl.	15 760 „
570 000	Gestelle brauchen buchene Holzbrettchen für .	42 000 „
	Summe . .	237 880 fl.

Der Rest von 357 720 fl. bleibt also für den Bezug von Messing- und Eisendraht und Blech, für Farben, Blei, Holz, Emaille, Bronze, Brennmaterial und für Werkzeuge aller Art.

Der Wert des Rohstoffs geht zum bei weitem größten Teile ins Ausland. Der Markt für die rohen Metalle ist Köln; für Messing Ulm; für Eisen Rheinpreußen und Mannheim.

Die Triberger Drahtzüge arbeiten zum Mannheimer Marktpreise, so dass der Konsument den Transport erspart.

Der Guss-Stahl zu Tonfedern, wie die Werkzeuge, kommen meist aus Zürich und Schaffhausen; nur das Holz wird aus dem badischen Rheintal und vom Schwarzwald selbst bezogen.

Baden zieht also aus der Uhrenfabrikation einen Gewinn von ungefähr 1 200 000 fl. rh.

Das ausgeworfene Arbeitslohn von 1 129 500 fl. ergibt bei 5500 Arbeitern für den Kopf einen jährlichen Durchschnitt von 205 fl., oder für 1419 Meister jedem 795 fl.

Weiter auf diesen unsicheren Voraussetzungen zu fußen, würde erfolglos sein, und ich verlasse gern die Annahmen und Schätzungen, um den Leser in ein viel realeres Gebiet, in die Lebenszustände der Arbeiter einzuführen.

III.

Der Eindruck, den das Aeußere des Lands auf mich machte, war ein durchaus günstiger.

Ich betrat das Gebiet der Industrie in Triberg, und fand hier

ein kleines freundliches Landstädtchen, das die Chaussée als breite Hauptstraße durchschneidet. Die Häuser sind in gleichen Reihen, zusammenhängend an ihre Seite gebaut, und bilden, wo es sich in dem engen Tale tun ließ, ebenso regelmäßige Querstraßen. Die Bauart ist fast durchweg massiv und in solidem bürgerlichem Geschmack. Die Straßen sind alle gepflastert oder chaussirt und sehr reinlich gehalten. Die Einwohner tragen sich ganz städtisch, und das Gasthaus zum Löwen würde jeder großen Stadt Ehre machen.

Von hier durchreiste ich zu verschiedenen Malen sämtliche Ortschaften zwischen St. Georgen, Voehrenbach, Kappel und Waldau, also mit Ausnahme sehr weniger und unbedeutender Gemeinden das ganze Gebiet der Industrie.

Sie liegen meist alle sehr weit hingedehnt in den langen Tälern, die sich dem Hochberge zuziehen. Die Häuser lehnen zerstreut an den Bergabhängen; der Wald auf den Höhen und die nassen Wiesen auf der Talsohle geben der Landschaft ein frisches, lachendes Ansehen. Die Wege fand ich überall gut imstande, und es fiel mir besonders die Menge sehr betretener Fußsteige auf, die sich fast in gerader Linie über die Höhen ziehen, und zwischen den verschiedenen Ortschaften kreuz und quer die nächsten Verbindungen herstellen. Meist vereinigen sich in der Nähe der Kirchen die Häuser zu einigen Straßen oder einem größeren Platze, auf dem sich der Verkehr konzentrirt. Hier wird dann die Bauart städtisch, man sieht lange Fronten und mehrere Stockwerke; Gardinen an den Fenstern, bunte Fensterladen, Bänke vor der Tür und weiße Zäune um die kleinen Gärtchen machen den Eindruck von Wolhabenheit und Ordnung. Diese Mittelpunkte der Orte haben überall einen großen Ueberfluss an Wirtshäusern und Kramläden, und in größeren Flecken wie Furtwangen, Neustadt, Vöhrenbach sieht man tagtäglich Frachtwagen aufpacken und ankommen, immer herrscht eine gewisse Bewegung. Die Leute sind gut und anständig gekleidet; auch erinnere ich mich nicht irgendwo einen Bettler oder Herumtreiber gesehen zu haben, die sich sonst in so unfruchtbaren Gebirgsgegenden dem Reisenden nur zu bald bemerkbar zu machen pflegen.

Die entfernteren Häuser haben einen eigentümlichen, mehr ländlichen Charakter: für rauhe Winter berechnet, sind sie mit der Rückseite an den Berg angelehnt, auf den sich ein großes Schindeldach bis an die Erde auflegt und nur den vorderen Teil oder eine Ecke des Gebäudes freilässt. Dieses Dach dient als Scheuer und hat vom Berge her eine Einfahrt. Den hinteren Teil des Hauses nehmen

Stallungen und Vorratskammern, den vorderen die Wohnung der Familie ein, die aus einem großen Wohnzimmer und mehreren darüber liegenden Schlafkammern besteht. Das Wohnzimmer dient zugleich als Werkstatt, und ist mit einer fortlaufenden Fensterreihe ohne Pfeiler versehen.

Viele Häuser haben nach der Talseite einen massiven Unterbau, der als Keller oder als Stallung benutzt wird, andere sind mit hölzernen Gallerien und Schnitzwerk verziert, und alle haben etwas sehr Wohnliches und Heimliches. Ihr Baustand schien mir, so oft ich auf ihn aufmerksam war, ganz zufriedenstellend.

Ich besuchte in jedem Orte mehrere Werkstätten, und lernte dadurch auch die häuslichen Einrichtungen genauer kennen.

Die Mehrzahl fand ich ganz übereinstimmend.

Die Familie lebt und arbeitet in der Werkstatt, die nicht gar hoch aber geräumig und sehr hell ist. An die Fenster sind die Werktische angerückt, über denen das Werkzeug der Reihe nach an Gerüsten hängt, so dass es auf den ersten Griff zur Hand ist. An der hinteren Wand des Zimmers steht ein grosser Kachelofen, der mit dem Herde in Verbindung ist, und das ganze Haus heizt. Um ihn herum stehen die nötigen Wirtschaftsgeräte, weil den größten Teil des Jahrs in der Stube gekocht wird. Die Wände sind nach Schweizerart getäfelt, und rings um das Zimmer laufen Sitzbänke hin. In einer Ecke steht meist ein schwerer weißgescheuerter Familientisch, über dem ein grosses geschnitztes Kreuz und verschiedene Heiligenbilder angebracht sind.

In diesen Räumen arbeitet der Meister mit seinen Gesellen, und die Frau Meisterin führt darin ihre Wirtschaft, näht und beschäftigt die Kinder, dennoch war ich oft von der Ordnung und Nettigkeit angenehm überrascht, die bei meinem ganz unerwarteten Eintritt darin herrschte.

Gewöhnlich führt aus diesem Hauptzimmer entweder in der Stube selbst oder in einer doppelten Wand eine kleine hölzerne Treppe zu dem Schlafgemache des Meisters und der Meisterin, das, wie mir schien, als eine Art Putzstube behandelt wird. Hier habe ich überall sauber getäfelte Wände, an den Fenstern weiße Vorhänge mit messingnen Haltern, über den hohen Betten verschiedene bunte Kupferstiche, und fast durchgehends ein polirtes Glasschränkchen getroffen, in dem unten die Wäsche und oben Porzellan, Gläser, Putzsachen und verschiedene Kleinigkeiten aufbewahrt werden und zur Schau ausgestellt sind. Auch in den Schlafkammern der Arbeiter

fand ich stets gute, sehr schwere Federbetten zum Teil für zwei Personen bestimmt.

Wo in den Marktflecken die Häuser mehr städtisch gebaut



Alte Uhrmacher-Werkstatt auf dem Schwarzwald.

sind, nimmt auch die Einrichtung mehr diesen Charakter an; die Möbel und das Hausgerät werden bürgerlicher, es bleibt aber dieselbe Ordnung und Reinlichkeit und eine gewisse einfache Behaglichkeit.

In Betreff der Kleidung richten sich die Männer durchgängig nach der schlichten kleinstädtischen Art, die Weiber tragen dagegen noch die Volkstracht.

Diese ist in den verschiedenen Ortschaften etwas abweichend, besteht aber der Hauptsache nach aus einem groben dunklen Barchent- oder Merinorock, der bis über die Waden reicht, und einen Rand von schwarzen und roten Tuchläppchen hat. Darüber ein Leibchen, das vorn mit Heften von Messing oder Neusilber zusammengehalten ist, um den gestickten oder mit bunten Wirkereien versehenen Vorstecker aufzunehmen. Um den Hals tragen sie einen eng anschließenden viereckigen Halskragen von Sammt, der bis an den Kehlkopf reicht und nur die Schultern freilässt. Kopf und Ohren umschließt eine glatte, hinten breite Kappe, die ebenso wie die vier Ecken des Halskragens mit seidenen oder goldenen Blumen gestickt ist. Darüber wird ein gelber oder orange angestrichener Strohhut mit schmaler Krempe ganz in der Form eines Mannshuts gesetzt, an dem sehr breite schwarzseidene Bindebänder angenäht sind, die frei über den Rücken herabhängen. Die Strümpfe sind von krapproter Wolle.

Beinahe jeder Schwarzwälder besitzt einen Regenschirm, den er immer mit sich führt.

Die Kost ist äußerst einfach und frugal. Ich kann mich hier auf einen Bericht des Herrn Amtsphysikus Winterhalter zu Neustadt beziehen, der sich durch seine medizinisch-statistischen Beobachtungen bei seiner vorgesetzten Behörde einen Namen erworben hat. Er sagt:

„Der Schwarzwälder isst täglich 5 Mahlzeiten: früh Wassersuppe, gesottene Erdäpfel und süße Milch; um 9 Uhr Butter, Käse, Milch und Brot; zu Mittag Wassersuppe oder Specksuppe, gebratne Knöpfle, Schupfnudeln oder Erdäpfel mit Sauerkraut, Salat oder Mangold; um 3 Uhr Käse, Milch und Brot. In der Ernte wird auch wohl saurer Wein, oder Bier mit Küchle gereicht. Abends kommt Milchsuppe, gesottene Erdäpfel und abgerahmte Milch auf den Tisch.

Herr und Frau trinken täglich Kaffee; Kinder, Gesellen, Dienstboten nur Sonntags, der Frau bleibt wol auch für Nachmittag eine Tasse übrig. In Wirtshäusern wird mehr Bier als Wein getrunken; Branntwein nehmen nur die Fuhrleute, Zimmerleute, Maurer u. dgl., nur Leute, die die schwerste Arbeit verrichten."

Das Zeugnis eines solchen Mannes überwiegt jede vorübergehende Beobachtung; ich kann nur hinzurügen, dass ich außer in

Gasthäusern kein Fleisch essen sah, und dass ich den Gebrauch des Kaffees ziemlich beschränkt fand, dagegen sehr häufig eingedickte saure Milch mit Erdäpfeln in großen Massen als Nahrungsmittel antraf.

Ich hielt mich einmal einen Tag bei einer gewöhnlichen Uhrmacherfamilie auf, da wurde, um mich als Gast zu ehren, mittags Speckbrühe mit eingeschnittenem Brot, und darauf eine sehr umfangreiche Schüssel Salat und ein großes Stück geräucherter Speck aufgetragen. Diesen Speck legte immer ein Tischnachbar dem anderen auf den Teller, und jeder schnitt sich ein Stück ab, so ging er so lange im Kreise herum, bis nichts mehr übrig war.

Um mich genauer von den Wirtschaftszuständen zu überzeugen und ein gewisses Maß für die Bedürfnisse zu gewinnen, die die gewöhnlichen Fabrikanten für notwendig zum behaglichen Leben halten, suchte ich von einigen Hausvätern, die mir zuverlässig genug schienen, detaillirte Uebersichten ihrer Ausgaben zu erlangen; und es ist mir möglich, dem Leser in den Anhängen III, IV und V drei derselben vorzulegen, die vollständig und übersichtlich sind.

Die erste ist von Franz Boehler, einem Uhrmacher in Neustadt, der dort unter die geschicktesten Meister gehört, und unter anderem auch Massivuhren fertigt; er hat dadurch ein gutes Einkommen, so dass seine Haushaltung schon unter die wolhabenderen gerechnet werden muss.

Die zweite gab mir der Uhrmacher Siffle in Furtwangen an, der sich auch in ganz erträglicher Lage befindet, aber in seinem Einkommen schon mehr beschränkt ist.

Die dritte endlich diktirte mir ein bedeutender Speditör und Krämer Schultheiss zu St. Georgen in die Feder, der längere Zeit Ortsvorstand war, sich auch bei den Eingaben an die Regirung lebhaft beteiligte, und vermöge seiner ausgedehnten Geschäfte mit den Verhältnissen der Fabrikanten ganz genau bekannt ist. Er hatte dabei die Absicht mir zu zeigen, wie viel in einem Haushalte der beschränktesten Art jährlich gebraucht würde.

Die einzelnen Posten bleiben dem Urteile des Lesers überlassen, auch sind solche Rechnungen natürlich immer mehr Ueberschläge, als tatsächliche Wahrheiten. Im allgemeinen ist aber daraus zu ersehen, dass in der Hauptmasse der nur auf ihre Arbeit angewiesenen Fabrikanten, denen alle die angeführten angehören, die Ausgaben für die Kost zwischen 60 und 90 fl. jährlich auf den Kopf, oder zwischen 10 und 15 kr. täglich schwanken; dabei sind

aber die Kinder mitgezählt; für einen Uhrmachergesellen wurde sie mir von verschiedenen Seiten auf 15, 18, auch 20 kr. täglich berechnet.

Die Kleidung ist für den Mann zwischen 24 und 36 fl., für die Frau zwischen 17 und 20 fl. jährlich angegeben.

Die übrigen Wirtschaftsausgaben sind alle ganz bescheiden, doch sind dabei Feste, Hochzeits- und Patengeschenke, Schulbücher, Fahrnisversicherung, Ausbesserungen und dergleichen Verwendungen aufgeführt, die einen geordneten Hausstand bezeichnen.

Man wird zugeben, dass dieser Zustand ganz beruhigend ist, und mir ist kaum ein Beispiel vor Augen gekommen, dass ein Hausstand die niedrigsten Ansätze nicht zu erreichen schien.

Ich machte in der Umgegend von St. Georgen, wo man über die schlechtesten Preise und geringe Ware klagt, einen mehrstündigen Ausflug mit dem Bruder des erwähnten Speditörs Schultheiss, der studirt hat und so bereitwillig auf meine Pläne einging, dass ich keinen Grund habe, eine absichtliche Täuschung vorauszusetzen. Diesen bat ich, mich in eine der ärmlichsten Hütten, die er in der Gegend kenne, zu führen, und so gelangten wir durch den Stockwald zu einem kleinen hölzernen Häuschen, welches von der üblichen Form ziemlich abwich und mit Stroh gedeckt war; auf der einen Seite hatte es einen Kuhstall, auf der anderen eine Stube, und wurde von einem alten Ehepaare bewohnt, das ein 8jähriges Mädchen bei sich hatte. Die Stube war kaum 7 Fuß hoch und nur etwa 5 Schritt im Quadrat. Die Frau kochte im Stubenofen. Der Mann erhielt sich von Gestellmachen und arbeitete in schlechter Kleidung an einem Fenstertische. Er schien allerdings nicht in günstigen Verhältnissen zu sein, doch war in der ganzen Wohnung Ordnung, und eine doppelte Bettlade, die den größten Teil der Stube einnahm, enthielt Kissen und Bettdecken von buntem, baumwollenem Zeug, und war mit eben solchen Vorhängen versehen. Das Mädchen schlief unter dem Dache. Der Mann verdiente sich 5 bis 7 fl. die Woche.

Dürftigere Verhältnisse habe ich nirgends kennen gelernt. Andrerseits habe ich aber auch nirgends eine besondere luxuriöse Einrichtung gesehen; selbst bei den beiden Koryphäen der Kleinuhrmacherei, Pfaff und Schwer zu Triberg, fand ich nur eine ganz gewöhnliche, sogar untergeordnete Möblirung, einfach geweißte Wände und ganz schlichte Kleidung, obwol diese Männer ein Einkommen von wenigstens 2000 fl. haben.

Aus diesen Bemerkungen wird man ermessen können, eine wie große Gleichmäßigkeit die Verhältnisse des Schwarzwaldes charakterisirt, und wie schwer es ist, ein Urteil über die verschiedenen Vermögenszustände der Einzelnen zu gewinnen.

Genauere Bekanntschaft belehrte mich zunächst über den Einfluss des Grundbesitzes, der überwiegend die Lebensverhältnisse der Bevölkerung gestaltet, und offenbar den wichtigsten theoretischen Gesichtspunkt in der Schwarzwälder Industrie darbietet.

Der Leser wird sich erinnern, dass schon die ursprünglichste Tendenz derselben dahin ging, die spärlichen Erträge des Ackerbaus zu ergänzen, und dass die Fabrikanten sich nicht von ihrer ländlichen Lebensweise entfernten, sondern auf wenigen Morgen eine kleine Landwirtschaft fortführten.

Dies Verhältnis besteht auch heut noch ganz in der alten Weise.

Schon die geschilderte Bauart der Häuser zeigt ihren ländlichen Zweck, doch auch wo in den Marktflecken mehr städtische Gebäude bestehen, sieht man überall sehr sorgfältig geschichtete Düngerhaufen an ihrer Seite, und im unteren Geschoss Stallungen für das Vieh und Vorratskammern für die Ackergerätschaften.

In der Nähe der Ortschaften gibt es kaum ein größeres Ackerstück; alles tragbare Land ist in kleine Parzellen geteilt, und nur in abgelegenen Tälern und auf den entfernten Gemarkungen der Ortschaften halten sich noch einzelne grosse Bauerhöfe, zu denen fast alle Waldungen auf den Höhen gehören, und die meist ein Areal von mehr als 1000 Morgen umfassen. Mittlere Güter fehlen fast ganz.

Um mich genauer zu überzeugen, wie gleichmäßig und in welcher Größe das Land unter den Industriellen verteilt sei, erfragte ich auf Grund des Adresskalenders in 5 Gemeinden: Neustadt, Neukirch, Waldau, Schollach und Urach, von Männern, die genaue Kenntnis hatten, die Zahl der Kühe, die jeder einzelne Fabrikant hielt. Diese lässt einen ziemlich richtigen Schluss auf die Größe der Parzellen zu, weil man ohne großen Irrtum auf je eine Kuh 2—3 Morgen rechnen kann.

Das Ergebnis war, dass 206 Fabrikanten 396 Kühe besassen. Unter diesen hatten 63 nur eine Kuh, 65—2, 23—3. Nur 4—4 und nur 2—5; 2—6; 1—7; 2—8; 1—15 und 1—16.

40 besassen gar keine Kuh; unter diesen war der größte Teil

noch unverheiratet, ein anderer im Leibgeding, so dass kaum $1/4$ als solche übrig bleiben, die zum Besitz zu arm waren[1]).

Die Zahl derer, die 1, 2 oder 3 Kühe besassen, war demnach 151 unter 206; dehnt man dies Verhältnis auf die übrige Meisterzahl aus, die, wie erwähnt, 1419 beträgt, so ergiebt sich für das ganze Gebiet der Uhrenindustrie eine Summe von 1040 kleinen fabrizirenden Grundbesitzern, deren Besitztum eine Größe von 2—6 Morgen hat.

Ein grosser Teil dieser Parzellen ist nicht im Eigentum der Fabrikanten, sondern nur von Bauern, Gastwirten oder Kirchenverwaltungen abgepachtet; indes dauern die Pachten gewöhnlich sehr lange, und Kapital und Pachtzins stehen so gleich, dass wenig Unterschied zwischen Pächtern und Eigentümern besteht.

Zwei Morgen und Wohnung werden in allen Ortschaften mit 55—60 fl. gepachtet, in den Dörfern gibt aber der Verpächter noch etwas Holz und die nötigen Ackerfuhren unentgeltlich, was in den

---

[1]) Die näheren Erhebungen für die einzelnen Gemeinden sind folgende:

Neustadt	Neukirch	Waldau
80 Fabrikanten mit 116 Kühen.	58 Fabrikanten mit 93 Kühen.	26 Fabrikanten mit 62 Kühen.

Von diesen

13 Fabr. 0 Kühe.	13 Fabr. 0 Kühe.	4 Fabr. 0 Kühe.
29 „ 1 Kuh.	20 „ 1 Kuh.	5 „ 1 Kuh.
32 „ 2 Kühe.	13 „ 2 Kühe.	8 „ 2 Kühe.
5 „ 3 „	6 „ 3 „	6 „ 3 „
1 „ 8 „	1 „ 4 „	1 „ 4 „
	2 „ 6 „	1 „ 5 „
	1 „ 7 „	1 „ 15 „

Urach	Schollach
25 Fabrikanten mit 43 Kühen.	17 Fabrikanten mit 45 Kühen.

Von diesen

6 Fabr. 0 Kühe.	4 Fabr. 0 Kühe.
4 „ 1 Kuh.	5 „ 1 Kuh.
8 „ 2 Kühe.	4 „ 2 Kühe.
5 „ 3 „	1 „ 3 „
2 „ 4 „	1 „ 5 „
	1 „ 8 „
	1 „ 16 „

Marktflecken wegfällt. Die Kaufpreise differiren dagegen viel mehr. Sie stehen zwischen 1500 und 3000, auch für besonders günstig gelegene Grundstücke noch höher, so dass, wie man sieht, der Pächter oft billiger dazu kommt, als der Eigentümer.

Die Bewirtschaftung geht auf größeren, besonders bäuerlichen Ackerstücken nach einer Art Fruchtordnung.

Man rechnet auf 5 Jahr Frucht und 5 bis 10 Jahr Dreesch, und teilt nach der Zahl der Jahre den Acker in gleich große Beete, die sich horizontal am Abhange hinziehen, und nach der Reihe dieselbe Bearbeitung erfahren. Im ersten Jahre wird der Rasen mit der Hacke weggeschürft, durch öfteres Umwenden getrocknet, dann über etwas Holz und Gestrüpp in Haufen gelegt und auf dem Acker verbrannt; im folgenden Jahre werden Asche und Reste mit etwas Dünger untergepflügt und Kartoffeln gesteckt; im dritten Jahre wird neu gedüngt und Roggen, im vierten Jahre Mischelfrucht, d. h. Roggen und Hafer vermischt gesäet; im fünften Jahre wächst Hafer ungedüngt. Auf sehr günstigen Aeckern sucht man noch ein Jahr Flachs, Hanf oder weisse Rüben einzuschieben; zartere Pflanzen, wie z. B. Weißkraut, kommen schon nirgends mehr fort.

Dabei lohnt aber der Ertrag wegen der großen Unfruchtbarkeit und Rauheit des Klimas kaum der Mühe.

Kleinere Parzellen werden viel vorteilhafter durch eine Art Gartenwirtschaft benutzt. Der Fabrikant hält einen verhältnismäßig sehr großen Viehstand, den er auch in ungünstigeren Jahren durch sein Gewerbe behaupten kann, es fehlt ihm also niemals an Düngung. Außerdem ist von den wenigen Morgen noch der größte Teil Wiese, so dass das kleine Ackerstück von Frau und Kind auf das vortrefflichste mit der Hand bearbeitet werden kann. Endlich kann er für Aussaat und Ernte den günstigsten Augenblick vollkommen benutzen, weil die Werkstatt stets disponible und genügende männliche Kräfte bietet.

Allerdings sind auf diesen kleinen Parzellen keine Reinerträge zu erzielen, wenn man die Arbeit der Familie zu dem landesüblichen Tagelohn[1]) anschlägt, indes sind sie immerhin unverhältnismäßig hoch verwertet. Man rechnet im allgemeinen auf 2 Morgen das Futter für eine Kuh und etwa 180 Sester Kartoffeln, und in besseren Gegenden, wie St. Georgen, Kirnach u. dgl., wol noch gegen 40 Sester Getreide.

---

[1]) Siehe den Anhang VI.

Dazu muss man aber noch eine große Masse kleiner Wirtschaftsbedürfnisse anschlagen, die kaum beachtet werden, aber wenn sie gekauft werden sollen, nicht unbedeutende Kosten verursachen. Etwas Kraut, Salat, Schnittlauch, Zwiebeln, ein Stück Geflügel, Eier, Hühner, Tauben kann jeder Hauswirt ohne Kosten erzielen, und umgeht dabei die Schwierigkeit, diese Dinge in den kleinen Orten anzukaufen oder aus großen Entfernungen herzuholen.

Es ist schwer, diese Erträge in Geld anzuschlagen, man wird sie aber vielleicht am besten aus den 3 Wirtschaftsberechnungen beurteilen können, wo jedesmal genau nebeneinander gestellt ist, wie viel der Haushalt ohne Kuhteil kosten würde, und wie viel mit Kuhteil.

Der Geldvorteil stellt sich für Boehler, der 2 Morgen 16 □Ruten Wiese und Acker besitzt, auf 57 fl. 39 kr., für Siffle in Furtwangen, der 5—6 Morgen besitzt, auf 163 fl. 48 kr., und für St. Georgen bei der Annahme von 2 Morgen auf 111 fl. 40 kr.

Der Nutzen ist hauptsächlich durch die Art bedingt, wie sich die Kost dem Ertrage anbequemt. Dies geschieht in den meisten Wirtschaften soviel wie irgend möglich, und daraus erklärt sich am besten, warum der Schwarzwälder auch in ganz wolhabenden Verhältnissen die äußerst frugale ländliche Kost, die eigentlich zu seiner sitzenden Lebensweise gar nicht passt, allgemein beibehält.

Offenbar hängt damit auch zusammen, dass auf dem Schwarzwalde, auf dem der Hafer selten zur Reife kommt, und die Bevölkerung gegen 3500 Seelen auf die □ Meile beträgt, dennoch die Getreidepreise niedriger stehen, als auf den umliegenden Ebenen.

Es liegt mir eine aus polizeilichen Erhebungen zusammengestellte Tabelle von Durchschnitten der Getreidepreise vom Jahre 1818 bis 1832 vor, die sich auf 44 Märkte in Baden und den nächsten Grenzländern erstreckt. Nach diesen haben sich die beiden Märkte von Villingen und Löffingen, von denen aus die Uhrmachergemeinden hauptsächlich versorgt werden, nicht über den Mittelpreis sämtlicher Märkte erhoben, und ihr Durchschnittspreis steht bei weitem niedriger, als der der Märkte von Lahr, Freiburg, Lörrach auf der einen, und Wolfach und Schaffhausen auf der andern Seite, wogegen sich gegen Engen und Messkirch eine für die Fruchtbarkeit dieser Gegenden nur höchst unbedeutende Steigerung zeigt.

Die betreffenden Zahlen sind:

Markt	Kernen		Roggen		Gerste		Spelz		Hafer	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Villingen . . .	9	$37\frac{1}{15}$	5	$48\frac{2}{3}$	4	$30\frac{1}{5}$	3	$36\frac{1}{3}$	3	$6\frac{1}{2}$
Löffingen . . .	9	59	5	$50\frac{1}{3}$	5	3	3	35	3	$1\frac{4}{5}$
Lahr	10	40	6	$1\frac{1}{6}$	5	$28\frac{1}{3}$	—	—	3	$26\frac{3}{4}$
Freiburg . . .	10	$59\frac{7}{11}$	7	$35\frac{3}{5}$	6	$4\frac{2}{5}$	—	—	3	$52\frac{4}{5}$
Lörrach . . .	11	$29\frac{2}{5}$	6	$52\frac{1}{2}$	5	55	4	$3\frac{1}{5}$	3	$20\frac{2}{5}$
Wolfach . . .	10	$21\frac{1}{2}$	7	$44\frac{3}{5}$	6	$31\frac{2}{3}$	3	5	3	$2\frac{1}{3}$
Engen	8	$8\frac{1}{3}$	5	$\frac{4}{5}$	4	$23\frac{4}{5}$	2	$59\frac{1}{3}$	2	$33\frac{4}{5}$
Messkirch . . .	8	24	5	19	4	$58\frac{1}{2}$	3	$15\frac{1}{5}$	2	$42\frac{2}{3}$
Schaffhausen .	9	$52\frac{1}{5}$	5	50	6	8	3	$34\frac{2}{3}$	2	$56\frac{1}{2}$
Mittel der 44 Märkte	9	46	6	29	5	3	3	38	3	17

Ueber andere Lebensbedürfnisse sind solche Erhebungen zu schwierig, sie stehen aber gewöhnlich in einem gewissen Verhältnis zu den Getreidepreisen; sonach ergäbe sich für den kleinen Grundbesitz der Vorzug, dass er die Preise der Lebensmittel wesentlich herabdrückt, und so die Erhaltung der Industriebevölkerung um vieles erleichtert.

Den wichtigsten Einfluss äußert er aber ohne Zweifel in der Gestaltung der bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse der Bevölkerung. Durch ihn erhält der Meister das Gefühl der Selbständigkeit und bürgerlichen Geltung, das er als Lohnarbeiter bei den bestehenden Verhältnissen längst verloren hätte. Die Familien bekommen in ihm einen Mittelpunkt, ein Ziel ihrer Bestrebungen, und ihre Kräfte, die sie sonst ruhen lassen oder verdingen müssten, werden für den eigenen Herd tätig verwertet.

Der Hausvater hat durch ihn eine gewisse patriarchalische Würde, und während er seine Arbeiter anleitet und seine Familie beaufsichtigt, erhält er halb unbewusst und auf dem natürlichsten Wege sein Haus in der hergebrachten Zucht und Sitte.

So lange die Familie ihr Haus und ihren Grund und Boden behaupten kann, ist sie nicht bedürftig, selbst wenn einmal die Arbeit stockt und lange kein Geld eingeht. Sie beschränkt sich dann auf das Notwendigste, bezieht die Kost fast ganz aus dem Grundstück, vermeidet jede Anschaffung, und braucht sich nicht in Schulden zu stürzen; wenn dann wieder Arbeit kommt, kann sie

ganz dazu verwendet werden, den Hausstand möglichst schnell auf die frühere Höhe zurückzubringen.

Wer Gelegenheit gehabt hat, die Zerstörung zu beobachten, die größere Arbeitsstockungen in andre Fabrikbevölkerungen tragen, wird die Größe dieses Vorzugs zu würdigen wissen.

Dieselben Umstände machten mir aber auch klar, dass es für die Beurteilung der Schwarzwälder Zustände durchaus nicht von derselben Wichtigkeit, wie für die anderer Fabrikbevölkerungen ist, die Höhe des Verdienstes im einzelnen genau zu bestimmen, ja ich machte die Erfahrung, dass diese sogar den Fabrikanten selbst für ihre eigne Person durchaus nicht mit Sicherheit bekannt war.

Die Grundlage des Haushalts bildet stets das Grundstück, die Gewinne aus der Industrie kommen teils in Waren, teils in barem Gelde, teils sogar in Handleistungen hinzu, und reichen immer gerade hin, um das Leben weiter fortzuführen, das sich etwas einschränkt, wenn wenig, und ausbreitet, wenn viel Vorrat vorhanden ist.

Dieses Verhältnis ist der innere Grund jener Gleichmäßigkeit aller Zustände, und macht es sehr schwierig, aus der Haltung der Familie auf ihren Einkommenstand ein dauernd gültiges Urteil zu fällen.

Ob eine Familie 400 oder 600 fl. aus der Industrie bezieht, macht wenig Unterschied. Sie isst etwas besser, zieht ihre Kinder etwas besser an, schafft einiges Hausgerät hinzu, besucht einige Vergnügungen mehr, das ist alles. Jedenfalls würde der sehr irren, der glaubte, dass nach den verschiedenen Einkommensätzen, die er hier und da ermitteln könnte, sich die Wirtschafts- und Bildungszustände erkennbar abstuften.

Um eine einigermaßen sichere Grundlage für die Ermittelung der Verdienste aus der Industrie zu gewinnen, habe ich in Anhang VII eine Zusammenstellung gemacht, wie viel bei gewöhnlicher und üblicher Tätigkeit die Fabrikanten der verschiedenen Uhrengattungen verdienen können, wenn sie mit einem Gesellen und einem Lehrling arbeiten, und die Marktpreise vollständig ausgezahlt werden.

Diese Berechnung ist ganz einfach. Es erfordert z. B. ein Dutzend 24 stündige Uhren bei gewöhnlicher Qualität folgende Auslagen:

1. für ein Dutzend Gestelle	2	fl.	—	kr.
2. für Räder	3	„	12	„
3. Draht, Messing, Papier, Leim, Eisenfarbe . . .	1	„	30	„
4. Feilen und Abgang vom Geschirr	—	„	30	„
zusammen	7	fl.	12	kr.

Das Stück wird dem Uhrmacher bei guter Arbeit vom Speditör mit 1 fl. 24 kr., also das Dutzend mit 16 fl. 48 kr. angerechnet. Der Speditör zieht sich aber die Materialkosten teils für sich, teils für den Gestellmacher und den Gießer ab, daher bleibt dem Uhrmacher noch eine Forderung von 9 fl. 36 kr. Arbeitslohn. Da nun ein Uhrmacher mit Gesell und Lehrling in der Woche 14 Stück solcher Uhren arbeiten kann, so erwerben diese drei Personen wöchentlich 11 fl. 12 kr., oder, das Jahr zu 48 Arbeitswochen gerechnet, jährlich 486 fl. 6 kr. Auf ähnliche Weise sind alle übrigen Berechnungen angelegt. Der Uebersicht wegen habe ich für jede Uhrensorte die höchsten und die niedrigsten Preise angesetzt, die sich teils nach der Güte der Arbeit, teils auch nach einem gewissen Herkommen einzelner Ortschaften bestimmen, welches die Fabrikanten aus Schwerfälligkeit und Mangel an Zeit nicht durch Versendung der Waren überwinden können.

Im allgemeinen werden in Neukirch, Eisenbach, Gütenbach die höchsten, in Schönwald, Nussbach, St. Georgen und überhaupt nach Norden und Osten zu, wahrscheinlich infolge des besseren Ackerbaus, die niedrigsten Preise gezahlt.

Das Ergebnis der Berechnung ist für die gewöhnlichsten Uhrensorten 350—700 fl., für höhere 700—1000 fl. jährlich.

Die vollen Marktpreise können aber nur die wenigen Fabrikanten erhalten, die bestimmte Kunden an Kaufleuten oder Privatpersonen haben. Die meisten hängen so sehr von den Speditören ab, dass die Abzüge, die sie auf den verschiedensten Wegen erleiden, sehr bedeutend anzuschlagen sind.

Uhrmacher, die ich um allgemeine Schätzungen befrug, rechneten bei Waren, deren Verkehr bestimmt ist, 25 % Verlust.

Einer gab mir an, die Speditöre schrieben Schmalz und Speck statt 10 bis 24 kr. mit 28 bis 32 kr., Draht statt 40 kr. mit 54 kr., Weingeist statt 38 kr. mit 48 kr., Salz statt 3 kr. mit 4 und 5 kr. an; Zucker und Kaffee stiegen oft bis zum doppelten Satz, und bei Ellenwaren, wo eine Einsicht unmöglich ist, kämen auch noch höhere Prozente vor.

Eine kleine Gesellschaft äußerte, sie wollten gern $^1/_3$ der Marktpreise verlieren, wenn sie gleich bares Geld erhielten, und des Verkehrs mit dem Speditör enthoben wären.

Manche Fabrikanten werden jedoch wegen Verwandtschaft oder wegen besonderer Freundschaft mehr geschont, und müssen sich nur dem schon gedachten Zurückschenken fügen. Diese gewisse Ab-

gabe vom baren Gelde, welches die Tochter oder Frau des Speditörs, wenn er an die Fabrikanten gezahlt hat, beim Abschiede an der Tür einzieht, beträgt etwa 3 kr. vom Gulden.

Andere wissen sich auch durch eigene Spedition, indem sie dem Speditör nur das Frachtgeld bezahlen, allen diesen Missbilden zu entziehen. Es sind dies aber nur solche, deren nahe Verwandte in weniger entfernten Ländern hausiren, und die sich mit Wechseln und Geldbezügen Rat wissen.

Manchen Meistern gewährt dagegen die Vermehrung der Gehilfen eine Vergrösserung des Verdienstes. Da aber ein Gehilfe 120 bis 180 fl. jährlichen Unterhalt und Lohn kostet, so können nur diejenigen zu diesem Mittel schreiten, denen es einen hinreichenden Ueberschuss gewährt; und es bleiben somit die Fabrikanten der niederen Uhrensorten davon ausgeschlossen, die eher zu der Auskunft greifen statt der Gesellen mehrere Lehrlinge anzunehmen, die ihnen keinen Lohn kosten, im Gegenteil, je nach der Länge der Lehrzeit mehr oder weniger Lehrgeld zahlen.

Bei dieser Mannigfaltigkeit der Verhältnisse würden genauere Bestimmungen ganz willkürlich sein; höchstens kann man sagen, dass für Fabrikantenfamilien der niedrigsten Gewerbe das Einkommen auf 300 bis 500 fl., für höhere auf 500 bis 1500 fl. anzuschlagen ist, und das Gewerbe, die, wie Gießer und Schildbrettmacher, größere Rohstoffbezüge machen müssen, den Speditören gleich zu stellen sind, denn sie brauchen so bedeutende Kapitalien, dass, wenn sie sie nicht im Gewerbe ebenso gut verwerteten, sie sie lieber in der Spedition anlegen würden. Uebrigens spediren die meisten nebenbei, man sieht wenigstens jede Gießhütte als eine Art Leihhaus an.

Mehr lässt sich kaum mit Sicherheit sagen, doch dürfte es auch für ein Bild der Vermögensverhältnisse ungefähr genügen. Vergleicht man damit die besprochenen Wirtschaftsberechnungen, so wird man sich überzeugen, dass auch der niedrigste Satz von 300 fl. dem Schwarzwälder noch ein ganz erträgliches und geordnetes Leben sichert.

Es kommt also mehr darauf an zu untersuchen, ob vielleicht durch Arbeitsausfall, durch Verschwendung, Krankheiten oder Unglücksfälle eine grosse Zahl von Familien noch hinter diesem niedrigsten Einkommenssatz zurückbleibt und wirklich Not leidet.

Darüber konnte ich nur erfahren, dass allerdings öfters Gesellen, in dem Wunsche früh selbständig zu sein, ohne Mittel heiraten,

pachten und sich Meister nennen, ohne durch ihre Arbeit den Haushalt und die Kosten ihrer Einrichtung decken zu können. Sie geraten immer tiefer in Schuldverhältnisse, und es sollen namentlich daher die wachsenden Ganten rühren, die in den letzten 10 Jahren im Bezirk Triberg auf jährlich 4 bis 6 gestiegen sind.

Uebrigens können aber diese Verhältnisse unmöglich von großer Ausbreitung und Einfluss sein, denn ich habe schon erwähnt, dass ich nirgends einen Bettler antraf, und man sich überall über den Ueberfluss an Arbeit freudig äußerte; ausserdem spricht aber auch alles dagegen, was ich von dem Stande des Armenwesens und der Tag- und Arbeitslöhne ermitteln konnte.

In Triberg wurden während meiner Anwesenheit auf 1213 Seelen nur 22 Arme erhalten und einige Familien mit Miete unterstützt. Es befindet sich daselbst ein Kreishospital für Gebrechliche mit 50 Betten, in das jeder Bedürftige aufgenommen wird, der täglich 6 kr. zahlt. Es standen jedoch noch mehrere Betten leer, und die Hospitaliten verdienten sich zum Teil 36 kr. den Tag durch Lohnarbeit.

Die Gemeinde St. Georgen von 1400 Seelen braucht jährlich etwas über 200 fl. Armenkosten meist für uneheliche Kinder und alte Frauen. Uhrmacher werden mit Werkzeug und Wohnung unterstützt, die sie später wieder zurückzahlen müssen.

In anderen Orten wusste man noch weniger von Armenpflege zu sagen; die Kosten werden durch die gewöhnliche Gemeindesteuer gedeckt.

Jedenfalls giebt der unverhältnismäßig hohe Tagelohn den besten Beweis, dass wenig Konkurrenten zu den niedrigeren Arbeiten da sind. Er steht, wie die Uebersicht in Anhang VI ausführlich zeigt, in allen Orten für den Mann auf wenigstens 40 kr., für die Frau auf 24 kr. täglich, steigt aber auch auf 1 fl. und höher. Auch die Lohnsätze für Dienstboten sind sehr bedeutend.

Nach dem Vorliegenden bedarf es wol kaum des Beispiels anderer Fabrikbevölkerungen, deren industrielle und agrarische Verhältnisse einigermaßen ähnlich sind, z. B. der schlesischen Weber, der sächsischen Spitzenklöppler, um den Vermögenszustand der Schwarzwälder trotz der nachteiligen historischen Einflüsse als unerwartet günstig anzuerkennen.

Was ihre sonstige Lage betrifft, so verläuft das tägliche Leben sehr regelmäßig. Früh um 5 oder 6 Uhr, je nach der Jahreszeit, beginnt in allen Werkstätten die Arbeit, bei der der Meister die

Einrichtung und die schwierigsten Partien übernimmt, und dauert bis um 7 oder 8 abends. Sie wird nur von den erwähnten 5 Mahlzeiten unterbrochen. Der Abend geht durch einen kurzen Spazirgang auf der Landstraße, oder im Wirtshause hin, und um 9 Uhr ist schon fast jeder zu Bett.

Fleiß und Emsigkeit ist für die Schwarzwälder Arbeiter charakteristisch. Sprechen bei der Arbeit ist nicht Sitte, und man sieht an Werktagen die ganze Familie, selbst Töchter und Kinder, wenn sie nicht auf dem Felde gebraucht werden, unausgesetzt tätig.

In dem Meister selbst trifft der Fremde einen schlichten Mann, der ihm sehr höflich, aber doch mit vollkommnem Selbstbewusstsein gegenübertritt, zuerst etwas zurückhaltend ist, sobald er aber von dem Interesse und der Uneigennützigkeit seines Gasts überzeugt wird, äußerst zuvorkommend, ja mit Stolz die Handgriffe und den Zusammenhang seiner Arbeit zeigt und erklärt. Sein Wesen, seine Sprache, seine Erscheinung sind bürgerlich, und man sieht ihm gewöhnlich Kränklichkeit und angestrengte Arbeit an, indes scheint er mit seinen Verhältnissen ziemlich zufrieden zu sein, und ein gewisses Behagen in seinem Hause zu empfinden.

Will man den Schwarzwälder näher kennen lernen, so muss man ihn bei den Festen aufsuchen, mit denen besonders die Sonntage zugebracht werden. Zu diesen Festen lässt er sich zwar zum Teil durch sein Verhältnis zu den Speditören bewegen, indes sind sie zugleich sein Hauptvergnügen; sie beruhen auf der Sitte der Väter, und ist einmal der Fuss ins Wirtshaus gesetzt, so denkt er nicht mehr an die Härte des Zwangs und gibt sich ganz dem Vergnügen hin. Die Festlichkeiten selbst zeigen immer denselben Charakter, mag eine Hochzeit, eine Kirmess, ein Markt, oder sonst ein Ereignis die Veranlassung sein. Die ganze Gemeinde und sogar die Nachbarn kommen mit ihren Frauen einige hundert Köpfe stark in einem Wirtshause zusammen. Dabei sind alle im höchsten Glanze, die Männer oft in sehr feine Stoffe gekleidet, und mit Uhrketten, Busennadeln u. dgl. geputzt. Die Weiber tragen dabei große, buntseidene, sogenannte Mailänder Halstücher, die sie im Nacken zusammenknüpfen, so dass der breite Zipfel vorn auf der Brust liegt; auch bemerkt man sehr feine Strohhüte, die 1 Louisdor kosten, und hie und da als Erbstück aus der guten alten Zeit eine lange silberne Kette, die sie als Gürtel mehrmals um die Taille winden.

Das Vergnügen der Aelteren besteht hauptsächlich in einer sehr gesetzten und anständigen Geselligkeit. Die Gäste sitzen Kopf an

Kopf an langen Tafeln in bunter Reihe, und wechseln kaum einmal den Platz, obgleich die Mahlzeit von früh um 11 Uhr bis zum späten Abend dauert. Während des trägt der geschäftige Wirt mit zahlreicher Dienerschaft in immer erneuter Folge Braten, Fische und verschiedene Mehlspeisen auf, und setzt, ohne viel zu fragen, reichlich Bier und Wein dazu.

Die Jüngeren spielen entweder um Geld Karten und Kegel, oder sie drängen sich in einen großen, niedrigen Saal zusammen, wo getanzt wird. Hier bewegt sich die ganze Gesellschaft ununterbrochen nach der Musik gehend oder walzend, und immer erst nach drei oder fünf Tänzen wird eine Pause gemacht; doch hat alles einen gewissen Ernst, die gewöhnliche Laune der Volkstänze fehlt fast ganz, auch hört man nur Polka, Galopp, Ländler u. dgl. moderne Namen.

Einen sonderbaren Eindruck machen dabei die Hausirer, die kürzlich aus dem Auslande zurückgekehrt sind. Ihr Talent für fremde Sprache und Sitte ist so groß, dass sich der Volkscharakter, mit dem sie zu tun hatten, sprechend auf ihr ganzes Aeußere überträgt. Es ist höchst spasshaft, wenn unter den jungen Leuten ein unverkennbarer Engländer mit all seiner steifen Unbeweglichkeit, seinem roten spleenigen Gesicht und langer hagerer Gestalt herumwalzt, und beinah vergessen zu haben scheint, wie man in der Heimat die Mädchen anfasst. Dann hört man wol auf der andern Seite im französischen Provinzialjargon leichtsinnige Bonmots, mit denen die sogenannten Franzosen prahlen, und über ihre ehrlichen Landsleute grade wie über den Pseudo-John-Bull witzeln.

Uebrigens kommen diese Leute oft recht gebildet von ihren Reisen, und ich habe ihnen manche Belehrung zu danken, wie ich mich denn überhaupt an diesen Festtagen immer sehr gut unterhalten habe.

Der ruhige Anstand derselben zeigt schon, dass der Schwarzwälder einen nicht unbedeutenden Grad von Bildung hat, und in der Tat wird seiner angebornen Neigung zum Nachdenken durch die genaue Arbeit, den gefährlichen Verkehr mit den Speditören und Händlern, und die öftere Gesellschaft mit gereisten Leuten Nahrung genug gegeben, sein Blick geschärft, und sein Benehmen abgeschliffen; dagegen habe ich schon gezeigt, dass die Schulbildung seine schwache Seite ist, er verachtet sie aus Herkommen und aus Vorurteil.

Die Volksschule ist zwar gut besucht: in den Industrie-Ge-

meinden des Bezirks Neustadt kamen 1845 auf 14 217 Seelen oder 2724 Familien 2008 Schulkinder, also nahezu auf jede Familie eins; aber desto mehr werden die beiden Gewerbeschulen vernachlässigt, die die Regirung zum Besten der Industrie in Neustadt und Triberg errichtet hat.

Ihre Einrichtung scheint sehr angemessen, und die Lehrer haben einen vorteilhaften Ruf, indes wird der Besuch immer schwächer, und besonders die Uhrmacherlehrlinge, für die sie am meisten berechnet sind, sind am schwersten zur Teilnahme zu bewegen.

Der Plan dieser Schulen ist etwa folgender:

Die Schüler werden mit Lesen und Schreiben aufgenommen, und gehen drei Klassen durch, die vom Leichteren zum Schwereren fortschreiten. Die Hauptunterrichtsgegenstände sind: Rechnen bis zu den Gleichungen und Dezimalbrüchen; Wirtschaftslehre, worin besonders vom Verhältnis der Gesellen und Meister, vom Geld, Geldsorten und Sendungen, vom Materialienbezug u. dgl. gehandelt wird; Aufsätze aus der praktischen Geschäftsführung; Geometrie und Linearzeichnen und Vermessungen, endlich Uhrenbau nach dem Werke von Merou. Der Unterricht wird ohne Bezahlung im Sommer von 5 bis 7 Uhr früh, im Winter von 7 bis 9 Uhr abends erteilt; Zeichenunterricht ist alle Tage von 1 bis 3 Uhr. Das Zeichnen sowie die kaufmännische Buchführung und englische und französische Sprache sind nicht in den eigentlichen Unterrichtsplan aufgenommen, es ist den Schülern freigestellt, daran teilzunehmen oder nicht; gewöhnlich kommt aber der Unterricht darin gar nicht zustande, man sträubt sich allgemein dagegen, besonders gegen das Zeichnen, welches man für ganz unnütze Spielerei hält. Die Lehrlinge weigern sich in neuerer Zeit sogar in Neustadt Stelle zu nehmen, um nicht zum Unterricht herbeigezogen zu werden.

Die Schuld tragen offenbar die Meister, die teils aus Eigennutz die Lehrlinge und Gesellen vom Schulbesuch abhalten, weil sie dadurch von der Arbeitszeit einbüßen, teils ihnen ihre eignen Vorurteile so bald einimpfen, dass alle Bemühungen und Vorstellungen der Lehrer fruchtlos bleiben.

In Triberg ist die Schule besonders dadurch gehindert, dass die meisten Uhrmacherlehrlinge, die sie besuchen, so unvorbereitet hinkommen, dass man ihnen erst Elementarunterricht geben muss. Hier werden Mechanik und Uhrenbau gar nicht besucht, am besten geht es nach der Aussage der Lehrer in den gewöhnlichen Schulwissenschaften und in der praktischen Geometrie, die mit Linear-

zeichnen verbunden ist. Freihandzeichnen wird mit Widerwillen getrieben. Die besten Schüler sollen Schuster, Gerber, Metzger und Schneider sein, die schlechtesten aber immer die Uhrmacher, die schlechterdings nichts weiter als Spindeln und Zahnen lernen wollen.

Die Triberger Meister treiben es sogar so weit, dass sie den Lehrling im ersten Jahre schon zum Gesellen sprechen, und ihn dann die übrige Zeit nacharbeiten lassen, um ihn nur nicht in die Schule schicken zu müssen.

Wie deutlich und nachteilig sich die Folgen in der Fabrikation äußern, habe ich schon hinlänglich gezeigt; eine Aenderung hat bis jetzt, trotz angestrengtester Sorge der Behörden und Lehrer, nicht bewirkt werden können, weil selbst die Schulvorstände nicht frei von den gerügten Vorurteilen sind.

Für die Sittlichkeit der Bevölkerung muss natürlich das ganze Geschäft der Speditöre ein wahrer Krebsschaden sein. Mögen sie mit mehr oder weniger Recht ihre Prozente ziehen, so ist die Art, wie sie dazu gelangen, jedenfalls in hohem Grade gehässig. Es liegt eine empörende Härte in dem Zwange zum Essen und Trinken, zu ganz unnützen Laufereien, zu überflüssigem Luxus, zu Bierspielen und dergleichen unfreiwilligen Ausgaben. Manche Packer sollen auch den Fabrikanten vorspiegeln, der Hausirer könne nicht zahlen, und ihnen so die Forderungen für wenige Prozente abdringen; andre sollen dumpfigen Kaffee und abgelegte Stücke Tuch an Zahlungsstatt geben, oder nach jahrelangem Zögern den Napoleon zu 10 fl. rechnen. Mehrere sollen betrüglich ihre Zahlungen eingestellt haben. Endlich erfuhr ich, dass allein in Furtwangen auf 2484 Seelen neben 10 konzessionirten Wirten 70 sogenannte Stimpleswirtschaften bestehen sollen, die eigens errichtet wären, um die Fabrikanten durch Spiel und Trunk auszusaugen.

Mögen dies zum Teil Uebertreibungen oder Einzelheiten sein, so muss schon die Unmöglichkeit, sich dagegen aufzulehnen, Hass, Bitterkeit und viele Uebel in ihrem Gefolge aussäen.

Männer, die durch jahrelangen Umgang ein Urteil haben können, klagen deshalb vielleicht nicht ganz mit Unrecht, dass Hartherzigkeit, Misstrauen und Verschlagenheit mehr und mehr an die Stelle der alten berühmten Biederkeit zu treten schienen.

Im übrigen hat die ländliche Zurückgezogenheit die Moralität des Völkchens ziemlich rein bewahrt. Selbst die Hausirer, die im Auslande manche Lüderlichkeit lernen, sollen bald wieder die gute

Familienzucht der Heimat annehmen. Am ersten klagt man noch über Spielsucht und Verschwendung.

Uneheliche Kinder geben die jährlichen Listen über die Geborenen und Gestorbenen für die 11 Jahre von 1834 bis 1844 einschl. im Bezirke Triberg auf 4926 Kinder 1146, also immer von je 4,3 eins, im Bezirk Neustadt von 7032 Kindern 1170, also erst von je 6 eins, an.

Herr Amtsphysikus Winterhalter sagt in dem erwähnten Bericht, dass von den Frauen, die die Hausirer häufig mehrere Jahre lang zu Hause lassen, während sie ins Ausland gehen, so viel bekannt, seit 12 Jahren nur einmal eine außerehelich schwanger geworden sei, und lobt überhaupt die Ehrbarkeit und gute Sitte seiner Amtseinsassen.

Der Gesundheitszustand der Wälder ist augenscheinlich von der Industrie bis zu einem gewissen Grade angegriffen. Das Aussehen eines großen Teils der Bevölkerung ist auffallend kränklich; die Frauen haben häufiger noch eine gewisse Ueppigkeit, obgleich sie immer weit hinter der der Ebenen zurückbleibt, aber besonders die Männer sind meist lang und schmal, etwas gekrümmt mit unsicherem Gang, blass mit tiefen Augen, und nur zu oft hektisch.

Die Schwindsucht scheint zum Teil durch das Gewerbe bedingt zu sein; besonders betrifft sie Uhrmacher und Schildmaler. In den Totenschauberichten, die für Schwindsucht noch am zuverlässigsten sind, fanden sich aus den letzten 4 Jahren von 102 Todesfällen, die unter diesen Arbeitern vorgekommen waren, 51 als durch Schwindsucht verursacht, während in den anderen Gewerben auf 363 Gestorbene nur 81 Schwindsüchtige kamen, also über die Hälfte weniger.

Auf jeden Fall kann die allgemeine Kränklichkeit bei einem Arbeiter nicht Wunder nehmen, der das ganze Jahr ohne besondere Bewegung in heißer, stickender Stubenluft zubringt, Farben- und Feilstaub einatmet, stets vorwärts gekrümmt oder sitzend arbeitet, und in fortwährender Transspiration bleibt; alle Wochen oder Monat aber einmal genötigt ist, sich dem rauhen Klima bei Regen oder Schnee auszusetzen, um dem Speditör, vielleicht mehrere Stunden weit über die Berge, die gefertigte Ware zu bringen. Diesen Weg legt er möglichst eilend zurück, ohne dass seine Kleidung besonders gut berechnet wäre, und zieht sich Erkältungen und Entzündungen zu, die ihm durch Vernachlässigung sehr gefährlich werden; dabei wirkt die verschleimende Kost und die Feiertagsunmäßigkeit, so dass die schwächliche Konstitution der Bevölkerung nicht Wunder nehmen kann.

Die Rekrutirungsregister haben erst in neuerer Zeit die Mängel der einzelnen Zurückgestellten aufzuzeichnen begonnen; im allgemeinen aber sind in den Bezirken Neustadt und Triberg in 15 Jahren von 2277 Rekruten nur 727 zum Dienst tauglich befunden worden, die jungen Leute werden jedoch nur im 20sten Lebensjahre zur Konskriptionslosung zugezogen.

Interessant ist, dass dieser nachteilige Zustand bei Arbeitern eintreten konnte, die ihrer ländlichen Lebensweise wegen der Theorie nach anderen Fabrikarbeitern an Gesundheit weit überlegen sein sollten.

Viele älteren Leute wollen behaupten, dass diese Kränklichkeit erst in unserem Jahrhunderte eingedrungen sei, und erzählen von einem riesigen Geschlechte, dessen Körper jeder Art von Beschwerde getrotzt habe. Für diese Behauptung spricht besonders das frühere Leben der Hausirer, und es beweist daher nichts gegen die Schwächlichkeit des jüngeren Geschlechts, wenn auch aus dem früheren noch viele Leute mit sehr hohem Alter herstammen. Doch sind die Notizen, die ich aus den Totenschauregistern des Bezirks Neustadt in Bezug auf die Lebensdauer erheben konnte, allerdings auffallend.

Von 1400 Gestorbenen, über die mir Berichte vorlagen, hatten 71, also etwas über 5% ein Alter von 80 Jahren erreicht; vor dem ersten Jahre waren 497 gestorben, und durchschnittlich war jeder $36\frac{1}{2}$ Jahr alt geworden.

Die Schwarzwälder heiraten nicht besonders zeitig, die meisten Ehen werden gleichmäßig für Männer und Frauen zwischen 25 und 30 Jahren geschlossen. Eine eigentümliche Erscheinung ist die unverhältnismäßige Zahl von Frauen, die älter als ihre Männer sind. In den Kirchenbüchern fanden sich unter 540 Ehen 157 in dieser Weise geschlossen; es soll dies nach Aussage der Pfarrer zum großen Teil von der noch ziemlich allgemeinen Erbfolge des jüngsten Sohnes in das Erbteil des Vaters herkommen, der, wenn er die Wirtschaft übernimmt, eine erfahrene Hausfrau wünscht; sind keine Söhne vorhanden, so erbt die älteste Tochter, und wählt einen jungen, arbeitsfähigen Mann.

Die Dauer der Ehen ist aber trotzdem bedeutend. Von 200 durch den Tod getrennten Ehen, die ich der Reihe nach aus den Registern von Furtwangen und Schoenenbach auszog, hatten 85 über 30 Jahre und 6 sogar über 50 gedauert; unter 10 Jahren waren aber nur 23 stehen geblieben, so dass durchschnittlich auf jede Ehe $23\frac{1}{2}$ Jahr kam.

Dabei ist die Fruchtbarkeit ziemlich groß, dieselben 200 Ehen hatten 747 Kinder erzeugt, also jede 3,7.

Die Einwohnerzahl ist infolgedessen innerhalb 9 Jahren in den Amtsbezirken Triberg und Neustadt um 968 Familien oder 2410 Seelen gewachsen, also ziemlich genau um 10 %. Einwanderung und Auswanderung hob sich ganz auf. Inwieweit dieser Zuwachs in den einzelnen Ortschaften stattfand, ist, soweit es sich tun ließ, im Anhang I mit angegeben.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung betrug 1843 im Amtsbezirk Neustadt 2301, im Bezirk Triberg 3928 Einwohner auf der Quadratmeile, und damit ist in Anhang VIII das urbare Land, die Wiesen, der Viehstand und die Zahl der Familien, sowie der Meister, nach den einzelnen Ortschaften zusammengestellt worden.

Anhänge.

I. Einwohner und Meisterzahl aller Uhrmachergemeinden im Jahre 1843/44.
II. Verteilung der Händler in den verschiedenen Staaten und die Zölle und Steuern, die sie treffen.
III. Wirtschaftsrechnung des Uhrmachers Boehler zu Neustadt.
IV. Wirtschaftsrechnung des Uhrmachers Siffle zu Furtwangen.
V. Wirtschaftsrechnung des Speditörs Schultheiss zu St. Georgen.
VI. Die verschiedenen Lohnsätze auf dem Schwarzwalde 1845.
VII. Jährliche Production, Kosten und Einnahmen der einzelnen Uhrmacherzweige.
VIII. Acker- Wiesen- und Viehstand der verschiedenen Uhrmachergemeinden.

I. Tabelle über die Einwohnerzahl und Meisterzahl aller Uhrmachergemeinden im Jahre 1843/44.

Amtsbezirke	Gemeinden	Seelenzahl vom Nov. 1833	Zuwachs	Seelenzahl vom Nov. 1842	Familien	Händler	Gestellm.	Schild-brettmach.	Schild-macher	Schildmal.	Gießer	Zeigerm.	Kettenm.	Tonfeder-macher	Farben-reiber	Werkzeug-macher	Räderdr.	Uhrmacher Spiel-	Uhrmacher Groß-	Uhrmacher Schott.	Uhrmacher Klein-	Summe d. Meister v. Jahre 1843	Summe d. Meister v. Jahre 1838
Neustadt	Altglashütten	210	27	237	64	—	2	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	1	5	—	—	10	16
	Baerental	160	—1	159	30	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	2	7
	Bregenbach	146	1	147	24	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
	Dittishausen	396	63	459	85	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	1	1
	Eisenbach	584	2	586	151	—	2	—	2	8	—	—	1	2	—	—	2	—	24	—	8	49	50
	Falkau	264	29	293	41	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	4	—	6	23
	Fischbach	351	—17	334	46	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—	5	4
	Friedenweiler	182	15	197	43	—	—	—	2	4	—	—	—	—	—	—	—	—	4	2	—	12	8
	Göschweiler	409	18	427	83	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	3
	Kappel	502	4	506	86	—	5	—	4	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	12	35
	Langenbach	373	—6	367	58	—	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	8	3	—	14	15
	Langenordnach	303	—10	293	43	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	2	1	6	6
	Linach	258	44	302	50	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	11	—	—	12	13
	Löffingen	1022	39	1061	271	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	6
	Neuglashütte	81	27	108	18	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	4	2
	Neustadt	1561	285	1846	312	—	2	—	3	25	2	—	3	—	—	3	—	5	42	8	4	97	91
	Oberlenzkirch	642	58	700	134	—	2	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	12	2	—	18	23
	Raithenbuch	276	18	294	48	—	—	—	3	4	—	—	—	—	—	—	—	—	9	—	—	16	13
	Roethenbach	550	58	608	159	—	2	—	3	9	—	2	—	—	—	—	—	1	8	—	—	25	30
	Rudenberg	280	—18	262	53	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	9	9	—	20	22
	Saig	391	80	471	77	—	—	—	—	1	—	—	2	—	—	—	—	—	2	3	—	8	12
	Schoenenbach	478	48	526	105	—	3	—	3	7	—	—	—	—	—	—	—	—	18	—	—	31	26
	Schollach	465	—34	431	69	—	1	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8	5	—	17	18
	Schwärzenbach	370	21	391	64	—	1	—	1	6	—	—	1	—	—	1	—	—	6	4	—	20	18

Amtsbezirke	Gemeinden	Seelenzahl vom Nov. 1838	Zuwachs	Seelenzahl vom Nov. 1842	Familien	Händler	Gestellm.	Schildbrettmach.	Schildmacher	Schildmal.	Gießer	Zeigerm.	Kettenm.	Tonfedermacher	Farbenreiber	Werkzeugmacher	Räderdr.	Uhrmacher Spiel-	Uhrmacher Groß-	Uhrmacher Schott.	Uhrmacher Klein-	Summe d. Meister v. Jahre 1843	Summe d. Meister v. Jahre 1838
Neustadt	Unterlenzkirch	406	—20	386	64	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	—	-	7	23
	Viertäler	999	47	1 046	190	—	3	—	2	2	2	—	—	—	—	—	—	—	8	4	—	21	16
	Vöhrenbach	941	204	1 145	247	—	3	—	5	2	1	—	1	1	—	—	1	4	16	5	—	39	26
	Urach	583	50	633	107	—	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	3	—	12	5	1	24	24
	28 Gemeinden	13 183	1034	14 217	2724	335	31	—	34	78	6	2	9	3	—	4	6	13	215	60	19	—	—
Triberg	Gremmelsbach	577	37	614	114	10	3	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—		6		10	6
	Niederwasser	597	-199	398	70	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	-		2		2	6
	Schonach	1 114	596	1 710	299	25	4	—	—	4	—	—	8	—	—	3	5	—		33		57	32
	Schoenwald	1 769	25	1 794	304	19	10	—	1	18	1	—	6	—	—	1	9	—		60		106	117
	Rohrhardsbg.	235	70	305	54	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—		6		8	1
	Gütenbach	1 094	188	1 182	207	34	10	—	3	3	2	2	4	—	—	4	4	1		61		94	101
	Triberg	841	372	1 213	228	5	—	1	1	7	2	—	3	2	2	—	1	2		17		38	34
	Neukirch	1 008	46	1 054	166	45	5	—	—	3	3	—	5	—	—	—	2	2		61		81	105
	Nussbach	932	63	995	198	41	6	—	—	3	1	—	3	—	—	—	2	—		30		45	52
	Rohrbach	550	11	561	114	24	—	3	—	9	—	—	1	—	—	—	—	—		14		27	30
	Furtwangen	2 292	192	2 484	524	65	5	—	5	24	4	—	5	1	—	2	3	8		108		165	184
	11 Gemeinden	11 009	1301	12 310	2278	271	43	4	10	73	12	2	35	3	2	10	28	13		398		634	668
Villingen	Bräunlingen	—	—	—	—	6	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—		2	—
	Bubenbach	—	—	—	—	22	—	—	—	4	—	—	—	—	—	—	—	—	5	3		12	—
	Fischbach	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—		1	—
	Koenigsfeld	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—		2	—
	Mönchsweiler	—	—	—	—	15	—	—	—	4	—	—	2	—	—	—	—	—	—	7		13	—
	Niedereschbach	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1		1	—
	Oberbrand	—	—	—	—	1	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	10	2		14	—
	Obereschbach	—	—	—	—	6	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	4	1		8	—

Amtsbezirke	Gemeinden	Seelenzahl vom Nov. 1833	Zuwachs	Seelenzahl vom Nov. 1842	Familien	Händler	Gestellm.	Schild-brettmach.	Schild-macher	Schildmal.	Gießer	Zeigerm.	Kettenm.	Tonfeder-macher	Farben-reiber	Werkzeug-macher	Räderdr.	Uhrmacher Spiel-	Uhrmacher Groß-	Uhrmacher Schott. Klein-	Summe d. Meister v. Jahre 1843	Summe d. Meister v. Jahre 1838
Villingen	Oberkirnach	—	—	—	—	1	1	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	4	7	14	—
	Schwabenhsn.	—	—	—	—	9	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	5	—	6	—
	Stockburg	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—
	Unterbrand	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—
	Unterkirnach	—	—	—	—	7	1	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	2	10	1	16	—
	Villingen	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	22	2	25	—
	Erdmannswlr.	—	—	—	—	2	3	—	2	3	—	—	1	—	—	—	1	—	6	—	16	—
	15 Gemeinden	—	—	—	—	72	6	—	4	18	—	—	5	—	—	—	1	2	70	26	132	—
Hornberg	Brigach	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	10	12	—
	Buchenberg	—	—	—	—	6	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	6	—	7	—
	Gutach	—	—	—	—	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	2	—
	St. Georgen	—	—	—	—	7	6	—	1	12	1	—	1	3	—	1	2	—	22	46	95	—
	Hornberg	—	—	—	—	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	3	—
	Langenschiltach	—	—	—	—	11	—	—	—	3	—	—	1	—	—	—	—	—	6	3	13	—
	Peterzell	—	—	—	—	1	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	4	—
	Reichenbach	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—
	Ev. Thennenbronn	—	—	—	—	16	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	—	5	—
	Kath. Thennenbronn	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	2	3	—
	10 Gemeinden	—	—	—	—	52	8	—	3	17	1	—	2	3	—	1	2	—	45	63	145	—
Freiburg	Hinterzarten	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	5	—	7	—
	Waldau	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	18	1	21	—
	2 Gemeinden	—	—	—	—	29	2	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	23	1	28	—
5 Amtsbezirke zusammen	70 Gemeinden	—	—	—	—	759	90	4	53	185	20	4	51	9	2	15	37	28	920		1419	—

II. Verteilung der Händler in den verschiedenen Staaten, und die Zölle und Steuern, die sie treffen.

Länder	Zahl der Hausirer: Nach dem Berichte der Kommission im Jahre 1843	Zahl der Hausirer: Für den Bezirk Neustadt und ein. andere Orte nach Bauer 1844	Zölle, Steuern und Beschränkungen
Großbritannien			
England	286	32	England fordert 15°/₀ vom vollen Wert Einfuhrsteuer. Das Patent für den Hausirer kostet 10 £.
Irland	10	12	Irland und Schottland erheben 20°/₀ vom Werte.
Schottland	1	16	
London	—	129	
Großbrit. Summe	297	209	
Deutschland			
Preußen	47	15	Der Hausirer muss 30 Jahre alt sein, und jährlich 60 rt. Patentsteuer zahlen. Erwirbt er das Bürgerrecht, welches er leicht erhält, so zahlt er jährlich 18 rt., und trägt alle Lasten der Staatsbürger.
Bayern	33	5	Das Hausiren ist verboten, die Märkte aber frei, ohne alle Abgaben. Rheinbayern gestattet das Hausiren.
Baden	25	29	Keine.
Sachsen	21	8	Nur Bürger dürfen Uhren verkaufen, und das Bürgerrecht wird oft verweigert; wer es erlangt, hat die Erlaubnis die Märkte zu beziehen, ein offner Laden bedarf noch einer besonderen Gestattung. Die Uhrmacher aus den eignen Fabriken zu Karlsfeld und Hermsdorf dürfen hausiren.
Oesterreich	8	—	Zoll von 12 kr. auf jeden Gulden.
Tirol	6	6	Wie Oesterreich.
Hannover	6	2	Rissle von Schönwald und Weisser von Krumschiltach sind monopolisirt.
Nassau	3	—	—
Meklenburg	2	—	—
Württemberg	1	13	—
Siegmaringen	1	—	—
Hamburg	—	2	—
Bremen	—	1	Nur die Märkte frei.
Kurhessen, Hessen-Darmstadt	—	—	Der Händler muss erst Erlaubnis nachsuchen, die er nicht immer bekommt.
Sächsische Herzogtümer	—	—	Keine Abgabe, aber obrigkeitliche Erlaubnis einzuholen.
Anhalt	—	—	5 rt. Patentsteuer.
Braunschweig	—	—	Obrigkeitliche Erlaubnis einzuholen.
Oldenburg	—	—	Obrigkeitliche Erlaubnis einzuholen.
Deutschland Summe	153	81	

Länder	Zahl der Hausirer		Zölle, Steuern und Beschränkungen
	Nach dem Berichte der Kommission im Jahre 1843	Für den Bezirk Neustadt und ein. andere Orte nach Bauer 1844	
Frankreich	126	73	Für jede Uhr ohne Unterschied mit Zubehör 1 fl. 4 kr. Zoll, für überzähliges Zubehör das Pfd. 1 fl. 24 kr. und für jedes Schild 3 kr. Hausirer müssen ein Patent lösen.
Amerika	69	—	
Nordamerika	—	30	Nordamerika fordert 20 % des Werts.
Südamerika	—	2	Brasilien ganz frei.
Russland	27	13	Gegen hohen Zoll können gewöhnliche Uhren eingeführt werden; mit Emaille und Bronze verzierte sind verboten.
Spanien	24	21	Jede Provinz fordert eine Abgabe vom Vorrat.
Niederlande	20	—	
Holland	—	5	Holland fordert 10 % vom Wert und eine hohe Patentsteuer. Belgien 8 %,
Belgien	—	5	und eine mit dem Geschäft steigende hohe Patentsteuer.
Ungarn	5	5	Jeder muss sich bürgerlich einkaufen.
Schweiz	3	25	Nur wenige Kantone gestatten das Hausiren.
Ostindien	3	1	(Die Insekten sind dem Holz sehr gefährlich.)
Portugal	1	—	Niedrige Zölle.
Griechenland	1	1	—
Norwegen	1	—	Verlangt 25 %.
Australien	1	—	—
Italien	—	8	—
Algier	—	1	20 % vom Wert.
Dänemark und Schweden	—	—	Erschweren sehr, weil Uhren auf Bornholm gefertigt werden.
Summe aller Länder	730	480	

III. Wirtschaftsrechnung des Uhrmachers Franz Boehler zu Neustadt.

Der Uhrmacher Boehler zu Neustadt ernährt sich, seine Frau und 3 kleine Kinder, die alte Mutter seiner Frau, ein Kindermädel, seinen Gesellen und einen Lehrjungen. Er hat ein Haus mit großer Stube, 4 Kammern, Stallung für 2—3 Kühe, Remise und Schweinestall, und dazu 2 Morgen 10 □ Ruten Wiese und Acker, und 2 Gärtchen von 6 □ Ruthen für 80 fl. gepachtet; außerdem hat er

noch für 12 fl. ein naheliegendes Stück Feld zur Hütung gepachtet.

Er hält 1 Kuh, 1 Ziege, 1 Schwein und 4 Hühner.

Sein Grundstück, das sogenannte Kuhteil gibt ihm einen Ertrag:

a. von 40—50 Garben Frucht à 30 kr. und einer gewissen Quantität Bortenstroh zum Strohflechten, von dem aus 2 Garben 1 Bund zu 28 kr. gewonnen werden kann .	30 fl. — kr.
b. ein Kalb	5 fl. — kr.
Ausserdem versorgt es ihn mit der sämtlichen Milch, indem die Kuh durch Butter in der Neumelkezeit den Ausfall vor dem Kalben ersetzt. Von der Kuhmilch kann die Hälfte der nötigen Butter erzielt werden, weil ein Teil des Milchbedarfs durch die Ziege gedeckt wird. Die Sau gibt für den größten Teil des Jahrs Speck und Rauchfleisch, die Hühner für das halbe Jahr Eier und das Feld 100 Köpfe Kraut zu 2 fl. 42 kr. Die Gärtchen Salat und etwas Gemüse	35 fl. — kr.
Zusammen Ertrag	70 fl. — kr.

Dagegen fordert der Unterhalt der Kuh außer den Erträgen des Kuhteils noch:

40 Sester Kartoffeln zu 12 kr.	8 fl. — kr.
den Sommer über 5 Sester Mehl zu 34 kr.	2 fl. 50 kr.
und wöchentlich 2 Pd. Salz zu 3 kr.	5 fl. 12 kr.
Der Unterhalt der Ziege für den Winter einen einspännigen Wagen Heu	11 fl. — kr.
	27 fl. 2 kr.

Uebertrag der Kosten		27 fl. 2 kr.
Der Einkauf der Sau . .	16 fl. — kr.	
Das Mästen der Sau, 2 Monate lang wöchentlich 1 Sester Mehl zu 34 kr.	4 fl. 32 kr.	
und 1 Pfd. Salz dgl. . . .	— fl. 24 kr.	
		47 fl. 58 kr.

Die Bewirtschaftung des Kuhteils bedarf also einer baren Auslage von 12 fl. 58 kr.

I. Wirtschaftsrechnung einschl. des Kuhteils.

A. Wirtschaftsausgaben.

1. Zinsen Pacht des Grundstücks 80 fl. Die Hütung 12 fl. . . .	92 fl. — kr.	
2. Steuern Haussteuer von 1950 fl. Kapital $3^1/_2$ fl. Gewerbsteuer von 750 fl. 3 fl. Gemeindesteuer 10 Mille $1^1/_2$ fl. . . . . . zus.	8 fl. — kr.	
3. Versicherungen zu München und Aachen 5 fl. . . .	5 fl. — kr.	
4. Feuerung 4 Klafter Holz frei aus den Gemeindewald., Schlagen und Transportkosten 4 fl. 3 Klafter Holz gekauft 7 fl.	11 fl. — kr.	
5. Beleuchtung Oel. 6 Wintermonate je $2^1/_2$ Maß, im Sommer 4 Maß zu 1 fl. 6 kr.	20 fl. 54 kr.	
6. Bereinigung 6 Pfd. Seife alle 2 Monat = 36 Pfd. à 18 kr. = 10 fl. 48 kr. Wäsche und Fett wöchentlich 3 kr. = 2 fl. 36 kr.	13 fl. 24 kr.	
		150 fl. 18 kr.

Uebertrag I. A. . .		150 fl. 18 kr.
7. Hausrat Abgang an Geschirr, Bettzeug etc. 10 fl.	10 fl. — kr.	
8. Hausausbesserung Nur kleine Reparaturen bezahlt der Pächter. Oefen, Fenster, Kaminkehren 5 fl.	5 fl. — kr.	
9. Bewirtschaftung des Kuhteils Sieh oben 12 fl. 58 kr.	12 fl. 58 kr.	
		27 fl. 58 kr.
B. Kost.		178 fl. 16 kr.
Täglich 2 Pfd. Mehl zu je 7 bis 8 kr., die Woche 1 fl. 48 kr. 2 Laib Brot zu je 12 kr. wöchentlich 2 fl. 48 kr. 1/2 Pfd. Butter täglich zu 9 kr., wöchentlich 1 fl. 3 kr. Wöchentlich 3 Pfd. Salz zu 3 kr. = 9 kr. 1/2 Pfd. Kaffee zu 36 kr. = 18 kr. 1 Pfd. Zucker = 25 kr. Cichorie = 6 kr. Zusammen wöchentlich 6 fl. 37 kr., jährlich	344 fl. 04 kr.	
Dazu im Sommer 2 Monate lang 1 Maß Essig die Woche zu 12 kr.	1 fl. 36 kr.	
3/4 Schoppen Salatöl zu 12 kr.	1 fl. 36 kr.	
1/4 Jahr wöchentlich 4 Pfd. Fleisch zu je 12 kr. . .	10 fl. 24 kr.	
Das halbe Jahr wöchentlich 7 Eier zu je 1 kr. . . .	3 fl. — kr.	
Für den Winter für 6 fl. Kraut mit 3 Pfd. Salz zu je 3 kr.	6 fl. 09 kr.	
Daher Kost das ganze Jahr . . .		366 fl. 49 kr.
		545 fl. 5 kr.

Uebertrag I. A. B. .			545 fl. 5 kr.
C. Kleidung.			
1. Mann.			
1 Rock alle 3 Jahr 20—22 fl.	7 fl. — kr.		
1 Tuchhosen 1 Jahr 8 fl. .	8 fl. — kr.		
1 Weste 1 Jahr 2 fl. . .	2 fl. — kr.		
1 Paar Stiefel, Vorschuh u. Sohlen 5 fl., 3 fl., 1 fl. .	9 fl. — kr.		
2 Paar Socken zu 54 kr. Baumwolle	— fl. 48 kr.		
1 Paar wollene 3 Jahr 1 fl.	— fl. 20 kr.		
1 Halstuch 2 Jahr 1 fl. .	— fl. 30 kr.		
3 Hemde, 1 Baumwolle, 1 fl. 45 kr., 2 leinene zu 2 fl. 42 kr.	6 fl. 09 kr.		
1 Hut 4 fl., 4 Jahr . . .	1 fl. — kr.		
1 Mütze 1 fl.	1 fl. — kr.		
3 Sacktücher zu 24 kr.. .	1 fl. 12 kr.		
		36 fl. 59 kr.	
2. Frau 20 fl.		20 fl. — kr.	
3. Alte Mutter 12 fl. . . .		12 fl. — kr.	
4. Kindermädchen gekleid., aber keinen Lohn, 14 Jahr alt			
2 Röcke von Kattun zu 4 fl.	8 fl. — kr.		
1 Schürze 1 fl.	1 fl. — kr.		
2 Hemde zu 1 fl. 30 kr. .	3 fl. — kr.		
2 Paar Strümpfe zu 30 kr.	1 fl. — kr.		
2 Paar Schuhe zu 2 fl. mit Sohlen	5 fl. — kr.		
1 Unterrock 3 fl. auf 6 Jahr	— fl. 30 kr.		
1 Mütze jährlich 1 fl. 30 kr.	1 fl. 30 kr.		
2 Sacktücher 20 kr. . . .	— fl. 40 kr.		
1 Halstuch 1 fl.	1 fl. — kr.		
		21 fl. 40 kr.	
			90 fl. 30 kr.
			635 fl. 44 kr.

Uebertrag I. A. B. C.			635 fl. 44 kr.
1 Halskragen und Brustlatz, Volkstracht 1 fl. 30 kr. .	1 fl. 30 kr.		
1 Jacke jährlich 2 fl. . . .	2 fl. — kr.		
		3 fl. 30 kr.	
5. Drei Kinder, 2 Zwillinge 3 Jahr alt, eins $1^1/_2$ Jahr			
5 Paar Schuhe zu 48 kr. .	4 fl. — kr.		
5 Paar Strümpfe zu 24 kr., zum Teil wollen . . .	2 fl. — kr.		
6 baumwollene Hemde, Elle 10—12 kr. zu 36 kr. .	3 fl. 36 kr.		
3 Röcke aus Halbwolle zu 2 fl.	6 fl. — kr.		
3 Mützen zu 30 kr. . . .	1 fl. 30 kr.		
3 Halstücher zu 24 kr. . .	1 fl. 12 kr.		
Das übrige aus alten Resten.			
		18 fl. 18 kr.	
			21 fl. 48 kr.

D. Familienausgaben.

1. Doktor und Apotheker .		6 fl. — kr.	
2. Kindererziehung Tauf- und Entbindungskosten 1 fl. aufs Jahr .		1 fl. — kr.	
3. 5 Märkte zu 2 fl. = 10 fl. 4 Ablieferungen zu 30 kr. = 2 fl. Klausentag, Weihnachten, Patengeschenke 5 fl. . .		17 fl. — kr.	
4. Vergnügungen, Sonntag zu 20 kr. = 18 fl. . . . Hochzeiten 2 fl. 30 kr. .		20 fl. 30 kr.	
			44 fl. 30 kr.
			702 fl. 02 kr.

E. Lohn.

Der Geselle erhält 1 fl. 24 kr. die Woche, im Jahr . . .	72 fl. 48 kr.		

Uebertrag I. A. B. C. D.			702 fl. 02 kr.
Von den 72 fl. 48 kr. muss aber das Lehrgeld abgezogen werden, welches der Lehrling mit 100 fl. für 3 Jahr zahlt, also jährlich .	33 fl. 20 kr.,	bleiben	39 fl. 28 kr.
		Summe der Ausgaben	741 fl. 30 kr.

II. Boehler berechnet seine Haushaltung ohne Kuhteil, so dass er jedes Bedürfnis kaufen musste, folgendermaßen:

A. 1. Wohnungsmiete 40 fl.		40 fl. — kr.	
2. Steuern $4^1/_2$ fl. . . .		4 fl. 30 kr.	
3., 8. u. 9. fallen weg.			
4., 5., 6., 7. bleiben mit 55 fl. 18 kr. . . .		55 fl. 18 kr.	
			99 fl. 48 kr.
B. Kost			
treten hinzu zu den berechneten:		344 fl. 04 kr.	
3 Maß Milch täglich zu 4 kr. das Jahr 73 fl.	73 fl. — kr.		
$^1/_2$ Pfd. Butter täglich zu 18 kr. das Jahr 54 fl. 36 kr. .	54 fl. 36 kr.		
$^3/_4$ Jahr Fleisch und Speck die Woche 4 Pfd. zu 12 kr. = 31 fl. 12 kr. . .	31 fl. 12 kr.		
$^1/_2$ Jahr wöchentlich 7 Eier zu 1 kr. = 3 fl. . . .	3 fl. — kr.		
100 Köpfe Kraut 2 fl. 42 kr.	2 fl. 42 kr.		
		164 fl. 30 kr.	
			508 fl. 34 kr.
C. Kleidung			112 fl. 27 kr.
D. Familienausgaben . .			44 fl. 30 kr.
E. Lohn			39 fl. 28 kr.
		Summe	704 fl. 59 kr.

Das Kuhteil bringt ihm also einen Mehrertrag von 741 fl. 30 kr.
weniger 704 fl. 49 kr.

also 36 fl. 31 kr.

IV. Wirtschaftsrechnung des Uhrmachers Siffle zu Furtwangen.

Uhrmacher Siffle zu Furtwangen ist Witwer mit 3 Kindern; sein alter Vater lebt bei ihm und seine Schwester führt ihm die Wirtschaft.

Er besitzt ein Haus, 3 bis 4 Morgen Acker und 2 Morgen Wiese, zusammen im Wert von 2800 fl., die er mit 1750 fl. zu $3^1/_2$ % verzinst. Er hält 2 Kühe und 1 oder 2 Säue, die ihn mit der nötigen Milch, Butter, Speck und Schmalz versorgen. Der Acker trägt 100 Sester Kartoffeln und im Sommer das nötige Gemüse, das Getreide wird nur zum Futter für die Schweine gebraucht. Die 2 Morgen Wiese können nur $1^1/_2$ mal geschnitten werden, und tragen etwa 100 Ztr. Heu, welches die Kühe verbrauchen.

I. Berechnung einschl. des Kuhteils:

A. Wirtschaftsausgaben.

1. Zins 62 fl.	62 fl. — kr.	
2. Steuern 15 fl.	15 fl. — kr.	
3. Versicherung gegen Feuer 3 fl. . . .	3 fl. — kr.	
4. Feuerung 30 fl. Holz	30 fl. — kr.	
5. Beleuchtung 20 fl. Oel	20 fl. — kr.	
6. Bereinigung 5 fl. Seife	5 fl. — kr.	
7. Hausrat 7 fl. Abgang an Wäsche u. Gerät	7 fl. — kr.	
8. Hausausbesserung 10 fl.	10 fl. — kr.	
9. Bewirtschaftung des Kuhteils		
a. Pflügen und Düngerfahren 8 fl. .	8 fl. — kr.	
b. 2 Schweine 15 fl.	15 fl. — kr.	
		175 fl. — kr.

B. Kost.

Täglich $1^1/_2$ Laib Brot zu 20 kr. = 120 fl.	120 fl. — kr.	
Täglich $1^1/_2$ Pfd. Salz, worunter Viehsalz mit begriffen ist, jährlich 27 fl.	27 fl. — kr.	
Wöchentlich 6 Pfd. Kunstmehl zu 9 kr. das Pfd. = 46 fl. 48 kr.	46 fl. 48 kr.	
		193 fl. 48 kr.

C. Kleidung.

Mann 30 fl. wodurch der Vater mit bekleidet ist	30 fl. — kr.	
Schwester 20 fl.	20 fl. — kr.	
Kinder zusammen 40 fl.	40 fl. — kr.	
		90 fl. — kr.
		458 fl. 48 kr.

Uebertrag I. A. B. C.		458 fl. 48 kr.
D. Familienausgaben.		
1. Doktor und Apotheker 6 fl.	6 fl. — kr.	
2. Kindererziehung		
a. Schulgeld 2 fl.		
b. Schulhilfsmittel 2 fl.	4 fl. — kr.	
3. Ablieferungen und Feste bei den Speditören kosten ihm nichts, weil er mit seinen Brüdern im Auslande Geschäfte macht.		
4. Sonntagsvergnügen u. Hochzeiten usw. .	15 fl. — kr.	
		25 fl. — kr.
E. Lohn.		
Der älteste Sohn bekommt nur was er in den Freistunden verdient.		
Summe der Ausgaben		483 fl. 48 kr.

II. Berechnung ohne Kuhteil:

Siffle gibt an, dass ohne Acker und Wiese ihm die Kost folgende Kosten machen würde:

täglich	20 kr. Brot = 120 fl. . . .	120 fl. — kr.	
	$^1/_3$ Sester Kartoffeln 4 kr. = 24 fl.	24 fl. — kr.	
	$^1/_2$ Pfd. Schmalz, Pfd. zu 22 kr. = 66 fl.	66 fl. — kr.	
	3 Maß Milch zu 6 kr. = 108 fl.	108 fl. — kr.	
	$1^1/_2$ Pfd. Salz = 27 fl. . . .	27 fl. — kr.	
wöchentlich	3 Pfd. Speck zu 13 kr. = 33 fl. 48 kr.	33 fl. 48 kr.	
	6 Pfd. Kunstmehl = 46 fl. 48 kr.	46 fl. 48 kr.	
			425 fl. 36 kr.
Also gegen die Kost neben dem Kuhteil von			193 fl. 48 kr.
	ein Mehrbetrag von		231 fl. 48 kr.
Zieht man davon	32 fl. Zinsen, 3 fl. Steuern, 10 fl. f. Hausausbesserung 23 fl. Bewirtschaftungsk. ab, die ausfallen . .		68 fl. — kr.
so ergibt sich für den Acker ein Ertrag von			163 fl. 48 kr.

Die einzelnen Ausgaben zu C. Kleidung sind:

1.	Mann.		
	1 Tuchrock 16 fl., 4 Jahr	4 fl. — kr.	
	1 Sommerrock 4 fl., 2 Jahr	2 fl. — kr.	
	1 Weste 2 fl.	2 fl. — kr.	
	1 Tuchbeinkleider 7 fl., 3 Jahr	2 fl. 20 kr.	
	1 Sommerbeinkleider 2 fl.	2 fl. — kr.	
	1 Paar Stiefel 4 fl. 30 kr., Sohle 45 kr.	5 fl. 15 kr.	
	1 Paar Schuhe 2 fl., Sohle 45 kr.	2 fl. 45 kr.	
	1 Halstuch 1 fl.	1 fl. — kr.	
	2 Hemde zu 1 fl. 45 kr.	3 fl. 30 kr.	
	1 Hut 2 fl. 30 kr., 3 Jahr	— fl. 50 kr.	
	1 Mütze 2 fl.	2 fl. — kr.	
	1 Paar wollene Strümpfe 1 fl.	1 fl. — kr.	
	1 Sacktuch 20 kr.	— fl. 20 kr.	
		29 fl. — kr.	
			29 fl. — kr.
2.	Der alte Vater wird mit alten Sachen bekleidet. Macherlohn 2 fl.		2 fl. — kr.
3.	Schwester.		
	2 Hemde zu 1 fl. 45 kr.	3 fl. 30 kr.	
	1 Rock 16 fl. 10 Jahr	1 fl. 36 kr.	
	2 Unterröcke 10 Jahr zu 7 u. zu 3 fl.	1 fl. — kr.	
	1 Halskragen 1 fl.	1 fl. — kr.	
	1 Paar Schuhe u. Sohlen	2 fl. 45 kr.	
	1 Paar Stiefeln mit Sohlen 2 Jahr 5 fl. 12 kr.	2 fl. 36 kr.	
	1 Halstuch, 2 Sacktücher	1 fl. — kr.	
	2 Paar rotwollene Strümpfe zu 1 fl. 10 kr.	2 fl. 20 kr.	
	1 Hut 6 Jahr 2 fl. 42 kr.	— fl. 27 kr.	
	1 Untersatzmütze, gestickt, 2 fl. 42 kr., 6 Jahr	— fl. 27 kr.	
	1 Jacke 2 Jahr, 4 fl.	2 fl. — kr.	
	1 Schürze, 4 Ellen, zu 18 kr.	1 fl. 12 kr.	
		19 fl. 53 kr.	
			19 fl. 53 kr.
4.	Ein 11jähriger Knabe.		
	1 Paar Hosen 4 fl.	4 fl. — kr.	
	2 Hemde à 45 kr.	1 fl. 30 kr.	
		5 fl. 30 kr.	
			5 fl. 30 kr.
			56 fl. 23 kr.

Uebertrag . . 56 fl. 23 kr.

1 Paar Stiefel 3 fl. nebst 1 fl. Sohle . 4 fl. — kr.
1 Paar Schuhe 1 fl. 24 kr. . . . . . 1 fl. 24 kr.
1 Paar wollene Strümpfe 45 kr. . . . — fl. 45 kr.
1 Weste 48 kr. . . . . — fl. 48 kr.
1 Wollene Jacke 5 fl. . . . . 5 fl. — kr.
1 Mütze 1 fl. für Winter . . . . . . 1 fl. — kr.
1 Halstuch 30 kr. . . . . — fl. 30 kr.
1 Sacktuch 12 kr. . . . . — fl. 12 kr.
1 Paar Handschuh 2 Jahr, 18 kr. . . — fl. 09 kr.
13 fl. 48 kr.

5. Zwei kleinere Kinder etwa 20 fl. . . . 20 fl. 49 kr.

Summe C 90 fl. — kr.

V. Wirtschaftsrechnung des Speditörs Schultheiss von St. Georgen.

Familie: Mann, Frau, 1 großer Sohn, 2 kleine Kinder.

I. Ohne Kuhteil, wenn sie alles kaufen müssen.

A. Wirtschaftsausgaben.

1. Wohnungsmiete 1 Stube, einige Kammern = 30 fl. . . . . 30 fl. — kr.
2. Steuern.
   Gewerbesteuer von 750 fl. Kapital = 3 fl. 3 fl. — kr.
   Gemeindesteuer do. = 3 fl. . . . . . 3 fl. — kr.
3. Versicherungen. Fahrnisversicherung = 1 fl. 20 kr. . . . . 1 fl. 20 kr.
4. Feuerung. Holz = 30 fl. . . . . . . 30 fl. — kr.
5. Beleuchtung. Oel = 12 fl. für 15 Maß 12 fl. — kr.
6. Bereinigung. Seife = 3 fl. 28 kr. . . 3 fl. 28 kr.
7. Hausrat. Von 100 fl. Kapital 5 % Zinsen und 3 % Abgang = 8 fl. . . . . . 8 fl. — kr.

90 fl. 48 kr.

B. Kost.

Täglich	1 Laib Brot zu 4 Pfd.	14	kr.
	$\frac{1}{2}$ Sester Kartoffeln .	$7\frac{1}{2}$	„
	Mehl für	6	„
	$\frac{1}{3}$ Pfd. Salz	1	„
	$\frac{1}{2}$ Pfd. Schmalz	10	„
	$1\frac{1}{2}$ Maß Milch	6	„
		$44\frac{1}{2}$	kr.

Uebertrag I. A. . .		90 fl. 48 kr.
Die Woche daher 5 fl. $11^1/_2$ kr. Dazu Sonntags für 30 kr. Speck, das Jahr somit etwa 300 fl. für B..		300 fl. — kr.

C. Kleidung.

1. Mann.

1 Rock 2 Luisdor 5 Jahr	4 fl. 30 kr.	
1 Weste 1 fl. 48 kr., 2 Jahr	— fl. 54 kr.	
2 Paar Hosen zu 4 fl.	8 fl. — kr.	
1 Paar Stiefel mit Sohlen 5 fl. (zu Hause Latschen)	5 fl. — kr.	
2 Paar Strümpfe zu 24 kr.	— fl. 48 kr.	
1 Halstuch 2 Jahr, 48 kr.	— fl. 24 kr.	
2 Hemde à 1 fl. 45 kr..	3 fl. 30 kr.	
1 Sacktuch 15 kr.	— fl. 15 kr.	
1 Hut 4 Jahr, 2 fl. 30 kr.	— fl. 38 kr.	
1 Mütze 2 Jahr, 1 fl. 30 kr.	— fl. 45 kr.	
	24 fl. 44 kr.	
		24 fl. 44 kr.

Frau.

2 Hemde zu 1 fl. 45 kr.	3 fl. 30 kr.	
1 Rock 8 fl., 4 Jahr	2 fl. — kr.	
1 Halskragen 1 fl.	1 fl. — kr.	
1 Mütze 2 fl.	2 fl. — kr.	
1 Unterrock 2 fl., 3 Jahr	— fl. 40 kr.	
2 Paar Strümpfe zu 45 kr..	1 fl. 30 kr.	
2 Paar Schuhe zu 2 fl. 30 kr.	5 fl. — kr.	
2 Sacktücher zu 15 kr.	— fl. 30 kr.	
1 Halstuch 1 fl. 45 kr.	1 fl. 45 kr.	
		17 fl. 55 kr.

Der Sohn bekleidet sich selbst von seinem Lohn.

12jähriges Kind.

1 Oberrock Zeug 2 fl., Macherlohn 48 kr.	2 fl. 48 kr.	
Zwillichhosen Zeug 1 fl. 20 kr., Macherlohn 48 kr.	2 fl. 08 kr.	
		4 fl. 56 kr.
		438 fl. 23 kr.

Uebertrag I, A, B, C. . . . . 438 fl. 23 kr.

1 Weste 40 kr. . . . . — fl. 40 kr.
2 Hemden zu 1 fl. . . . . 2 fl. — kr.
2 Paar Strümpfe zu 40 kr. . . . . 1 fl. 20 kr.
1 Paar Schuhe mit Sohlen und Flicken
  2 fl. 42 kr. . . . . 2 fl. 42 kr.
1 Mütze 20 kr. . . . . — fl. 20 kr.
1 Sacktuch 15 kr. . . . . — fl. 15 kr.
1 Halstuch 20 kr. . . . . — fl. 20 kr. 7 fl. 37 kr

5. Das jüngste Kind wird größtenteils von alten Sachen bekleidet. Macherlohn 2 fl. 2 fl. — kr.
Schuhe und Strümpfe 2 fl. 48 kr. . . . 2 fl. 48 kr. 4 fl. 48

D. Familienausgaben.

1. Doktor und Apotheker = 2 fl. . . . . 2 fl. — kr.
2. Kindererziehung:
   a. Tauf- und Entbindungskosten 8 fl. für 3 Kinder 24 fl.
   b. Schulbücher für 1 Kind

Abc-Buch	12 kr.
Spruchbuch	13 „
Historie	28 „
Gesangbuch	40 „
Testament	36 „
	2 fl. 09 kr.

Diese Bücher braucht jedes Kind während der Schulzeit doppelt, also 3 Kinder = 12 fl. 54 kr.
   c. Schulgeld für 1 Kind 1 Jahr = 1 fl., bei 8 Jahr Schulzeit für 3 Kinder = 24 fl.
   d. Schreibmaterialien.
Jedes Kind jährlich 1 Schiefertafel

mit Griffel	7 kr.
1 Buch Papier	14 „
Federn und Tinte . .	14 „
	35 kr.

Summe I. A

Uebertrag I. A. B. C. . . .		450 fl. 48 kr.
Alle 3 Kinder jährlich 1 fl. 45 kr. und da sie 8 Jahr die Schule besuchen zusammen 14 fl.		
Sämtliche Ausgaben für Kindererziehung betragen somit 74 fl. 54 kr. auf 30 Jahre ausgeschlagen daher jährlich 3 fl. 30 kr.	3 fl. 30 kr.	
3. Märkte. Ablieferungen. Feste 10 fl. .	10 fl. — kr.	
4. Vergnügungen des Sonntags	10 fl. — kr.	
	Summe D.	25 fl. 30 kr.

E. Lohn.

Der mitarbeitende Sohn erhält wöchentlich 30 kr., wie wirklich ausgezahlt werden = 26 fl.	26 fl. — kr.
Summe aller Ausgaben ohne Kuhteil	502 fl. 18 kr.

II. Mit Kuhteil. Haus und Grundstück im Wert von 1500 fl.

A. Wirtschaftsausgaben.

1. Zins für das Grundstück und Haus 56 fl.	56 fl. — kr.	
2. Steuern. Gewerbesteuer 3 fl. Gemeindesteuer 3 fl. Haussteuer 3 fl.	9 fl. — kr.	
3. Versicherungen. Brandversicherung 1 fl. 20 kr. Fahrnisversicherung 1 fl. 20 kr. . .	2 fl. 40 kr.	
4. Feuerung. Holz 30 fl.	30 fl. — kr.	
5. Beleuchtung. 15 Maß Oel = 12 fl. .	17 fl. — kr.	
6. Bereinigung. Seife 3 fl. 28 kr.	3 fl. 28 kr.	
7. Hausrat. Zinsen und Abgang 8 fl. . .	8 fl. — kr.	
8. Hausausbesserung 15 fl.	15 fl. — kr.	
9. Bewirtschaftung des Kuhteils. a. Pflügen und Düngerfahren 10 fl. .	10 fl. — kr.	
	146 fl. 08 kr.	
		146 fl. 08 kr.
		146 fl. 08 kr.

Uebertrag II. A. . .		146 fl. 08 kr.
b. Kuh kostet jung 50 fl., in 10 Jahren ist sie noch 30 fl. wert und muss wieder verkauft werden, jährlich also 2 fl. Verlust und 2 fl. 30 kr. Interessen. Dieser Betrag hebt sich gegen den Preis des Kalbes von 4 bis 8 fl.		
c. Ankauf einer Sau 10 fl.	10 fl. — kr.	
		10 fl. — kr.

B. Kost.

Diese wird zum großen Teil durch den Ertrag des Kuhteils bestritten, so dass nur noch als Rest bleiben:		
Für $^3/_4$ Jahr Brot den Tag 14 kr. = 63 fl.	63 fl. — kr.	
1 Jahr Mehl zu Knöpfle, Tag 6 kr. = 36 fl.	36 fl. — kr.	
Salz täglich $^1/_3$ Pfd. = 6 fl.	6 fl. — kr.	
		105 fl. — kr.
C. Kleidung 60 fl.		60 fl. — kr.
D. Familienausgaben 25 fl. 30 kr. . . .		25 fl. 30 kr.
E. Lohn 26 fl.		26 fl. — kr.
		372 fl. 38 kr.

Das Kuhteil verschafft also einen

Vorteil von	502 fl. 18 kr.
weniger	372 fl. 38 kr.
	129 fl. 40 kr.

als Ertrag des Kuhteils sind auszuwerfen:

$^1/_4$ Jahr Brodfrucht = r. 30 fl.

Kartoffeln für das ganze Jahr etwa 180 Sester oder 40 fl.

10 Mass Milch die Woche à 40 kr., r. 36 fl.

ca. 180 Pfd. Butter und Schmalz, 30 fl.

Speck und Schweinefleisch ca. 25 fl.

VI. Zusammenstellung der verschiedenen Lohnsätze auf dem Schwarzwalde 1845.

Uhrmachergesellen.

Großuhrmachergesellen erhalten ausser Wohnung und Kost, die von 14—24 kr. täglich angeschlagen wird, wöchentlich 48 kr. bis 1 fl. bis 1 fl. 6 kr. bis 1 fl. 12 kr. Wäsche müssen sie sich selbst besorgen.

Kleinuhrmachergesellen erhalten Wohnung, Kost und 1 fl. 6 kr., 1 fl. 12 kr., 1 fl. 20 kr. bis 2 fl. wöchentlich.

Handwerksgesellen

erhalten durchgehends je nach dem Handwerk 1 fl. 12 kr., 1 fl. 20 kr. bis 2 fl. und die Kost, die sich der Meister auf 21 bis 24 kr. täglich berechnet. Ohne Kost erhalten sie dafür täglich 48 kr., 54 kr. bis 1 fl.

Holzhauer

erhalten um Triberg und Furtwangen 48 kr., 1 fl. bis 1 fl. 12 kr. täglich.

Torfarbeiter auf Stückarbeit 1 fl. 40 kr. bis 2 fl.

Köhler 1 fl. 48 kr. täglich.

Steinklopfer

auf allen Straßen je nach der Arbeit 40 kr. bis 1 fl. täglich.

Taglöhner.

In Triberg 48 kr. ohne Kost für den Mann; 40 bis 42 kr. mit halber Kost (ohne Mittagessen), 20 kr. mit ganzer Kost (5 Mahlzeiten).

Alte gebrechliche Leute, Hospitaliten, bekommen 36 kr. und halbe Kost täglich, wenn sie sich verdingen.

In Furtwangen erhält ein Mann ohne Kost 1 fl. den Tag.

In den meisten anderen Orten 36 bis 42 kr. ohne Kost.

Frauen erhalten meist 12 bis 15 kr. mit Kost.

Knechte und Mägde.

In St. Georgen und Furtwangen ziemlich gleich. Mädchen und Jungen 15 bis 25 fl., Wohnung und Kost jährlich, Mägde 35 bis 40 fl. jährlich und einige Kleidungsstücke. Knechte 60 bis 80 fl. und Kleidungsstücke.

In Neustadt steht der Lohn etwas niedriger.

Fabrikarbeiter.

Triberg. Im Drahtzug ein Arbeiter 6 fl. die Woche.

Neustadt. In der Wollspinnerei und Weberei des Herrn Merz:

Anknüpfer 17 kr.
Kinder zum Kehren 9 bis 10 kr. den Tag.
Vorlegerinnen, Weberinnen, Stepperinnen } 20 bis 24 kr. den Tag.
Spinnerinnen 2 fl. 20 kr. die Woche.
Sie rechnen die Kost auf 12 kr. den Tag.

Hammereisenbach, Eisenwerk.
Schmiedemeister 74 fl. den Monat.
Gehilfe 53 fl.

Bubenbach in der Glashütte.
Glaser 7 fl., Schürer 5 fl., Holzzuführer 5 fl. } die Woche.
Eintragbuben 18 bis 25 fl., Jungen 20 bis 25 fl. } das Jahr.
Die Glaser rechnen die Kost für den Mann 26 kr., für den Jungen 20 kr. täglich.

Himmelreich, Blechhammer.
Grossschmied 1 fl. 12 kr. bis 1 fl. 30 kr., Grobschmied 1 fl. 6 kr. bis 1 fl. 24 kr., Bube 28 bis 34 kr. } täglich
Der Mann bekommt für 12 fl., der Bube für 6 fl. monatlich im Werke selbst Kost.

Hornberg, Steingutfabrik.
Brenner 1 fl. 30 kr., Gehilfe 1 fl., Farbenmischer 1 fl., Frauen 24 bis 26 kr. } täglich.
Dreher 12 bis 14 fl. in 14 Tagen.
Kost kommt 2 fl. die Woche.
Kost, Wohnung und Wäsche 24 kr. den Tag.

Schramberg, Steingutfabrik.
Brenner 2 fl. täglich.
Dreher 6 fl., Junge 1 fl. 30 kr. } wöchentlich.
Mädchen zum Tragen 2 fl. die Woche, 1 Paar Schuhe jährlich und die Trinkgelder von den Fuhrleuten.

Erwerbszweig	Preis pro Stück		Produktion 1 Meisters, 1 Gesellen und 1 Lehrlings in Stück für		Summe d. Brutto-Einkommens		Kosten: Materialkosten: das Stück		Materialkosten: Summe		Zinsen für die Werkstatt		Gesellenlohn mit Abzug d. Lehrgelds		Summe		Netto-Einkommen im Jahr		Netto-Einkommen i.d. Woche	
	fl.	kr.	Woche	Jahr	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
A. Uhrmacher											*)									
a. 12 st. Uhr.: 1. Qual.	1	6	18	864	950	24	—	27	388	48	11	30	40	—	440	18	510	6	9	50
	1	18			1123	12											682	54	13	8
2. Qual.	—	54			777	36											387	18	6	29
	1	6			950	24											510	6	9	50
b. 24 st. Uhr.: 1. Qual.	1	30	14	672	1008	—	—	42	470	24	11	30	40	—	521	54	486	6	9	21
	1	45			1176	—											654	6	12	35
2. Qual.	1	12	14	672	806	24	—	36	403	12	11	30	40	—	454	42	351	6	6	46
	1	24			940	48											522	6	10	2
c. Schottenuhren	1	30	12	576	864	—	—	30	288	—	11	30	40	—	339	30	524	30	10	5
	2	—			1152	—											812	30	15	38
d. Kleinuhren	2	48	10	480	1344	—	—	36	288	—	13	—	50	—	351	—	993	—	19	5
	3	—			1440	—											1089	—	20	56
e. Achttaguhren	3	24	7	336	1124	24	1	—	336	—	11	30	40	—	387	30	736	54	14	12
	3	48			1276	48											871	18	16	44
B. Schildmaler	—	24	72	3456	1382	20	—	9	318	24	5	—	50	—	373	24	1008	56	19	5

*) Eine Werkstatt für Grofsuhren erfordert:

1 Zahnstuhl 6 bis 7 Louisdor	70 fl. — kr.
3 Drehbänke 2 hölzerne je 2 Louisdor	44 fl. — kr.
1 eiserne 5 Louisdor	55 fl. — kr.
3 Schraubstöcke je 1 Louisdor	33 fl. — kr.
12 verschiedene Zangen	9 fl. 36 kr.
1 Spindelbohrer 2 Louisdor	22 fl. — kr.
Feilen	6 fl. — kr.
Wetz- und Schleifstein mit Trog	10 fl. — kr.
2 Schnitzer, 12 Dreheisen } 3 fl.	3 fl. — kr.
3 Hämmer	1 fl. — kr.
3 Feilkloben 2 fl. 48 kr.	2 fl. 48 kr.
3 Werkbänke à 7 fl.	21 fl. — kr
zusammen	277 fl. 24 kr.

Zu diesen Ansätzen kommt für eine Werkstatt des Kleinuhrmachers noch hinzu:

1 Einstellzirkel	14 fl. — kr.
1 Zahnauswalzmaschine	14 fl. — kr.
Zangen zum Drahtbiegen	20 fl. — kr.
	48 fl. — kr.
obiger Satz	277 fl. 24 kr.
Zusammen für den Kleinuhrmacher	325 fl. 24 kr.

Die Zinsen zu 4% gerechnet giebt die Ansätze in den Kolonnen.

VIII. Acker-, Wiesen- und Viehstand der verschiedenen Uhrmacherge

Bezirke	Ortschaften	Familienzahl 1843	Meisterzahl 1843	Morgen Acker 1845	Morgen Viehweide und Oedeland 1845	Morgen Wiesen 1845	Durchschn. Ertr. des Morgens in Ztr. Heu	Milchvieh 1845
Neustadt	Altglashütten .	64	10	86	216	95	8	84
	Baerental . . .	30	2	188	489	115	6	73
	Bregenbach . .	24	1	125	848	191	12	76
	Dittishausen . .	85	1	738	?	520	14	173
	Eisenbach . . .	151	49	175	275	176	20	127
	Falkau	41	6	147	?	95	10	120
	Fischbach . . .	46	5	252	517	305	11	133
	Friedenweiler .	43	12	36	400	100	12	60
	Göschweiler . .	83	1	1 320	200	440	10	180
	Kappel	86	12	437	?	434	20	206
	Langenbach . .	58	14	1 300	?	162	13	138
	Langenordnach .	43	6	294	?	395	10	127
	Linach	50	12	107	?	159	?	103
	Löffingen . . .	271	2	1 010	?	498	50	339
	Neuglashütten .	18	4	89	207	78	8	48
	Neustadt . . .	312	97	672	980	465	21	367
	Oberlenzkirch .	134	18	298	?	361	12	211
	Raithenbuch . .	48	16	308	951	261	9	130
	Roethenbach . .	159	25	820	?	475	10	272
	Rudenberg . .	53	20	233	591	123	20	97
	Saig	77	8	404	793	340	11	188
	Schoenenbach .	105	31	2 048	?	396	36	160
	Schollach . . .	69	17	140	2 000	400	7	175
	Schwaerzenbach .	64	20	205	?	510	10	199
	Unterlenzkirch .	64	7	250	?	160	12	159
	Viertaeler . .	190	21	1 065	4 050	1 178	18	394
	Voehrenbach . .	247	39	359	1 390	503	18	296
	Urach	107	24	100	?	200	10	209
		2724	480	14 106	(13 917)	9 135	—	4814
Triberg	Gremmelsbach .	114	10	515	2 398	144	15	216
	Niederwasser . .	70	2	373	2 728	127	18	126
	Schonach . . .	299	57	681	3 432	120	15	400
	Schoenwald . .	304	106	960	4 481	287	15	575
	Rohrhardsberg .	54	8	282	291	53	15	112
	Gütenbach . .	207	94	492	2 831	293	18	281
	Triberg	228	38	83	227	73	18	110
	Furtwangen . .	524	165	906	4 827	650	15	300
	Neukirch . . .	166	81	494	3 227	344	15	254
	Nussbach . . .	198	45	499	2 472	145	18	313
	Rohrbach . . .	114	27	378	2 393	93	15	211
		2278	634	5 663	29 287	2 329		2898
Beide Bezirke	39 Gemeinden .	5002	1114	19 769	(43 204)	11 464		7712

Ungedruckte Aktenstücke zur Geschichte der Belagerung Freiburgs im Jahre 1713.

Von Peter P. Albert.

Von acht Belagerungen, welche die Stadt Freiburg im Lauf der Jahrhunderte zu bestehen hatte, war die des Jahres 1713 die härteste. Am 26. September begann die Einschließung des mit kaum 10000 Mann Besatzung versehenen Platzes durch die Franzosen unter dem Marschall von Villars mit 150000 Mann und endete am 1. November mit der Uebergabe der Stadt und am 16. desselben Monats mit derjenigen der beiden Festungswerke auf dem Schlossberg. Die Verteidigungstruppen, die am 20. November freien Abzug erhielten, hatten etwas über 3000, der Feind, der erst am 1. Dezember von der Stadt aufbrach, um über den Rhein in die Winterquartiere zu gehen, nach seiner eigenen Angabe 15000 Tote und Verwundete verloren.

Der Verlauf der von dem Feldmarschall-Leutnant Franz A. Freiherrn von Harrsch geleiteten Verteidigung, in der die bekannte mutige Tat des Stadtschreibers Franz Ferdinand Mayer vom 1. November eine besondere Rolle spielt, ist durch eine Reihe von Darstellungen und durch die vor zwei Jahren von Fr. von der Wengen besorgte Veröffentlichung des Tagebuchs des Kommandanten[1]) bis ins einzelne quellenmäßig

---

[1]) Die Belagerung von Freiburg i. Br. 1713. Tagebuch des österreichischen Kommandanten Feldmarschall-Leutnants Freiherrn von Harrsch. Im Auftrage der Gesellschaft für Geschichtskunde bearb. von Fr. von der Wengen. Mit 2 Tafeln. (Zeitschr. d. Gesellsch. f. Gesch.-, Altert.- u. Volkskunde von Freiburg usw. 14. Bd.) Freiburg i. Br. 1898.

beleuchtet. Von der Wengen hat für seine Arbeit das gesamte Quellenmaterial herangezogen; nur einzelne kleinere ungedruckte Stücke[1]) sind ihm entgangen oder absichtlich von ihm außer Betracht gelassen worden, da sie für seinen Zweck nur von nebensächlicher Bedeutung waren.

Anders verhält es sich damit vom Standpunkt der lokalen Geschichtsforschung aus, für den nach einem Ausspruche Karls von Rotteck nichts so gering und unbedeutend ist, dass es nicht für die Aufhellung der Vergangenheit der Heimat irgendwie von Belang wäre; „das heimatliche Interesse, welches zunächst der Empfindung angehört," sagt er mit Recht, „verleiht auch dem Unscheinbaren seinen Wert." Indessen bieten die hier erstmals zum Abdruck gelangenden Aktenstücke in mannigfacher Hinsicht auch für den weiteren Forscher so mancherlei Neues, sei es durch Abweichungen von den bereits bekannten Darstellungen, sei es durch veränderte Beleuchtung oder umständlichere Beschreibung dieses oder jenes Vorgangs oder Tatbestands, dass ihre Veröffentlichung wol gerechtfertigt ist, zumal in einer Zeitschrift, die mit in erster Linie zur Pflege der vaterländischen Geschichte sich berufen und verpflichtet fühlt.

1.

Gleich das erste Stück beansprucht doppelte Beachtung, da es eine ihrer Zeit im Druck vervielfältigte, aber sofort bei ihrem Erscheinen behördlicherseits unterdrückte Schrift, also auch typographisch die größte Seltenheit darstellt. Ob allein die unterlassene Einholung der vorgeschriebenen Druckerlaubnis oder etwa auch ihr — zur Zeit ihrer Abfassung wenigstens nicht für alle gleich unverfänglicher — Inhalt Anlass zu ihrer Einziehung und Vernichtung gegeben hat, ist auch aus einer darauf bezüglichen Notiz im Ratsbuche

[1]) Bei der Aufzählung der gedruckten Quellen hätte — vom lokalgeschichtlichen Standpunkt aus — im Anschluss an die (2. Auflage der) „Mémoires du maréchal duc de Richelieu" (Paris 1793) eine im „Freyburger Wochenblatt historisch-moralisch-politischen Inhalts" 1, 1793, S. 136—43 erschienene Skizze der Belagerung Erwähnung verdient.

nicht klar ersichtlich, wenn auch dem mit den Verhältnissen näher Vertrauten unschwer erklärlich. Die in Rede stehende, zum 14. März 1714 ins Protokollbuch des Rates eingetragene Bemerkung besagt: „Allermassen von des Herrn Barth Schultheiss wohlweisen angezeigt, zumalen von der Canzlei klaglich für und angebracht worden, welchergestalten eine ungleiche Composition und Relation von der Statt und Vöstung Freyburg, wie nemblichen selbige durch die königlich französische Armée anno 1713 den 19. Septembris infestiert, belagert und folgends eingenomben worden, in Truck und Vorschein dem Publico gekommen, ohne denn das ein solche zuvor, wie bisher erfordert und gebräuchlich, der Canzlei ad censuram gegeben und die obrigkeitliche Aprobation und Licenz der Truckerei und Componisten eingeholt und verwilliget worden. Damit aber man anseiten vorgesetzter Obrigkeit sich disfals purgative gegen mäniglich legitimiere, umb kein Anteile daran zu haben, manifest mache, demnegst so freches Beginnen zu künftigem Exempel und Emendieren exprimiere, hat ein wohlweiser Magistrat gleich einen der Herren Zunftmeister neben dem Stattbedienten abgeordnet, sich in die Trukerei zu verfiegen und alle daselbst dergleichen befindlichen Exemplarien zur Hand zu nemmen und selbige per modum confiscationis der Canzlei zu deponieren, vermittelst aber den Buchtrucker Jo. Handler bis auf weitere Verordnung in den Burgerturn verwahren, anbei der angegebene Componist und Complex hierüber constituiert und von loblichem Turnambt einem ehrsamen Rat geziemend und umbständlich solle referiert werden."

Ueber das weitere Schicksal Handlers verlautet nichts. Die Beschlagnahme muss eine gründliche gewesen sein, denn nicht einmal das für jene Zeit und Ereignisse so reichhaltige Stadtarchiv enthält ein Exemplar der „ungleichen Composition und Relation". Die nachfolgende, diplomatisch getreue Abschrift entstammt dem Archiv der k. k. Landesregirung zu Salzburg, wohin sie mit andern hier abgedruckten Kriegsakten durch das Regiment „Salzburg" gekommen und von wo sie uns durch die Güte des k. Rats Fr. Pirckmayer,

k. k. Regirungsarchivars und Konservators, zugänglich gemacht worden ist.

Zur Sache selbst ist wie bei den meisten nachfolgends abgedruckten Schriftstücken weiter nichts zu bemerken; durch ihre Einreihung gehörigen Orts werden die einzelnen Nummern hinlänglich erläutert.

Relation

**Von der Statt vnd Vöstung
Freyburg im Breyssgau, wie nemlich
dieselbe von der Königl. Frantz. Armee
Ao. 1713.
den 19. Septbr. infestiert, Belagert vnd
volgends den 1. Novembr. darauff
von diesen Königl. Truppen eingenommen worden seye.**

Alß die Landschafft Breyßgaw fast mitten in den Flammen Martis, sich jedoch deß Ruhestandtß berühmen könnte, und an nichts wenigers gedachte, alß daß annoch dieses Jahr dessen Hauptstatt und Vöstung Freyburg belagert werdten solte; so wurdte mann den 19. Septbr. deß 1713. Jahrs vnversehens gewahr, daß ein König. Französisches Detachement bey denen Dorfschafften Buechen und Hugstätten, einer Stund von Freyburg gelegen, under Commando deß Französischen Generalen M. Comte de Bourg vngefähr von 20000 Mann campirte: welches Corps sogleich den 20. hierauff die Kays. Schanz, auf dem Ross-Kopff genannt, bestürmete und auch nach kurzer Gegenwöhr eroberte. Beiderseithß bliben 200 Mann todt vndt gefangen: von Kayserl. Seithen ist unter denen letsten ein Obrist-Lieut., 1 Obristwachtmeister, 2 Haubtleuth, 2 Lieutenant, vndt 1 Fendrich denen Franzosen in Handen verbliben. Alß dises der Kays. General von der Cavallerie M. Marquis de Vaubon ersehen, verstärkhte er die Freyburgische Guarnison auf 19 Bataglions vnd 150 Reuthern, retirierte sich hernach mit dem Rest seiner Truppen über den Schwarzwald nacher Villingen. Inzwischen lagerte sich zu Langen-Denzlingen längst dem Fluss Elz die ganze Königl. Französ. Haubt-Armee in 160 000 Mann und nahm in ermeltem Orth M. Marquis de Villars vnd zu Zehringen der General Comte de Bourg sein Quartier. Mann sache nur gar zu gewiß, daß eine formidable Belagerung verhanden, deßhalben zu einer menschenmöglichsten Gegen-Defension in der Statt alles vorgekehrt wurdte. Auch wurdten den 21. beede Schlösser mit 1800 Mann verstärkht.

Den 22. steckhten die Franzosen das in dem Vaubonischen Lager annoch vorigg gelassene Holz in Brand und occupierten die Linien von dem Ross-Kopf herunder in das Ebneter Thal und Capler Berg. Die Kayserl. auf derselben verliessen ihre Posten und retirirten sich theilß nach

der Statt Freyburg vnd theilß nacher Rheinfelden, so stuenden an heünt alle schöne Gebaü von Gärthen und Lusthaüssern, so vmb die Statt waren, in vollen Flammen. Neun Mühlen sambt der schönen Wüerischen Pfarr-Kirchen, und neu auferbauten Spittal, auch sogar der Wasser-Canal, so in die Statt das Wasser in Abundanz leytete, wie auch die sonst aller Orthen vnbekannte Chrystall vnd Pallier-Mühlen, wurden theilß von denen in der Statt selbst angezündtet, undergerissen oder verbrannt.

Den 23. dito bezochen die Franzosen das Ebneter Thal, extendirten ihr Lager über obgenanntem Capler Berg gegen Günterstal, Merzhausen, St. Gergen vnd zuruckh hinauff über Lehen in alle vmbligende Dorffschafften gegen dem Mooß vnd wider nach Langen-Dinzlingen also daß der Ein- vnd Ausgang aufs schärffiste verwahrt wurdte.

Den 24. dito nahmen die Franzosen der Statt das Wasser und Brünnen, /welche aber lange Zeiten nur mit dem halben Theil abgegraben verbliben./ Mann sache allenthalben die grose Zufuehren vnd Praeparatorien der Franzosen, welches nit geringen Schröckhen in der Statt verurhsachte, mit welchem sie biß auf den 30. Septbr. continuirten.

Den 1. Octobr. Nachts zwischen 12 vnd 1 Uhr wurdte mann gewahr, dass die Franzosen nicht über 100 Schritt von der Claßée in des so genannten Herrn Barthen Garten vor dem Prediger Thor Posto fasten. Eben in diser Nacht wurdte das obere Schloss allarmirt, weilen die Franzosen mit groser Furia vermeinten, so gleich die Loch-Redoutten zu bestürmen und sich derselben zu bemächtigen, sie wurdten aber in ihrem Vorhaben vnglükhlich, dann sie fanden einen weit grösern Widerstandt, alß sie geglaubt haben, vnd hierdurch genöthiget waren, in forma ob der Hammer-Schmidten zu approchieren. So sache mann in gleichem, bey anbrechendem Tag, daß die Trancheen in obbenanntem Garten vor dem Prediger Thor eröffnet, indeme die Franzosen schon eine Linien von mehr dann 50 Claffter in der Perfection vor sich hatten. Nach-Mittag umb 3 Uhr geschahe ein Außfahl auf die Approchien mit 3 . à . 400 Granedieren vnd 60 Reuthern, welcher ein grausames Maßacre verursacht, worinen der Franzosen sehr vil gebliben vnd die Approchen gleichsamb außgelehrt wurdte. Die Franzosen seynd aber so gleich mit einem starckhen Detrachement secundiert worden, dass, nachdeme sich die Kayserl. zuruckhgezogen, dieselbe mit fliegenden Fahnen ihre Approchen widerumb bezogen haben. Bey diser Action bliben Teutscher Seithen 9 Granadierer und 3 Dragoner. Inmittelst wurdte vnaufhörlich von der Fortezza deß Cavaliers vor dem Prediger Thor vnd Lämmer Thor mit Loßbrennung des groben Geschüzen mit Bomben vnd Stein-Werffen diser Tag und folgende Nacht zugebracht. Heünt wurdte in der Statt der anfang gemacht, daß täglich 74 Saüm Wein vor die Soldatesca ausgezapffet werden.

Den 2. Octobr. sache mann die französische Approchen nicht über 100 Schritt vor dem Prediger-Thor gegen der Claßee. Die Attaque gegen der Loch-Redoutten vnd zugleich gegen dem obern Schloss wurdte, wie

gemeltet, von der Bergs-Tieffe bey der Hammerschmitte angefangen. Die von dem Ross-Kopff approchierten herunter gegen dem Hürzberg vnd laborirten an einer Batteri. Vmb 10 Uhr thäten die vom obern Schloß mit 200 Mann einen Außfahl vnd veruhrsachten grosen Schaden. Die Bomben auf dem obern Schlos wurden auf eine listige Invention in der Franzosen Approchen auf Brettern vnd Schlingen geleitet, die Franzosen machten zwar grose Gruben, vmb selbe auffzufangen, aber sie vermöchten den immer wehrenden Schaden allda nicht zu verwöhren. Indessen liesse H. Commendant der Statt, H. General-Feld-Marchall-Lieut. von Harrsch etc. das Christoffelß-Thor abdeckhen, vmb vor ihne zur Wohnung zubereiten, allwo er sich die Belagerung durchaus aufgehalten. Das Freyburgische Frawenzimmer, so von hohem Adel in quantitate vorhanden ware, vnd keinen Paß sich aus der Statt retiriren zu können, erhalten kundte, verbarge sich gleichsamb in alle tieffe Winckhel vnd Caßamatten, in welchen sie biß zur Uebergab verbliben.

Den 4. dito sache mann schon die französische Batterien, eine in obbenannten Herrn Barthen Garthen, item eine auf dem so genannten Türckhenackher vor dem Lämmer-Thor vnd desselben neüen Lunetta. Die Circumvallations-Linien extendirten sich über die Spittalsgütther vnd bis in den alten Stattgraben.

Es ware demnach alles im Standt, daß sie den 5. Octbr. anfangten so wohl vor dem Prediger- und Lämmer-Thor, alß denen auff dem obern Schloß vnd desselben Redoutten gerichte Batterien Feüer zugeben, welches nach 6 Uhren in der Frühe von allen Seithen den Anfang genommen. Die erste Stuckh-Kugel, so über das obere Schloss in die Stadt geflogen, nahm ihren Durchmarch durch das Preysische Hauß auf dem Rampar und folgendß in die Sapienz, auf dessen Biblioteckh selbige ligen gebliben, die andere fuehre in deß H. Wilden Behausung in der Salz-Gassen. Von heünt an vermehrte sich das Canonieren fast täglich, also daß ganze Salven aus den Stückhen erknallten, daß der gleichen entsetzliches Schiessen, so die ganze Zeith vnaufhörlich wehrte, bey keiner Belagerung gehört wordten. In welchem continuierte bei Tag alß Nacht das entsetzliche Bomben- vnd Stein-Werffen vnd diß veruhrsachte, daß bis auf den 8. Octbr. schon alle Zimmer vnd Bewohnungen im obern Schloß über einen Hauffen lagen, und nun nichts mehr übrig war alß die Casamaten. Die Fraw Abbtissin auß Ginterstall vnd H. Graff von Schawburg erhielten heünt alleinig einen Paßport von dem Marquis de Villars, daß sie mit wenigem Gefolg aus der Statt sich retiriren möchten. Gleich wie man in der betrangten Statt nach nichts anders mehrers seüffzete alß nach einem erwünschten Sucurs, so wurdte doch praeter omnem spem solch eigen gemachte Consolation gänzlichen zu Wasser, weilen mann kein einziges Movement in dem französischen Lager wahrnehmen könnte. Eine Bombe fallte heunt mitten in die Statt in des jungen H. Barthen Behausung genannt vnd thäte grossen Schaden, auch eine zersprengte ein neue Behausung

auf dem Rampar vnd war gänzlich ruiniert. Biß an heünt seind schon so vil Bleßirte vorkommen, daß damit alle Clöster vnd Schuelen voll angefüllt wurdten. Obschon von diser horrenten Belagerung ein mehrers von seithen der Statt specifice vorzubringen wäre, wird doch solches unterlassen, indeme sowohl die Belagerte alß Belagerer höldenmütigst attaquirt vnd defendirt. Alleinig seindt doch zu Zeiten remarquable Begebenheiten vorkommen, welche zu annotieren Anlaß gegeben. Alß da eben mann den Tag vnd das Fest S. Maximiliani celebrirte, wurde die Statua deß Erzherzogen von Oesterreichs Maximiliani durch ein Stuckh-Schuß am Kauffhauß zertrimmert; item ein Soldaten vom Haarachischen Regiment wurdte für todt zu Grab getragen. Da er aber würckhlich beerdiget werden solte, lebte er vor seinem Grab annoch über ein Stundt, empfinge die H. H. Sacramenten, nach welchem er erst begraben wordten. So ist auch sehr remarquabel, daß eine Bomben in die Kirchen der Societet Jesu durch ein nideres Fenster bey dem Altar des hl. Ignatii eingefahren, zersprange vnd thäte gar geringen Schaden. So fiele auch sonsten 4 andere Bomben auf das einfache Gewölb der Kirchen, keine schlagte durch, ruinirten also nur ethwas an dem Tachwerkh. Diß Collegium Soc. Jesu stundte alß ein Frontespicium so wohl gegen dem obern Schloß, alß gegen der Attaque vor dem Lämmer- vnd Prediger-Thor, vnd jedoch wurdte es nicht vil beschädiget, da indessen die Jesuiter-, Egel- vnd Predigergasse vnd deren Haüsser fast gänzlich ruiniert waren; ja auch das praeciose Münster-Gebäw müste viles erleyden vnd manchen aufgehawten Kunst-Stein fallen lassen; dann an disem wurdten nicht nur allein die auswendtige Zieraden theilß herunter geschossen, sondern jnnwendig wurdte das gewölb beym Chor-Altar vnd bey der grosen Kirch-Thüren durchgeschlagen; item, ein kunstreicher steinerner Schwib-Bogen bey der grosen Orgel daselbst wurdte von denen Stuckh-Kugeln entzwey gebrochen, sogar eine grose Saüle bey der Kirch-Thüren muste durch Gewalt der Stuckchen den Boden küssen. Die Appotheckhen vnd Conferenz- oder Ritterhauß auf dem Münster-Plaz, item die Dominicaner-Kirch vnd Vrsuliner Closter wurdten von denen Stuckh-Kugeln recht durchleichtig gemacht; die Bomben thäten entsetzlichen Schaden an denen Haüssern, so nächst am Rampar gelegen, theilß wurdten gänzlich zertrümmert, andere grausamlich ruinirt. Eine füele in dem obern Schloß in des H. Obristen vnd Commendanten von Duminique Keller vnd machte 66 Saum Wein zu nichten. Eben der gleiche Effect wurdte in dem Baron Schönawischen Hauß verspühret; es ist zu glauben, daß die Franzosen vermeint haben, einige Bomben von der Attaque vor dem Prediger Thor in das vntere Schloß zubringen, aber es hat ihnen nicht gelungen, dann eine zersprange ob dem Münsterischen Gottsackher, eine vor der Capuciner-Kirch vnd die 3te an dem Schlos-Berg. Dises waren die erste und letste Bomben, welche so weithin die Statt vnd darüber hinfahrten. Dises vnaufhörliche Bomben- vnd Steinwerffen veruhrsachte die Bleßuren an denen Soldaten. Die meisten wurdten im

dickhen Fleisch dergestalten blessirt, daß mann täglich vilen die Bein abnehmen vnd solche entgegen fast alle in groser Marter ihr Leben ehlendig enden müsten.

Durch die Bomben seind wehrender Belagerung fünff Feüers-Brunsten in der Statt entstandten, welche 4 Scheüern vnd das Zienastische Hauß bey dem Rampar in die Aschen gelegt. Bey solcher Feüerß-Noth wurdte einem Zunfftmaister der Kopff hinweggeschossen. So wurdte auch dise Täg dem von allerhand Bäumen stolz prangenden Rampar, welcher im Sommer vor ein lustige Waldung anzusehen ware, seine Zierdte genommen, daß so gar alle dise Baüm biß auf den letsten vmbgehauen wordten.

Die zwey Cavalier vnd Pasteyen vor dem Lämmer- vnd Prediger-Thor wurdten also zugericht, daß mann fast täglich neue Schies-Löcher einschneiden müste; in Summa, so grausamblich das Canonieren beym Tag, so entsezlich erknallten die Bomben bey der Nacht. Auf fleissiges Annotieren hat mann letztlich befunden, daß auf die Statt alleinig ethwas über 40 000 Canons gelöst vnd 11 324 Bomben auf die Basteyen, Rampar vnd Statt ohne der Schlösser, losgebrennet wordten seyn.

Es wurdten aus der Statt sechs Ausfahl tentirt; vnter andern ware den 11. Octbr., daß die Kayserl. denen Franzosen 42 Schanz-Körb vor ihrer Approch vnd Batterien hinwegnahmen. Die hereinbringende Soldaten würdten von denen H. Obristen mit einem Franckhen regaliert.

Der letzte Ausfahl, so den 14. Octbr. vmb 4 Uhr Nach-Mittag geschechen, ware also beschaffen. Die schon auf dem Wahl gestandene Mannschafft wurdte nicht abgelöst, sondern die neue Ablösung ruckhte zu selbiger hinauff. Vnder werendem disem wurdte von beeden Schlössern berichtet, daß sie bey den Franzosen alle Anstallten sachen die Contra-Scarpe zu bestürmen, jnmassen sie mit aufgesteckhten Bajonetten parat stündten. Das Avisiren ware aber zu späth, indeme bereiths 3000 Mann auf dieselbe ausgeruckhet, dise entgegen in prouectu ebenfahlß bereit gewesen seind anzulauffen. Das Gefecht dauerte also bey 3 Stund, vnd beeder Seiths bliben sehr vil. Indeme aber die französische Macht vnd Nachdruckh zu gros, retirirten sich die Kayserl. gegen der Statt, sie befunden aber, daß die Franzosen die neüe Lunetta erobert, vnd die Contrascarpe ebenfahlß verlohren ware, vnd seindt demnach in solcher Retirada die maiste gebliben, ohngeacht dermahlen in dem Statt-Graben noch kein Wasser ware. Die Kayserl. recolligirten sich jedoch de novo, chargirten die Franzosen zuruckh vnd nahmen ihnen ethwaß Terrain von der Contrescarpe widerumb ab, müsten jedoch endlich dieselbe völlig verlassen vnd sich in den halben Mond vnd weiters retiriren. Bey disem Ausfahl wurdte H. General Wachtmeister von Weithersheimb, Herr Obrist Dilier mit noch zwen andern Offiziere gefangen vnd in das Villarische Lager geführt. Auf disen Verlurst wurdten abendß auf dem Münsterthurn sechs Rageten in die Höche gelassen, welches auch nach dem verlohrneu halben Mond auf diesem Thurn vnd obern Schloss geschechen.

Nach disem continuirte nichts alß das täglich entsezliche Canonirn /welches von vilen Alten niehmalen so grausamblich gehört wordten/ vnd das mächtige Bomben- vnd Steinwerffen, welches bederseithß nicht gespahrt wurdte, bis endlich

Den 31. Octbr. abendß zwischen 6 vnd 7 Vhr der im Wasser gestandene halbe Mond von den Franzosen occupiert wurdte. Die darjnn gelegenen 250 Mann, so vnter wehrendem Sturm die Chamade geschlagen, wurdten theilß maßacrirt theilß sprungen in den Graben, so voll Wasser ware. Der Rest wurdte in 110 Mann vor Kriegsgefangene angenommen. So bald diser halb Mond verlohren gangen, resolvirte sich sogleich H. General vnd Feldt-Marschall Lieut. vnd Commendant v. Haarsch, die Defension der Statt aufzugeben vnd mit der übrigen gesundten Soldatesca sich inß vndere Schloß zu retiriren, so auch würckhlich deß andern tags /nachdeme er vorhero befohlen, alle Stuckh vnd Morthierß zu vernaglen/ gegen 8 Uhr geschechen, ausser 500 Mann, welche annoch in dem Ravelin waren, vnd chargierten. Indeme aber in dem französischen Lager alles parat stundte, auf den vorhabenden Sturm ein wachtsames Aug zu haben, so ruckhten sie auch vmb halber 9 Vhr würckhlich an. So bald die im Ravelin gestandtene Teütsche Mannschafft /welche bis anhero ritterlich gefochten/ der andern Retirade inß vndere Schloß wahr genommen vnd vil Haüsser zu blindern /unter dem Praetext Brod zu suchen/ angefangen vnd weilen sie sich in solchen Exceßen zu lang aufgehalten, seind von disen wenig inß vndere Schloss kommen: indeme selbe von denen erst hereinkommenden 6 französischen Granadierß-Kompagnien meist aufgezogen vnd zu Kriegsgefangne gemacht wordten.

Vnbeschreiblich ware die Confusion. Die Franzosen stunden auf der Breche, Niemand thate kein Resistent vnd Niemand ware da, von den Militarischen, der zu accordiren verlangte, welches dann ein grausames Geschreü vnd Tumult von so vilen Burgern, Frawenzimmer vnd andren veruhrsachte. Denn jedermann sache die Gefahr deß Sturmß, nach welchem alles maßacriert wordten were, wann nicht zu allem Glückh annoch zur rechten Zeith in Nahmen der Löbl. Statt dero H. Statt-Schreiber Franziscus Ferdinandus Mayer Juris utr. Doctor etc. mit dem weisen Accords-Zeichen /welches von einem Burger Nahmens Lucas Norbert Wiest getragen/ vnd vnder wehrendem Scharschieren deß so wohl groben alß kleinen Geschüzes auf die Breche eylends angelangt wäre. Auf solches Erblickhen haben die Franzosen gleich ihren fernern March eingestellet vnd gefragt: was das bedeüte, daß keine Offiziers noch Commandant zum Accordieren vorhanden, worauff obbemelter H. Statt-Schreiber alles dises knyeliegend referiert, was in der Statt vorgegangen, und benebens vor die Burgerschaft allerunterthänigst gebetten, daß dieselbe von der bevorstehenden Plinderung möchte befreuet werdten, vnd dises wurdte von Marquis de Villars versprochen. Vnder wehrendem disem Ergehen ist kein Schus aus dem vndern Schloss geschehen, es wurdte auch gleich Stillstandt der Waffen

auf 5 Tag getroffen, vnter welcher Zeith H. Stuckh-Haubtmann Heynz von Ihrer Durchl. dem Prinzen Eugenio Bericht einhollen sollen, was weiters mit den Schlössern vorzunehmen sein möchte: weilen er aber nicht mit genugsamer Instruction zuruckhkommen, so wurde danach solcher Stillstand zum 3ten mahl prolongirt, vnd begabe sich vnder dessen H. General von Wachenthumb vnd H. Haubtmann Baron Kleiniz ebenfahlß zu Ihrer Durchl. dem Prinzen Eugenio.

Vnter dieser Zeit laborierten vnd verfüegten die Franzosen in vnd vmb die Statt 8 Batterien, welche alle auf das vndere Schloß agieren sollten. Die im Schloß rüsteten sich in gleichem auf eine tapffere Gegen-Defension. Denen Blessierten, derer gegen 3000 in der Statt sich befunden, wurdte vmb kein Kreuzers Brod zugelassen vnd genossen sie anders nichts alß waß ihnen von den Schlössern zugeschickht wurdte, vnd dises, weilen sie der Marquis de Villars auf solche Weise nicht annehmen wollen. Müsten vil vor Hunger eines elenden Todts sterben.

Die Franzosen hielten vnder dem Lämmer Thurn eine Wacht von 15 Mann, deren Officiers scherzten mit verschiedenen Brand-Röhren, dern vil allda gelegen, indeme selbe solche brinnend in die Höche vnd vnversehens in den Thurn geworffen wordten, entzindeten sie die darine gelegene Bomben und Granaden, der Thurn fiele zum Steinhauffen vnd bedeckhte die ganze Wacht und tödtete nebst diesen einen Bauern vnd 2 Kinder.

Indessen logierte sich der französische Generalißimus Marquis de Villars in den Basler Hoff, Herr General vnd neue Commendant der Statt Freiburg von Dassfeld in dem Gschwendischen Hoff, Mr. duc de Bourbon in des H. Doctor Mayers etc. Behausung, die andere Officiere da: vnd dorthen, wo jeder ohne Piletten einkommen mögen. Diß war ein vnerträgliches Elend der sonst betrangten Einwohner, indeme selbe schon vorhero dergestalten ruiniert vnd ausgesogt wordten, daß ein mehrers zu thun vor vnmöglich erachtet wurde. Gleichwohlen wurdten alle Corpora der ganzen Statt auf 600 000 Franckhen ongefehr nebst 18 000 vor die Glockhen vnd Metall, wo doch schon vorhero von allen Einwohnern nicht nur allein Wein, Fleisch, Gemieß vnd bis 500 Centr. Zihn hergegeben hat werdten müssen. Dann vom ersten Octbr. bis 17. wurdten täglich 72, item vom 17. bis den letzten Octbr. täglich 154, in allen über 3442 Saum Wein vor die Guarnison ohne beeder Schlösser ausgezapffet. Alles geflehete vnd aigenthumbliche Rind-Vieh wurdte consumirt vnd ware nichts mehr vmb das Gelt zu bekommen. In Summa alles hätte miserabler nicht vorkommen mögen, vnd dis auß Vrsach, weilen H. Commendant von Haarsch so gar alle Corpora verlassen vnd ohne Capitulation vor die Statt vnd seine Soldathen sich ins Schloß retiriert. Endlich avisiert den 15. Novbr. widerumb H. General von Wachtenthumb vnd den 16. Nachts erst vmb 1 Vhr wurdte gemacht, daß die Guarnison vom obern Schloß vnd vntern Schloß den 18. mit allen Kriegs-Ehren ausmarchieren sollen, so aber aus Mangel der Wägen erst den 19. Novbr. vmb 9 Vhr den

Anfang genommen. Sowohl von dem obern alß vndern Schloss wurde der March mit fliegenden Fahnen vnd klingendem Spiehl mit Ober- vnd Vndtergewöhr angetretten.

Den Beschluss machten die 3 H. Commandanten, alß General von Haarsch, Commandant der Statt, H. Obrist von Duminique, Commandant des obern, vnd H. Obrist von Haustein des vndern Schloß Commandant etc. in allem bey 5368 Mann.

In der Statt seind Kranckhe vnd Blessierte verbliben 1032 Mann. Die ganze Guarnison ist bestandten in 8659 Köpff. Seind also in allem vmbkommen von Devent, H. Obristwachtmeister Tarmang vnd H. Obristwachtmeister von Salzburg-Regiment, item der Granadier-Haubtmann Mißa von Baadischen, H. Haubtmann Weis von Erlachischen Regt., item 1 Lieut. von Gutenstein, 2 Lieut. von Salzburg, H. Lieut. Graff Senekh vnd H. Lieut. Klee von Hildeßheimb, H. Lieut. Weis von Erlachischem Schweizer Regt. nebst H. Fenderich Kneht, ein Fenderich von Salzburg, so vnerkantlich vnder den Todten gefundten worden, in wehrender Belagerung todtgebliben. Ist demnach dise so inportante Vöstung Freyburg vnd sonderbahrlich das Fort B. Piere oder obere Schloß, welches sich nebst der Statt bis auf den letsten Augenblickh heldenmüthigst defendirt, an die Königl. Franzos. Waffen beschribener Massen übergangen. Die Capitulation vor die Statt Freyburg ist volgender Weis den 16. Novbr. 1713 beschlossen wordten, wie volgt.

Erstens solle die Guarnison den 18. Novbr. mit allen Kriegs-Ehren-Zeichen, alß fliegenden Fahnen, klingenden Spihl, Ober- vnd Vndergewöhr, mit brinnenden Lundten nebst aller jhr Bagage frey, sicher, vngehindert den Abzug geniessen. Zudeme sollen alle in der Statt vnd sonst, so in offtmahligen Ausfählen gefangen wordten, Mannschaft darbey incorporiert seyn.

2. 4 Stuckh, 4 Feuer-Mörsel, 50 Bomben sambt den zugehörigen Requisitis sollen nacher Villingen nebst obigen mit genugsamer Convoy versehen werden.

3. Alle Bagage, so wohl der HH. Officiers als Gemeinen, wie sie Nahmen haben, solte vngehindert mitpaßieren.

4. Die Blessierte und Kranckhe, so in den Hoßpithalen vnd Schuelen hinderlassen wordten, sollen auf des Königs in Franckhreich Vncösten biß zu jhrer Genessung auf 3 Monath lang mit allen Medicamentis vnd Vnderhalt in der Statt verpflegt werdten.

5. Damiten die sonsten ausgesaugte Bürgerschafft nichts an ihren Schulden zu verlihren habe, solle H. Ober-Kriegs-Commiß. von Alberstorff von denen Kayserlichen solang zur Geysel in der Statt verbleiben.

6. Die übrige Corpora der Statt, alß die Kays. Regierung, Universität vnd ganze Nobleß, sollen zur Zeith 3 obigen Monath in der Statt verbleiben, bis die Praetension der angeforderten 600 000 Franckhen contentiert seyn werdten. NB. Im übrigen ist wegen der Statt vnd Burgerlichen Privilegien vnd anderen Ausnahm in wenigsten gedacht wordten.

2.

Nachstehender Rapport bildet eine willkommene Ergänzung zu dem im Harrschischen Diarium (vgl. von der Wengen a. a. O. S. 220) gegebenen kurzen Bericht über die Vorgänge in der Nacht vom 20. auf den 21. Oktober.

Aus dem Archiv der k. k. Landesregirung zu Salzburg.

Raporth

Was in der Nacht den 20. passirt in dem attaquirten halben Man zwüschen Lemmer vnd Prediger Thorr ist avisirt wordten, das der Feindt in der Contraescarpe ein Batterie verfertiget, gleich dem halben Man yber, auch 1 Haubtmann [Jamschitz] dodt, vndt 25 blessirte yberkummen.

in dem ersten halben Manndt zwüschen Lemmer vnd Breußacher Thorr, berichtet man, das die Aex (?) von Kazenkopff entzwey.

in dem andtern halben Mond an Predtigerthorr ist nings neys passirt.

S. Joseph Bastion avisirt, die Nacht hindurch, 3 Todte vnd 7 Plesirte bekummen zu haben.

S. Carl Bastion avisirt, das nings neyes passirt.

ingleichen die Christoffer Bastion.

Kaißers Bastion ingleichen.

Kaiserin et Schloß-Bastion ingleichen.

Haubtmann Storn von Hyldtesheimb refferirt bey seyner Arbeyth vier Blesirte yberkummen zu haben.

S. Leopold Bastion reffieriert, das der Feindt noch steets in Wasser Materi würfft, wegen starkhen Nebel aber was, unsichtbar, von Blesirten, 3 yberkummen.

bey] attaquirten Bastion refferirt man, das 2 Todte vnd 4 Blesirte hinter der Tenalien yberkummen haben, ansonsten von mehristen Posten wegen starkhen Feyer das das Gewöhr unbrauchbarr seye, ist refferirt worden.

Was auf dem Wahl vnter dessen plesirt ist worden, ist zu dato nit berichtet. J. Chr. Grining Obristleütt.

3.

Diese am 21. Oktober für den Fall eines Generalsturms getroffenen Vorkehrungen sind in der Hauptsache im Harrschischen Diarium (von der Wengen a. a. O. S. 224 ff.) bereits gedruckt. Der hier gegebene Wortlaut enthält jedoch einige so wertvolle Ergänzungen, dass das Ganze hier wiederholt zu werden verdient.

Aus demselben Archiv.

Disposition bei vorseyendem General-Sturm.

1. Die Disposition mit dem halben Mond und der Tenaille darhinter bleibt, wie selbe gestern gemacht worden ist, allwo bereits sind 423 Mann, nehmblich inn den halben Mond 225, jnn deßen gemauerten Retranchemt 50, inn der Tenaille 150 Mann seind.

2. Auf jede Breche hinter die zwey Retranchements ann der Face und Flanc 75 Mann, weil die Enge des Terrains nicht mehr leidet, thut 150 und für beede Bast. 300 Mann, diese werden mit Kurtzgewehren, Sturmsentzen, Handgranaten, Pulversäcken undt theils mit Casqueten und Cuirаßen versehen, woneben sie ihre gepflantzte Bayoneten haben müssen.

auf dissen beden B: abseiden 150: zu die 75 kopff zusam 2 haübtl: drifft in mein Joseph B: eben souill.

3. Auf die zwey attaquierte Cavaliers jeden 100 Granatierer und Dragoner, sodann 100 Mann mit Flinten, thut auf beede 400 und je bey 200 einen Obersten von diesen ist zu wißen, daß sie, wenn der Feind würklich herrauf stürmt, und wegen seiner und unserer Leüth nähe beysammen, seine Bomben und Stein nicht mehr brauchen kann, die Unsere auf das Brustwehr der Cavaliers hinauf, mit gepflantzten Bayoneten, Sturmsenßen, Handgranaten, Pulversäcken, undt kurtzen Gewehren springen müßen, und sowohl alß der Feind sich mit bloßem Leib wehren, wozu jedoch die vorhandene Cuiraß und Casqueten aus dem Zeüghaus gegeben werden sollen.

Joseph: B:
Harach
Plischau
Daun
Langgen
Baden
Lewen
graff Erbs
Duncken
N. Graf Erbs in die cordine.

Oberstl. v. Salzburg zu mir, Obristwachtm. Lewen auff der attagirten Josephcavallier100: granatier sambt dragoner, zusamen 200; auf das Brustgwöhr hinauf wie geschriben.

150
200
500
300
25
25
1200

NB. in halben Mohn vnd Tenaillie ohne andere Wachten 425.

4. Die vier Traversen von dem General-Retranchemt. zwey und eine Linie darzwischen hinter jeder Gorge werden besetzt zusammen mit 500, thut hinter beede Bastions 1000 Mann, allwo bede H. Obristen sein müßen, die ihre gehörige Staatsoffiziers bey sich haben.

Vor mich in die Travers 500: bei der Joseph: B. herundt an rampar, in Travers.

5. Inn der langen Courtine, hinter der jetzigen der zwey attaquirten Bastions, kommen die noch übrige beide Herrn Obristelieutenants, und mit ihnen waß ann Mannschaft übrig, so mann bis dar rechnet über 600 Mann, welche die Defension der Gorgen rechts und lincks secondiren müssen.

6. Die gaßen zwischen der newen Casernen am Prediger Thor und der Dominicaner Kirch ist etwas zu verbollwercken und zu besetzen mit 50 Mann.

7. So dann noch 2 Reserven, eine bey dem Prediger Thor, und eine inn der gegend von dem Cameral-Magazin, so viel alß bis dar möglich, wie nicht weniger auch etwaß bey denen zwey Batterien auf der alten

Statt-Mauern, so gleichsam denn Schluss von unserm General Retranchement machen.

8. Bey dem Prediger-Thor bleibe für meine Person alß Commandant mit dem Drag.-Haubtmann löbl. Schönborn. Regmts. und etlichen Dragonern zu Pferdt; herwerts dem Cameral-Magazin Herr General Wachtmeister B. V. Wachtendonck mit dem Dragr.-Lieut. und gleichfals etlichen Dragonern zu Pferd, umb aller Orten geschwinder praesent zu sein.

9. Herr Obrister v. Hanstein hat bey solchem Sturm seine meiste Mannschafft auf die Seiten des Schloßes gegen der Stadt zu ziehen, wie auch die untere Contrescarpe mit 200 Mann zue besetzen.

10. Solte wider Verhoffen der Sturm unglücklich ablauffen, so nehmen sämbtl. löbl. Battaillons ihre Retraitte inn das untere Schloß, ein Theil gegen dem Breisacher- der andere gegen dem Christophel-Thor auf deme Wahl hinumb und durch die nächste kleine Gaßen darann.

Etwas zu vor soll der Haubtmann auf der Haubtwacht mit den Fahnen heraus rucken, und je nach dem es ablaufft, bleiben oder sich auch zu rechter Zeit mit allen Fahnen löbl. Battaills. inn die Conterescarpe des untern Schloßes ziehen. Item alles waß vonn andern Civil- oder Militarbedienten sich dahin zu begeben hat, seine Rettraitt gleichfals nehmen, da wür indeßen das beßere von der Allmacht Gottes festiglich hoffen.

Freiburg d. 21ten 8.bris 1713.

Evor wir attagiret werden.

Auf der Bresche & Cavalier	—	1 C.,	10 Gran.
im Retranchement dahindter	1 Haubt.,	1 Leit.,	40 Gmeine
dan von Grenadieren	—	1 Leit.,	20 Gran.
Auf der Bresche von Bastion	—	1 C.,	10 Gmeine
hinter den 2 ersten Traversen ein ieden .	1 Haubt.,	—	50 Gm.
als in andern widerumb	1 Haubt.,	—	50 Gm.
hinder den andern 2 Traversen in ieden .	—	1 Leit.,	20 Gm.
so auch in andern	—	1 Leit.,	20 Gm.
an jenen Ortt wo die 3 Stukh stehn . .	—	1 Feltwbl.,	20 Gm.
auf iede Gorsch	—	1 Leit.,	20 Gm.
auch auf der andern	—	1 Leit.,	20 Gm.
			290

bei angehentem Sturm

auf dem Cavalier auf der Bresche, 1 Obristwacht., 100 Gran. vnd 100 Muscet., die löstern miessen Harnisch, vnd Sturmsenzen haben, in Retranchement dahinter 100 Khöpff, wan die 200 auf der Bresche nit Platz haben, khinen die ibrigen auch in das Retranchement gehen,

Auf dem Bastion, an der Bresche,

brihnt ersten das Feuer, in die 2 Traversen gegen der Bresche in jede 1 Haubt., 75: zusamen 2 Haubt., 150; in die 2 hindern Traversen, in jede 1 Haubt., 50: zusamen 2 Haubt., 100: bei den Stuckhen alwo kheine

Travers H. Obristleit. Graf Oerbs, mit 200 Khöpff. den Rest bei mir, vnd Obristlieut. auf beeden Gorschen. Sa. 650 Gemeine.

4.

Aus demselben Archiv.

Specification

Deryenigen H. officier so von denen Battallions alhier in Freyburg seit der Berennung biß heünt vntgesözten Dats seint blesirt, gefangen vnd todt geschossen worden.

	Löbl. Batt.	Blesirt	gefangen	todt geschossen
Grenadier	H. Haubtm. Carl Mischka	—	—	1
von Guttenstein	H. Haubt. Joh. Rudolph Tullipon	1	—	—
"	H. Lieut. Christoph Siemon	1	—	—
"	H. Lieut. Sigmundt Taranekh	1	—	—
Erlach	H. Obrist Tillier	—	1	—
"	H. Haubt. Kneht	1	—	—
"	H. Lieut. Ellmer	1	—	—
"	H. Lieut. Zwikhj	1	—	—
"	H. Lieut. Zehenter	1	—	—
"	H. Fenderich Knecht	—	—	1
"	H. Lieut. Weiß	1	—	—
"	H. Fenderich Lutz	1	—	—
"	H. Fenderich Bambe (Bumbe?)	1	—	—
d'Arnand	H. Obrist Wachtmeister Kreitzberg in obern Schloß.	—	—	1
"	H. Lieut. Franckhenperg	—	1	—
"	H. Fenderich Roßinger, Nez, Zetlitz vnd Theranj	4	—	—
"	H. Fenderich von Roll	1	—	—
Harach	H. Lieut. Tritzta	1	—	—
Beuern	H. Haubt. Johan Ludwig Mathey	1	—	—
"	H. Haubt. Georg Reinhart Gr. v. Lassperg	1	—	—
"	H. Haubt. Ehrnhart Christoph Zeitern	1	—	—
"	H. Ober Grenadirer Lieut. Andreas Pergman	—	—	1
"	Sou Lieut. H. Franz Olivier v. Rottenburg	—	—	1
"	Lieut. H. Georg Ludwig von Jahn	1	—	—
Beuern	H. Haubt. Joh. Friderich Gr. v. Lasperg	1	—	—
"	H. Lieut. Christoph Miller	1	—	—
"	H. Fenderich Wenzl Reich	1	—	—
Lancken	H. Haubt. Geißler	—	—	1
"	H. Ober Lieut. Toll	1	—	—
"	Sou. Lieut. Pfaffel	1	—	—

	Löbl. Batt.	Blesirt	gefangen	todt geschossen
Lancken	H. Haubtman Kastner	1	—	—
"	H. Haubt. Zeigenhut	—	1	—
"	H. Fendrich Joh. Christoph v. Würleith	1	—	—
Debent	H. Obrist Wachtm. Wenzl Gr. v. Bertislau	1	—	—
"	H. Ober Lieut. Hanß Georg Geiger	1	—	—
"	H. Lieut. Mössner	1	—	—
Blischau	H. Haubtm. Graff v. Gleinau	—	1	—
"	H. Fenderich v. Kezel Vreden	—	1	—
"	H. Haubt. Joh. Georg Schreydeinz	1	—	—
"	H. Haubt. Kelbel	1	—	—
"	H. Lieut. Arenstet	1	—	—
"	H. Lieut. Rißner	1	—	—
"	H. Fenderich Vagello	1	—	—
"	H. Haubt. Denortus	1	—	—
"	H. Haubt. Kraben	1	—	—
"	H. Lieut. Kranbourg	—	1	—
"	H. Lieut. Fischer	—	1	—
"	H. Fenderich Gruletz	—	1	—
"	H. Fenderich Sackh	—	1	—
Bachendunck	H. Haubt. Joh. Heinrich Jambschitz den 21. Octobr.	—	—	1
"	H. Fendrich Leonhart Ellamier d. 15. Octbr.	1	—	—
Daun	H. Haubt. Georg Mathias v. Salbach	—	—	1
"	H. Lieut. Gr. v. Tonnekh	—	—	1
Hollstein	H. Fenderich Wolf Friderich von Franckhenberg	—	—	1
Baden	H. Haubt. Doniquers	1	—	—
"	H. Fenderich Freyherr Branchen	1	—	—
Salzburg	H. Obrist Wachtm. Franz Ant. Baron de Relling	—	—	1
"	H. Fenderich Campi	—	—	1
"	H. Lieut. Frantz Ant. Guardi	1	—	—
"	H. Fenderich Corneli Crepler	1	—	—
"	H. Fenderich Max Lehner	—	—	1
"	H. Fenderich Adam Fürst	—	1	—
Hildesheimb	H. Capitan Lieut. Joh. Klein	—	—	1
"	H. Lieut. Christian Franz v. Kettler	1	—	—
"	H. Fenderich Christian Hainrich Hauß	1	—	—
"	H. Fenderich Franz Poten	—	1	—
"	H. Lieut. Joh. Adolph Reffter	—	—	1
	Latus	45	11	15

5.

Bittbrief der beim Rückzug auf die Schlossbergfestung in der Stadt zurückgelassenen Gefangenen, Verwundeten und Kranken an den Kommandanten von Harrsch vom 3. oder 4. November; vgl. von der Wengen a. a. O. S. 325.

Aus demselben Archiv.

Hochwohlgebohrener Frey Herr gnädtig Hochgebietender Herr General Feldtmarchall Lieutenant.

Euer Excellence geruhen Ihnen schmerzhafft vortragen zue lassen, wie daß wür mit denen zueruckgelassenen Armen plesirten undt Krankhen, so wohl als deren noch wenig gesundten mannschafft, und armen weibern und Kindtern in solchem erbärmlichen Zuestandt gesezet, daß da unß nichtß im dem unsre Krankhe, undt plesirten meist Mueter nackhendt außgezogen, alß daß Ehlendt Leben übrig gelassen, welcheß umb so vill schmerzlicher ist, jemehr unß ein so langsambeß sterben die Bitterkheith deß Todtß recht empfündlich machet, mann hat unß alle zusamben in denen Clöstern so eng eingesperrt undt dabey höchster straff verbotten nicht die geringste Lebenßmittel zuezulassen, da nunn die allermeisten schon in Trey Tagen kein Bissen Brodt geessen, noch mit einem glaß Wasser Ihren Durst löschen können. Dannenhero. die Krankhe und pleßirte hauffenweiß hinsterben, die übrigen aber mit den grösten Schmerzen in letsten Zigen ligen, so sehen wür alle daß Endte unseres unglückseeligen Leben vor unß, doch da unß unsre Feindte über alle die bißhero erwisene Generosität noch disseß Thun, daß sie uns erlauben bey Ihro Excellenz Hilff undt Lebenßmütel zuesuchen: So fallen wür Deroselben allerseitß in unterthönigkheith zue Füssen mit Demuetigister Bitte, die selben wollen unß nicht verlassen, sondern unß mit so vill Brodt und wasser versehen, daß wür unser armeß Leben, so lang eß Gott gefält erhalten können. Euer Excellenz erwögen die Threy, mit welcher wür undt so vil Frauen /deren schwangere Leiber auch die Stain empfündtlich machen solten/ männer undt Freündte Ihro Kaisl. Mäyst. gedinnt, sie erwögen wie vil mahl sie Ihr Leben exponirt nuhr durch einen Ehrlichen Todt Ihre Threye zueversigln. Nunn aber sollen wir durch einen, undt empfündtlichiste quall von allen menschen verlassen, unsern Lohn darvor bekhomen, Euer Excell. erwögen daß weinen der vor Hunger die Zähne bleckhendte Kinder, die Trännen so viller schwangern Frauen deren unglückseeligiste Frucht, noch Ehe sie die welt gesehen die grausamkheith deß Kriegß Erfahren mueß, daß schreyen der plesirten undt Krankhen, die Seuffzer deren in dem gröstem Hunger, und Schmerzen sterbendte seindt capabell auch die wildtisten barbarn zum mitleidten zu bewegen; sollen wür sterben, so sindt wür beraith, mann laß unß nuhr den Todt verkürzen, wir suchen die

gefangenschafft, aber niemandt will unß gefangen wüssen, wir suchen den Todt, aber mann ist so grausamb auch disen zue versagen, unsre Freunde sollen mördter ahn unß werdten, undt waß in der welt auch bey Türkhen, und wildten bestien nit gehört, wür sollen uns selbsten fressen, Gott der unß wegen unsern sündten in disen unglückhseeligen Standt gesetzt, wolle nach seiner unendtlichen Barmherzigkeith unsre seelen auß denen elendten Leibern abfordtern. Indessen aber Euer Excellenz Herz regieren, daß die himel ansteigendte Seuffzer so viller miserablen menschen ansehen, unß umb Christi willen mit nötigen Lebenßmitelln versehen oder aber durch einen Schleinigen tod ein Endt unsereß mühseeligen Lebenß machen möchte. Der gerechte Gott wird unsere Trähnen ansehen, und die nachwelt wirdt unß im Grab auch daß Zeugnuß geben müssen, daß wür höchst unglückhlich, aber doch getrey gewessen. Gott regiere Euer Excellence Herz zue gnadt undt gebe unß dann gelegenheith Euer Excell. in Bessern Zuestandt zue erweissen, daß wür in Tieffer unterthönigkeith seind und bleiben

Euer Excellenz

Verschmachte, doch Ihro Kaysl. Mäyst.
in den dodt getreüe Gefangene pleßierte,
undt Krankhe officiers undt Gemeine,
auch Frauen und arme Kindter.

6.

Nachstehende Relation ist vermutlich der vom Regiment „Salzburg" an den Fürstbischof Franz Anton von Harrach zu Salzburg als Kontingentsherrn übersandte offizielle Bericht.

Aus demselben Archiv.

Notata

**wass in der Belagerung Freyburg
Passirt und miglichist hat khönen notirt werden.**

Den 20. Septbr. 1713 hat der Feint unter Commando duc d'Villars & conte de Bour, und Prince conte etc., unßer Linie an Roßkhopf und bey No. 13 attaquirt, gedachte Linea aber ist auß Ordere unßerer hochen Generallitet etc. nit manutenirt, sondern nach einer gegöbnen Descharchè verlaßen, und daruor von denen Kayserlichen aldorth stehenden Droppen 13 Battallions: dan 7. Granadiers-Compag: und 100 Tragoner zu den aldorth stehenden Battallions alß Schweizer, Salzburg: und Hildesheimb: in Freyburg augenblickhlich noch in der Nacht eingeworfen worden, hingögen ist Sr. Excellenz Herr Generall von Vuobon mit ybriger hohen Generallitet, Cavalerie und Infanterie in selbiger Nacht auf St. Peter, Villingen und Rottweil machirt, den 22. darauf hat die feindliche Armée mit 130000 die

Statt ordentlich berenet. Woriber wür gleich außgefallen und alle außere Heißer, Kirchen verbrent, garten und alles anders ruiniert, nitweniger die Contrescharpen vnter Comando eines Obristen mit 1500 Man, dan die Reuollins mit inclusive der 1500 besezt, also auch in der Luneten mit 200 Granadir und 150 Musquetir Posto gefast.

Den 24. hat vnß der Feint das Waßer genommen. Denselbigen Tag ist uns von dem Comendanten H. Generall v. Harsecn, eine Orderè von seiner Hochfürstl. Durchlaucht Prinzen Eugenio etc. vorgelösßen worden, die yöstung biß auf den lessten Man zu deffendtiren, vnd weder zu capitulliren noch sich alß Kriegsgefangene zu ergöben gedenckhen, sondern lestlichen sich in die Schlösßer zu reteriren. Den 30. Sept. hat der Feint in der Nacht zwischen 10 vnd 11 Uhr seine erste Parallel vnd gleich darauf eine nechere 200 Schrit von dem Riduo bey der Luneten gezogen vnd also seine Approschen zwischen den Preisacher vnd Predinger Thor eröffnet, dißes aber nit vnuermerkhter, sondern wür alles woll gehört haben. Bei Eröffnung solcher Approchen ist der Feint mit ganzer Infanterie hinterwerts seinen Arbeitsleiten, dann auf beyden Fliglen die Cavalerie in Bereitschafft gestanten, warauf dan gleich von all vnßern Bastionen vnd Cavaliers, gögen dem Feint das Connoniren angefangen, vnd selben Tag 4 Uhr abends vnter Comando des Obristlieut. Petentorfs mit 500 Man vnd 100 Tragoner, ein Außfahl geschechen vnd den Feint bey den Predinger Thor auß seinen Approchen widerumb wäckhgeiagt, worbey die Franzoßen großen Verluest gliden, auch einen Generall von der Tranchèe durch einen Canonschusß beede Füsß wäkhgeschoßen worden, der Feint aber hat sich mit fliegenden Fanen wider zusammengezogen vnd mit der Cavalery angeruckht, das bemelter Obristlieut. von Petendorff iedoch mit geringen Verlurst sich (ohne Ruinirung der feindlichen Approchen) reteriren hat miessen.

Den 5. Octbr. hat der Feint das ober Schlosß zu canoniren vnd bombardiren angefangen. Den 6ten darauf auch die Werckher von der Statt gleichmeßig in Speciè aber mit Bomben- vnd Steinwerfen. Zur Attaqué der Statt hat der Feint in seinen Approchen 7 Battarien mit den erstern vnd deß hinzue gezognen Parallel formirt, vnd solle zusammen 4:5:8:9:10: mit 35: Conons garnirt, darunter ist ein Schlauter-Batrij gögen der Contra-Scharpen mit 8 Cononen gewößen, daryber hin seint wider 2 Battrien, iede mit 8 Cononen an die 2. Prechen gesözt worden. Kößl 6 zu 3 vnd 4 Mersher, von welchen alle Zeit 3 Thaill Bomben vnd ain Thaill Stain schrökhlich ist geworfen worden. Wehrender Attaque vor der Statt seint bey der Nacht aus der Contra-Scarpe menge vnd tegliche Außfahl nur allzeit zu 30 biß 40 Man geschechen, wodurch den Feind in seiner Arbeith vnd sonsten großer Abbruch geschehen, ia so gar das von No. 30 an den obristen Posto von dem Feind die gesözte Schanz, vnd Köpf-Korb öffters wekh genommen worden, vnd der gleichen Außfahl zu 4 vnd 5 stets in all Nächten auf ainmall.

In der Contra-Scarpen ist alle Nacht vnßer Feuer so erschrekhlich

gewesen, daß man zu 30 biß 40 Centner Pulfer vnd Pley auf einmahl verbraucht hat, vnd haben das Feuer solcher gestalten continuirt, nemblich von der ganzen Contrascharpen, wo der Feint seine Attaqué geführt, bey allen place d'armen mit ganzen Plutonen, mehrers alß die Helfte auf die Classis gegen den Ridus herauß gerukhet, vnd solche Plutonen 2 ganzer Stundt in Feuer stets gelegen. Daryber hin mit frischen Leiten vnd Gewöhr auß der Contra-Scarppen diße abgelest, der Überrest von der Manschaft in obbemelter Contrascharpp zu Manutenirung dißer Plutons stets in Reserua gelegen, durch dergleichen heraußgeruckhten Plutons, hat der Feint grosßen Schaden in seiner Arbeith vnd gehabten Reserven geliden, solcher gestalten ist in der Luneten die ganze Nacht hindurch das Feuer vnaufhörlich gegangen, nit allein in solcher, sondern auch auß dessen Graben vnd vor demselben abermall formirten Plutonen in den Riduo. In gedachter Luneten seint teglich Menge Officirs in specie auch darunter Obristwachtmeister Graf Ratislau plesirt vnd andere todt geschoßen worden, solchergestalten gleichmessiger weisß in der Contra-scharpen derer numerus so woll Oberofficir alß Gemaine in einer a partè Specification beygelegt werden würd. Den 8. ist von dem Comendanten im obern Schloß von Obrist Dominic ein Außfahl geschechen, vnd von selben auß denen Approchen vor der Redute (Loch genant) wöckhgeiagt, die Approchen eingeworfen, warbey der Feint yber die 1000 todt vnd plesirte yberkhomen, wür hingögen den Obristwachtmeister Creuzperger, ain Fenderich vnd gögen 100 Gemeine.

Den 14. october ist die Luneta vnd Contra-Scarpe in einer Stundt, da wür iust gögen den Feint ein Außfall mit 1000 Man würkhlichen gethan, zugleich mit 40 Compag. Granadirs 12 Compag. Tragoners 18 Battallions Infanterie vnd 6000 in der Reßerua noch daryberhin ihre Approchen doplet bsözter gestürmet vnd nach 3 stindigen starckhen Feuer entlich erobert worden, bey welchem Sturm in der Contra-Scarpen an rechten Fligl Herr Generallwachtmeister Baron von Wachtedunck, an linggen Fligl ich comandirt habe. Der Feint hat darbey von denen 40 Granadirscompag. nur einzige 2 Haubtleith mit wenig Granadirern daruon gebracht vnd von den Überrest feindlichen Commandirten 2000 Todte vnd gögen 3 bis 4000 Pleßirte yberkhomen, vnßererseits ist bey dißen Sturm Herr Generallwachtmeister Baron von Weitersheimb, Obrist Dillier gefangen, Obristwachtmeister Baron von Relling, sambt anderen officiren, Haubtleuth vnd Subaltern, auch Gemaine ville todt, plesirt vnd gefangen worden, in allen beyleifig dißer Verluest auf 5 biß 600 gelangen mechte, nach Eroberung solcher Contra-Scarppen hat sich der Feint an den Parapet gleich eingeschniden, vnd seine Prechbatterien an beiden Faßen alß Leopold: vnd Josephsbastion zu arbeiten angefangen.

Den 15. daryber hin ist der Haubtgraben gleich durch die Eröffnung der Schliesßen voller Waßer angelassen worden, welches den Feint grosße Hinternuß, indem das Waßer wenigistens anderhalb Pickhen

hoch in den Graben gestanten vnd so gar den Feint in seine Approchen schödlich hinein geloffen, seiner arbeitenden Gallariè halber gemacht hat.

Den 17. ist 2 Stundt lang der Stillstant, vmb beiderseits von den Sturm der Lunet vnd Contra-Scharpp die Todte zu begraben eingewilligt, selbigen Tag aber noch an dem Rampar die Einschneidungen zur Arbeith angefangen worden. Den 22. hat der Feint seine Gallariè in den Graben mit Einwerfung angefillten Faschinen Stein, Veßer, Samtsöck vnd anders zu pauen angefangen, welche ihm nit allein von denen Conons auß vnßern Flanckhen der Bastionen graußam schwer gemacht, sonder villmall mit Rhollen der Bomben, Werffung der Pöchfachinen vnd andern feuerwerkhen, ruinirt vnd verprent worden, entlichen aber so woll in den attaquirten Reuollin, dan Leopolts-Bastion die Gallariè an der Preche völlig angeschloßen, an der Josephs-Bastion aber zu der Schliesßung noch ein kleiner Schritt gefelt hat.

Den 31. October den attaquirten Reuollin vmb 6 Vhr abends gestirmt vnd erobert, hingögen aber wür vnß in den Reduit vnd Tenaillie die ganze Nacht hindurch biß den andern Tag gögen 10 Vhr in stetem Feuer gehalten, entlichen aber auch verlasßen, vnter deß aber hat der Feint an Leopolt-Bastion bey geschloßener Galleriè schon würkhlichen sich angehenckht, waryberhin von vnß auf beiden gelegten Prechen (vmb den feintlichen Sturm abzuhalten) in der Breite der gelegten Prechè große Feuer gebrent worden, vnd hinter solchen der Überrest von der Guarnison in ihren Einschneidungen, vnd Tranchementen in Reserua gestanten, nach dißen aber (weilen der Haubt-Sturmb, so in ein par Stundt mit 20000 Man geschehen wäre, wögen Schwöche der Manschafft vnd Menge Plesirten vnmiglich mehr zu erwarten gewößen) haben wür den 1. 9br. mit ganzer Guarnison gögen 9 Vhr fruehe die Statt ohne Capitullation verlasßen, vnd vnß von beiden Prechen neben Hinterlasßung auf ieden yberall ain Haubtman mit 150 zusamen 300 Man von beiden Fliglen in die Schlößer reterirt, auch yene Manschaft, so der H. Comendant von der Statt in die Schlösßer zu gehen zu vill sein geglaubt hat, sambt Ober- vnd Untergewöhr, von allen Batallions wöckhgeiagt vnd dardurch mit jenen Wöckhgeiagten, dann Plesirten vnd Kranckhen in die 3000 den Feint zu freyer Disposition yberlasßen worden, darauf hin nach dem wür vnß sambt denen zurughgelassenen 300 Man, welche Ariequarde gehabt, retirirt haben, ist ein Corps von der Noblesse, dan die Burgerschafft iedertheill mit einer weißen Fahnen auf beide Prechè geloffen, vnd den Appell geschlagen auch mit den duc de Villars etc. zu capitulliren verlangt, welcher aber ihnen solches erstlich absolutè abgeschlagen hat, vermeldend daß dißes nit ihnen, sondern der Guarnison gebihrendt seye, doch aber auf fillfeltig kniefallenter Bitten sye beyde Thaill auf Dischretion angenommen. Nachdeme nun der Feind yber die Prechè hinein geloffen, hat so woll von vnß verlasßenen, alß von den Feind selbsten eine Blinderung abgesezt, doch aber durch die feindliche Granadirs gleich abgestölt

worden, bey Ankhunft des duc de Villars etc in der Statt, hat er vnser hinterlaßene Plesirte vnd Kranckhe wöckhgeiagte mit allem biß auf das Hemet außgezogen, vnd auf kheine weiß vor Kriegsgefangene erkhent, sondern diße zu unß in die Schlösßer zu bringen expreßé anbefohlen, weilen aber der Comendant Herr Generall v. Harsch umb die 3000 Man sich das geringste mehr angenommen, noch vill weniger in die Schlösßer eingelaßen, hat Monsieur de Villars etc. gedachte 3000 Mann sambt auch hinterlassenen Officiers, vnnd andern Frauen, Kindern ohne Distinction einer Quallitet, welches auch mein aigene Frau alß schwanger vnd mehr Damen von Herrn Officiren erfahren, in die Kirchen vnd Closter geiagt, einspirn vnd verwachten lassen, auch bey henckhen so woll geistlich als weltlich Persohnen verbotten jenen 300 Man sambt Weib vnd Kindern, kheinen Tropfen Waßer noch Brodt zu liefern, außer es würdt von denen Schlösßern (so von den Feint entlichen in den Stillstant paßirt) ihnen gebracht, welches auch die armen Soldaten alda in ihren Meillern das jenige Brodt, vrsachen H. Generall Harsch das geringeste von Mogazin permittirt, erspart, vnd teglich in die Statt geschickht haben, zu allen dißen ist von dem Feind noch geschloßen worden, bey ferner thaurender Belagerung der Schlösßer, alle Officierfrauen, Weiber vnd Kinder, plesirt vnd kranckhe Officier, auch gesambte hinterlassene Soltaten, auf ihre gemachte Battrien zu sözen, oder aber an vnßer Contra-Scarpè zu iagen, auf daß sye von vnß selbsten solten todt geschoßen werden, yber diße vorgenomene Tyranisß ist den 1ten November mit den Feindt ein Stillstandt tractirt vnd ein Courier zu Sr. Hochfürstl. Durchleicht Eugenio, wegen ferner nötigen Orderè abgeschickht worden, bei Ankhunft des abgeschickhten Courirs auf ein Neues widerumb von den Feint ein Stillstant begehrt vnd so dan Herr Generallwachtmeister Baron von Wachtldunck abermall zu bemelter Sr. Durchleicht etc. mit deme, daß die Schlösßer in allen, in Specie in den Holz so schlecht sein verßechen, daß also vnmiglich sich lenger zu defendiren seye, vnd die ganze Guarnison, so in 16 Battallions bestanden, ehester tagen alß Kriegsgefangene sich ergöben mießen, abgeordnet worden, der hernach in seiner Retour von gedachte Sr. Hochfürstl. Durchleucht die gnedigste Ordère der permittirten Capitulation mitgebracht, vnd als den 16. bemelter H. General Wachtendunck, ich alß Obrister, dan Obristlieut. Graff v. Erbs, biß 17. in der Fruehe gegen 2 Vhr mit duc de Villars etc., Contè de Burg vnd Intentanten etc. die Capitulation beschloßen haben, alß mit 4 Stuckh vnd 2 Merßl, klingenten Spill, fliegenden Fahnen, geschulterten Gewöhr auß zu marchiren, welcher Abmarch noch 6000 Man starckh gewest, vnter desßen aber ich vnd bemelter Obristlieut. biß die posten gögen einander eingelifert, alß Geißl bey dem duc Villars etc. verbleiben haben mießen. Wehrendt vnßerm Abmarch hat sich das feintliche Corpo, allwo wür paßirt sein, in 2 Linien ranchirt vnd mit praesentirten Gewöhr sambt gepflanzten Bajonet Parade gemacht, die ferners gemachte Accordspuncten werden woll gedruckhter khomen. Der Feint, weillen die

Officier alle Pfert verlohren, hat vnß seine Dragoner-Pferth zu reiten gegöben vnnd etwas wenig an Vorspanwagen, die ybrige von unß wenige Bagage mit Comandirten von ieder Battallion (vmb diße nachzubringen) zuruckhgebliben, Plesirte und Kranckhe, bey welchen der Obristwachtmeister Graff von Yberackher und Kheys. Obercomißarj von Ulberstorf comandirt, sein biß zu ihrer Bößerung gleichmeßig zurughgelaßen vnd das Brodt auch anders Nöttige zu reichen von den Feint versprochen worden.

Nach all dißem hat sich die Guarnison nach Rottweill unter Comando Sr. Excellenz v. Vuobon etc. biß auf fernere Ordere Sr. Durchleucht Prinz Eugenio gezogen.

(Auf der Außenseite: Notata waß in der Belegerung sich eraignet hatt. 1713.)

7.

Die nachfolgende Chronik, die schon von Schreiber (Gesch. d. Stadt 4, 242 ff.) gekannt und benützt worden zu sein scheint, ist erst 1715 niedergeschrieben und zwar, wie deutlich aus ihr hervorgeht, mit Hilfe von Augenzeugen der Ereignisse im Augustinerkloster.

Aus einer Handschrift der Leopold-Sophienbibliothek zu Ueberlingen.

Die Belagerung von Freyburg im Breisgau anno 1713
zusammengeschrieben durch Fr. Pet. Wampe, Ingen.

Monath September.

Am 20ten Herbst Monath erschien Villars (war ehemals unter Louis (dem) XIV Gouverneur in Freyburg) der französische Heersführer mit 160 000 Kriegern vor unser Stadt.

Noch diesen Abend gegen 8 Uhr bestiegen 10 000 Mann unter Anführung des Generals Affeld den am Dorfe Herdern gelegenen hohen Berg, und bestürmten das auf dem Gipfel vor kurzem von H. Lieutenant de Roth angelegte Bollwerk Roßkopf genant.

Der Feind war in einer Stund im Besitze dieser Verschanzung. Von den unsrigen blieb ein Hauptmann mit vielen Soldaten. Der Rest suchte in einer eylfertigen Flucht Heyl, ein Stückschuß vom obern Schloß verkündigte der Stadt diese feindliche Eroberung.

Den 21ten. Von diesem Berg verbreitete sich der Feind über die Carthaus biß an das Dorf Ebnet.

Den 23ten. Heute dehnten die Feind ihre Linien biß an Günters-thal. Gegen Abend wurde die vor 4 Jahr mit großen Kösten errichtete Kirche in der Wühre, der dortige Spitall, das gantze Dorf, die Mühlen vor der Stadt und alle Garten-Häuser abgebrannt.

Den 26ten. Ware die gantze Vöstung von dem Feinde umschloßen und selber alle auswärtige Gemeinschaft abgeschnitten.

Den 28ten Morgens gegen 7 Uhr, schnitt der Feind die zu denen Stadt-Brunnen führende Wasserleitungen ab, aus Elsaß, Suntgau und Burgund kamen 20000 Bauern zur Eröfnung der Laufgraben an.

Den 29ten wurde am Bromberg eine breite Straß eröfnet, welche zur Herbeyführung des Proviant der Stüke und Krigsgeräthen dienen solle.

October.

Den 1ten in der Nacht machten die Feinde mit Eröfnung der Laufgräben vor dem Predigerthor im Weinberge des Kaufmans und Rathsherrn Barth den Anfang. Mit Anfang des Tags suchten die Unsrigen durch Canonenfeuer und Bombenwerfen dem Feinde seine Arbeith zu verwehren oder wenigstens zu erschweren.

Den 2ten wagten die Unsrigen einen glücklichen Ausfahl, verjagten die Feinde aus ihren Laufgräben, tödteten viele feindliche Dragoner und eroberten drey Fänchen. Hierauf wurde aus der Vöstung bis Mitternacht cannonirt. Heute erging von Herrn Generall v. Harsch das Verbott die Gloken zu leuthen.

Den 3ten. Die Nacht von 2ten auf den 3ten hatte H. Obrist Ueberaker des Saltzburgischen Regiments die Wache mit 1300 Mann in den Contre-Scarpen, gegen Abend thaten die Unsrigen einen ansehnlichen Ausfahl. Man wurde handgemein, indeßen daß aus der Vöstung die feindliche Aprocheen unausgesetzt mit Bommen und Hagelgeschütz beunruhiget wurden. Die Feinde fingen nun auch an, gegen das obere Schloß zu sapiren, aber die lebhafteste Gegenanstalten des tapfern Commendanten Dominic vereitelten die feindliche Vorkehrung und durch einen Ausfahl wurden die Franzosen biß an die Hammerschmitten mit beträglichen Verlust zurukgetrieben.

Den 5ten fruhe Morgens halb 6 Uhr hatte der Feind hinter dem obern Schloß eine Baterie von 10 halbe Carthaunen errichtet und spielten mit grosser Lebhaftigkeit auf die Basteyen des obern Schlosses. Da die Richtung der feindlichen Stuken zu hoch ware, so beschädigten die ihr Ziel überfliegende Kugeln viele Häuser, insbesondere das Münster und dessen Thurm.

Den 6ten frühe Morgens um 5 Uhr wurde aus 3 zwischen dem Prediger- und Lämmerthor errichteten Batterien ein ununterbrochenes Feuer auf die Basteyen der Vöstung gemacht. Mit der nehmliche [illegible]-haftigkeit wurde auf das obere Schloß gespielet. Eine Bomme

dem Dominicanerplatz 3 Soldaten. Im Gasthaus zum Adler nahm eine Stukkugel einem Mädgen den Schenkel weg, diese Nacht wurde von beyden Seiten unaufhörlich Bommen und Stein geworfen.

Den 7ten früh um 5 Uhr wurde das feindliche Feuer aus den 3 Batterien sowie auch auf den Basteyen des oberen Schlosses auf das lebhafteste fortgesetzt.

Der Feind wagte es, das neue Lunet zu stürmen, wurde aber zurukgetrieben, unsere Konstäbler demontirten die Stüke einer gantzen feindlichen Batterie.

Den 8ten. Ein starker Nebel hinderte die Feinde ihr Feuer fortzusetzen, und den gantzen Morgen schwiegen die feindliche Canonen. Eine ausgegangene Partye der Unsrigen brachte einen Obristen und 30 Gemeine mit sich. Abends gegen 9 Uhr schlugen die feindliche Bommen 2 Häuser bei dem Lämmerthor zu Boden, auch der Glokenthurm der Franciscaner stürzte ein. Eine Gloke der Dominicaner wurde zertrümmert und ein Ek ihres Kirchthurms abgerißen.

Den 9ten war von beeden Seiten das lebhafteste Feuer; in der Schuhmacher-Gasse wurde ein Burger erschlagen, 2 andere tödtlich verwundet. Heute fiel die obere Schloß-Garnison aus, jagten die Franzosen aus der Schnekenschanz (das Loch genannt), wobey der Feind einen beträchtlichen Verlust erlitte. Auser der Vöstung wagte der Feind einen Angriff auf die Contra-Scarpen, von unsern Granadiern aber wurde er in seine Approchéen zurukgetrieben.

Heut wurden alle Ordens-Leuth samt den Jesuitten zum Generall Harsch beruffen, und ihnen der Auftrag gemacht, daß alle Nacht ein Ordensmann sich in die Contre-Scarpen verfügen solle, den Sterbenden beyzustehen. Die Einwendung der Ordensgeistlichen war, daß der Soldat dem Todt entgegengehe und sich also schon zuvor bereiten könne, Bürgern und Blessirten in der Stadt Hülfe zu bringen, würde ihr unausgesetzte Beschäftigung sein. Der hierüber erzürnte General drohete ihnen mit dem Finger, am allerhöchsten Orth diese Antwort anzuzeigen und ließ sie sogleich in Gegenwarth des Generallen Weitersheim in sein Belagerungs-Prothocol eintragen.

Den 10ten. Nächst dem Jesuiter-Collegio entstund durch eine Bomme ein Brand, während dem Löschen nahm eine andere Bomme dem Philip Strom Zunftmeister den Kopf weg. Eine Bomme zerschmetterte in der Jesuiten-Kirche den Ignatius-Altar, und dessen Beichtstuhl, die Büldnüß aber bliebe ohnbeschädiget. In das Dominicaner-Closter flogen heut 3 Bommen. Diese Nacht bestürmten die Feinde 2mal das neue Werk, wurden aber beedemahl mit Verlust zurück getrieben.

Den 11ten. Den gantzen Tag war eine unausgesetzte Canonade von beyden Seyten, von denen an das Orth der Bresche commandirten Soldaten wurden täglich viele verwundet, und in die Klöster zur Pflege getragen, in dieser Nacht fielen die Unsrige 2mal in die Aprocheen des Feinds,

tödteten viele und kehrten mit eroberten Schaufeln und Schantzkörben zurük. Indeßen flogen beederseits eine Menge Bommen.

Den 12ten. Unausgesetzte Canonade, die Kuglen beschädigten viele Häuser, besonders die zwischen dem Prediger- und Lämmerthor gelegen.

Den 13ten October den gantzen Tag ware ein immer andaurendes Canonen-Feuer. Abends wagten die Unsrige einen glücklichen Ausfall, mit sehr beträchtlichen Schaden des Feindes. In der Rükkehr vom Ausfalle aus dem obern Schloß sind dem Major v. Kreitzberg von einer feindlichen Bomme beyde Bein abgeschlagen worden. Noch vor seinem End legte er die Römische Glaubensbekäntnüß ab, und verließ die Protestantische Kirche. Diesen Tag sind alle Religiosen auf Befehl des Generall Harsch zu H. Stadtpfarrer Doctor Helbling beruffen worden und der Auftrag gemacht, daß alle Nacht ein Ordensmann auser dem Christophelsthor in dem Wachthaus verbleiben solle, denen in Ausfalle verunglükten geistliche Hülfe zu leisten.

Den 14ten Abends um halb 6 Uhr thaten 700 Mann der Unsrigen unter Befehl des H. Generall v. Weitersheim und Obristen Tillier einen Ausfahl, zu nemlicher Zeit rukte der Feind an mit 8000 Mann die Contré-Scarpen zu bestürmen, das beederseitige Feuer war entsetzlich und hielt bey einer Stund lang an, aus der Vöstung werden unaufhörlich Bommen geworfen, und Stüke losgebrand. Beederseits ware die Anzahl der Getödten beträchtlich; unter den Todten war H. Major v. Rölling, Saltzburgischen Regiments. General Weitersheim und Obrist Tillier wurden gefangen. Abends um 6 Uhr brante die angefüllte Scheuer der Frau v. Schönau ab.

Den 15ten. Ein unaufhörliches Canoniren von beeden Seiten.

Den 16ten. Das Cannoniren dauerte von 8 Uhr bis Mittag, wo Stillstand gemacht wurde, die beederseitige Todte zu begraben. H. Major v. Rölling ward ohne Kleider unter den Todten gefunden und in das Chor der Augustiner-Kirche mit militarischen Pracht beerdiget. Der Stillstand dauerte biß Abend 6 Uhr. Die Nacht ward mit Bommen und Steinwerfen durchgesetzt. Den Bürgern in der Wolfshühle wurde angesagt, ihre Hausdächer abzutragen.

Den 17ten. Das Canoniren dauerte biß 9 Uhr, dann ward Stillstand bis 12 Uhr, die noch übrige Todte zu begraben. Nach geendigtem Stillstand wurde das heftigste Canonen-Feuer biß in die späte Nacht fortgesetzt. Heut ließ Villard durch einen Tambour gegen einen ehrenhaften Accord die Stadt auffordern; die Nacht durch war ein entsetzliches Canonen-Feuer und Bommenwerfen, dem Hauptmann Klee wurde beim Mittagmahl auf dem Wall das Schulterblatt und der halbe Kopf durch ein über das Schloß daher geflogene Stuckkugel weggeschoßen, er wurde in der Kirche der P. P. Augustiner begraben.

Den 18ten mit Anbruch des Tages fing die Canonade wieder an, indeßen daß semtliche Stände über das Aufgeboth des Villars sich berath-

schlagten. Klöster, Bürger und Inwohner musten heut Bley in das Zeighaus liefern. Das Kloster der P. P. Augustinern betraf 20 Pfund.

Den 19ten. Am Tage unausgesetzte Canonade. Des Nachts ein erschrökliches Bommenspiel.

Den 20ten. Den Tag durch heftige Cannonade, Nachts Bommenspiel.

Den 21ten. Wie vorige Täge, der Magistrat gebot bey Strafe der Untersuchung, Vierlingsfässer einzuliefern.

Den 22ten. Wie den 20ten Cannonade und Bommenspiel.

Den 23ten. Heut versuchten die Feind mit Schantzkörb und Wollensäcken gegen das obere Schloß anzulaufen, um unter Begünstigung dieser Bollwerke sich einzuschantzen. Commendant Dominic ließ sogleich Pechkräntz auf die Wollen-Säk werfen, 5 angezündete Bommen stürtzten zu gleicher Zeit, zersprangen, zerschmetterten die Schantzkörbe, Feinde und Wollensäcke. Ein unordentliches Geschrey der Feinde begleitete ihre eylfertige Flucht. In dieser Nacht sah man ein großes Feuer gegen Horben.

Den 24ten. Wie vorige Täge.

Den 25ten. Die feindliche Batterien sind geändert. Die Augustiner-Kirche bekam einige Stükschuß, ein vorbeygehender Soldat wurde erschlagen. Ein vom Portal der Jesuiten-Kirche herab geschlagenes Stück tödtete gleichfalls einen Musquetier.

Den 26ten. Feindliche Bommen haben die Brüke zur Lunette ruinirt, 200 Soldaten musten also 2 gantze Täge und Nächte ohne Lebensmittel jenseits verbleiben. In der 3ten Nacht wurden sie durch Nachen glüklich errettet.

Den 27ten. Den gantzen Tag Cannonade und Bommenspiel.

Den 28ten. Wegen eingefallenen Regenwetter hörte man nur zuweilen einen Stückschuß, Nachmittag und die Nächt durch war das Feuer desto heftiger.

Den 29ten. Der Feind machte alle zum Sturm nöthigen Vorkehrungen.

Den 30ten. Diese Nacht zog die gantze Garnison auf und erwartet den Sturm, das an der Bresche angelegte Holtz wurde angezündet, um dem Sturm Innhalt zu thun. Dieser unterblieb. Es wurden unaufhörlich Bommen geworfen und gewechselt.

Den 31ten. Mit Anbruch des Tags erwarteten die Unsrige den Sturm, man begnügt sich aber den Tag und die folgende Nacht durch mit einer fürchterlichen Cannonade und Bommenspiel. Die Innwohner waren diese Nacht mit heftigen Schröken erfült, sie flüchteten sich in dieser Nacht in die Klöster.

November.

Generall Graf v. Harsch, der wahrnahm, daß die Bresche zum Sturm hinlänglich gelegt, auch alle Sturmanstalten vorgekehret sein, und der Feind mit 20000 Mann zum Sturm anrückte, commandirte 600 Mann auf

die Breché, und zog sich mit der ganzen Garnison, ohne mit dem Feind einen Accord gemacht zu haben, auf das untere Schloß. Diese Retirade verbreitete allgemeinen Schröken, alles lief den Kirchen und Klöstern eylfertigst zu, die auf der Bresche zuruckgelaßene 600 Mann, um nicht ein Opfer der feindlichen Wuth zu werden, warfen theils die Gewehr weg, theils flüchteten sie sich mit dem übrigen Volk in die Klöster. Die noch in der Stadt an verschiedenen Stellen postierte Dragoner benutzten sich der Verwirrung und plünderten verschiedene Häuser, die im Stokhaus gefangen sitzenden Franzosen brachen aus und plünderten ebenfalls. General Harsch wohnte die Zeit der Belagerung durch unter dem Christophelsthor in einem engen, aber wohl verwahrten Gewölbe. In diesen schröklichen Augenblick faste H. Ferdinand Mayer J. U. D. und Stadtschreiber den Muth, eylte, von Norbert Wüst Bildhauer begleitet, mit einem weysen Fahnen unter äusersten Gefahren an das Orth der Bresche, stekte den Fahnen aus und schrie um Gnade. Zum Glük commandirte der menschenfreindliche General Dardaniam in den Aprocheen, er commandirte also gleich einen Hauptmann auf die Bresche, die Anfrage zu thun: Ob dem also, daß der Generall mit der Mannschaft von der Bresche abgewichen seye. Er ertheilt unter den Seinigen den schärfesten Befehl, daß kein Offizier oder Soldat durch die Bresche in die Vöstung eintreten solle. Indessen werden die stark verpallisadirte Zugäng eröffnet. Ferdinand Hartmann v. Sikingen, Praesident des Ritterstandes und besagter Dr. Mayer verfügten sich zu Fuß nach Zähringen zu dem duc de Villard und bathen fußfällig der Stadt mit Raub und Mord zu verschonen, dieser Bitte wurde zugesagt. Bey der Rukkehr des Herrn von Sikingen und Dr. Mayer wurde nachmittags die ruinirte Brüke mit Brettern ausgebeßert über welche ein Battailon von Königlichen Leib-Regiment einmarschirte. Einige Compagnien dieses Battailons marschirten mit gespannten Hannen die Grünerwaldegasse gegen das Augustiner-Kloster heran, unsere vor dieser Kirchthür postirte Dragoner stiegen sogleich von ihren Pferden ab, Waffen und Montur wurden ihnen abgenommen. Indessen breitete sich die übrige einmarschirte Mannschaft durch alle Gassen aus. Einschichtige Plünderung konnten alles Verbots ohngeachtet nicht verhindert bleiben Viele von den Unsrigen in der Stadt zurück gelaßene Krieger flüchteten sich gegen die Schlößer, von denen sie aber ausgeschloßen wurden. Sie waren von den Franzosen von allen Seiten in die Enge getrieben und flohen in die Kirchen und Klöster. Vor allen Thüren des Augustiner-Klosters wurden sogleich Wachten ausgestelt und Wachefeuer angezündet. Beede Conventer waren mit 300 Bleßirten angefüllet, das gantze Kloster wurde genauist durchsucht, um aber einige verborgene Equirage zu erhaschen. In der Kirche waren bey 600 Soldaten, die Weiber kochten in selber und gebährten. Den Vättern Augustinern ward verboten den bey ihnen liegenden Gefangenen Brod zu reichen, sie sprungen ihnen doch bey, nach allem ihrem Vermögen, die Hungrige zu speisen, obgleich einige

derselben Hungers sturben. Dießes Verbott hatte darinnen seinen Grund, um den General Harsch dahin zu bewegen, Proviant für die Gefangene aus den Schlößern zu schicken, wodurch an den Lebensmitteln auf den Schlössern einiger Abtrag geschehen könnte. Der Kranken und Bleßirten sturben so viel, daß nur in dem einzigen Augustiner-Kloster mit anbrechendem Tage öfters 7 bis 8 Todte im Kreitzgang lagen.

Den 12ten brennte aus Fahrläßigkeit der Franzosen das beim neuen Kloster gelegene Zeighaus ab. Der Ort gehörte den P. P. Wilhelmiten ehemals, welches sie nach der ersten Belagerung verlaßen und nach Oberried gezogen.

Weil die Garnison sich in die Schlößer geworfen, so machten die Franzosen schrökliche Vorkehrung zur Bestürmung der Schlößer. Vom Christophelsthor die Nußmanßgaße hinauf, biß gegen die Sapientz, nunmehr aber Arme Spithal wurden Laufgräben aufgeworfen, eben solche wurden die Pfaffengaße hinaufgezogen. In der Wolfshühle wurden Batterien errichtet und Stücke aufgepflanzt.

Indeßen wurde mit Vorwissen Duc de Villard der Artillerie Major Heintzen zu Printz Eugen mit Briefen abgeschickt, da aber die Rukäuserung nicht nach Wunsch ausgefallen, so wurde Generall-Major v. Wachtenthung, Teutschordensritter, nachmalen zum Printz Eugen abgeordnet, welcher die in den Schlößern herrschende Noth an Holz etc. eindringlich vorstelte. Diese Vorstellung würkte die Erlaubniß, mit den Franzosen zu capituliren, aus. Die Capitulation ward in der Nacht vom 16ten auf den 17ten 9bris geschlossen und die Gefangene wurden sogleich aus den Kirchen und Klöstern entlaßen.

Den 17ten zogen die Gefangenen ab, die Kranke und Verwundete wurden nach Villingen abgeführt.

Den 20ten zog die auf den Schlößern gelegene Garnison mit allen militairischen Ehrenzeichen mit 4 Stüklein, 2 Mörser etc. nach Villingen und Rotweil ab.

Gestern forderte der Magistrat unter Execution-Bedrohung von dem Kloster der P. P. Augustiner 500 Franken an französischer Contribution, für Auslösung der Gloken wurde verlangt 150 fr. Von jedem 25 fl.

Anno 1714 den 5ten May wurde mit größter Feuerlichkeit der zwischen Carl VI und Louis XIV geschloßen Frieden kund gemacht.

Anno 1715, den 18. Jaenner kam Graf Ferdinand von Harsch, als Kays. Gubernator mit 3 Regimenter v. Stahremberg, Venth und Schweitzer an. Auf der Schwabsbrüke (die Uibergab geschahe auf der letzten Fallbrücke vor dem Schwabsthor) übergab Goberneur Feyeli dem Commendanten die Schlüßel der Stadt. Der gantze Magistrat wohnte dieser Feyerlichkeit bey, und der städtische Syndicus verherrlichte diese Handlung mit einer schicklichen Anrede. Gleich nach Uibergab der Schlößer verfügte sich Printz Eugen und Duc de Villard nach dem Rastadter Schloße, um Friedensunterhandlungen anzufangen.

Nach den Reichssatzungen sollten die Friedensvorschläge in deutscher oder lateinischer Sprache entworfen werden, da aber Villard keine dieser beeden Sprachen hinlänglich besaß, so wurde diesesmal von dieser Strenge gegen Revers de non prejudicando abgewichen und die Friedens-Entwürffe in französischer Sprach abgefast.

Um diesem geschlossenen Frieden mehr Feyerlichkeit zu geben, schlug der Kayser 3 Städte der Eydgenoßenschaft vor, als Schaffhausen, Frauenfeld und Baden, aus welchen der König die letztere zur feyerlichen Friedens-Kundmachung wöhlte. Unter den Friedens-Artikeln war, daß der König dem Haus Oesterreich Breysach, Freyburg und Kehl zurückstelle.

Zur Geschichte des Freiburger Buchhandels im 15. Jahrhundert.

Von Peter P. Albert.

Ueber die Anfänge und erste Entwickelung der Buchdruckerkunst zu Freiburg im Breisgau sind wir im allgemeinen hinlänglich unterrichtet. Heinrich Schreiber, der verdienstvolle Geschichtschreiber der Stadt, hat mancherlei in dieser Hinsicht erforscht nnd veröffentlicht[1]), und zuletzt hat Fridrich Pfaff in einer „Festschrift zum 400jährigen Gedächtnis des ersten Freiburger Buchdrucks 1493" im Jahre 1893 (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung) zusammenfassend über diesen Gegenstand gehandelt. Durch ihn wissen wir, wie trotz des Vorhandenseins einer Universität das Druckergewerbe zu Freiburg erst verhältnismäßig spät seine Jünger fand und wol noch im 15. Jahrhundert einen vielversprechenden Anlauf nahm, dann aber mit dem 16. Jahrhundert auf lange Zeit zur Pflege des Kleinkrams herabsinkt, um erst im 19. wieder einen bedeutenden Aufschwung zu nehmen.[2])

Weniger gut steht es mit unsern Kenntnissen der Geschichte des im unmittelbaren Gefolge der Druckkunst befindlichen Buchhandels im Kreise der Stadt Freiburg. Die ältesten sicheren Nachrichten über den Freiburger Buchdruck gehen bekanntlich auf das Jahr 1492 zurück. Am 23. August dieses Jahres schlossen nämlich Wolf Lachner, Buchführer

---

[1]) Hierher gehört besonders seine Festrede bei der vierten Säkularfeier der Typographie am 24. Juni 1840 über die „Leistungen der Universität und Stadt Freiburg i. Br. für Bücher- und Landkartendruck".

[2]) A. a. o. S. 21.

zu Basel, und Kilian Fischer aus Ingelfingen, Buchdrucker zu Freiburg, einen Vertrag, wonach Fischer dem Lachner 200 Bücher, „nemlich Bonam Vonturam", d. i. Bonaventura, bis nächste Fastnacht (19. Februar 1493) zum Preise von 130 Gulden drucken und nach Basel liefern sollte. [1])

Zu diesem, die Geschichte des Buchdrucks wie des Buchhandels gleicherweise beleuchtenden Vertrage hat sich nun in den Beständen des hiesigen Stadtarchivs [2]) ein doppeltes Seitenstück gefunden, das aus seiner bisherigen Verborgenheit hervorgezogen zu werden verdient. Die eine der beiden Urkunden, vom 30. Oktober 1492 datirt, ist ein Geschäftsvertrag zwischen dem bisher unbekannten Freiburger Verleger Bernhard Reichenbach und Hans Herlin, dem sattsam bekannten Freiburger Buchhändler. Sie lautet:

Ich Bernhart Rychenbach an einem und ich Hans Herlin anderm teil, beid burger zu Friburg, bekennend offenlich an disem brief, das / wir friemütig gesellenclicher gemeinschaft uns vereint haben. Also namlich hab ich Hans Herlin von yetzgenanntem Bernhart Rychen/bach vierhundert rinischer guldin in gold, die allein von im darrüren, bin zu minen handen empfangen. Dieselben summ guldin / sol und wil ich uns beiden an einen kouf etlicher bücher, welcherlei mich gut und gewinlich bedücht, bewenden und solich bücher widerumb uf unsern gemeinen gewin, wie sich gepürt, es sie zeverkoufen oder zeverstechen [3]), vertriben und guten fliß, wie ich dann bißhar in der glich minem eigen gewerb gebracht hab, ankeren erberlich und ungeverlich. Derselb Bernhart Rychenbach ist ouch nit schuldig harin zehandlen wider sinen guten willen. Und sol dis gemeinschaft vier jar die nechsten aneinander nach datum dis briefs künftig bliben und weren, soverr die durch eins teils tötlichen abgang oder sust rechtlich sich nit endet. Und in derselben zit sol ich Hanns Herlin alle jar Bernharten Rychenbach ein rechnung geben. Und was über allen costen der gemeinlich uf disen

---

[1]) Das. S. 18.

[2]) Gewerbe. Krämerzunft zum Falkenberg. 4. Buchbinder und Buchführer.

[3]) „Güeter verstechen" ist wie „güeter verslahen" in der Kaufmannssprache gleichbedeutend mit „vertreiben", „verkaufen"; vgl. Lexer, Mittelhochd. Wörterb. 3, 231, 249.

gewerb mit fůrung zollen, gleiten und usserthalb Friburg zerungen oder sust gat gewins vor hand sin wird, der sol in zwen glich teil zerlegt und unser yedem ein teil werden. Und ob wir beid oder unser einer mer houptgut in disen gewerb legen wollten, das mag yeder uf die jar rechnung tun und sust nit. Darnach sol yedem von solichem sinem nuw ingelegten houptgut sovil gewins werden als sich davon nach markzal gepürt. Ich obgenanter Hans Herlin sol und wil ouch eberůrt zit gemelter gattung halb mit keinem andern gemeinschaft haben, sunder mich Brißwercks und andrer, so bald ich mag, entschahen. Ich sol und wil ouch fürterhin all messen Bernharten Rychenbach oigen und zoigen, waruf diser gewerb stand und alle sin gestalt erberlich und ungeverlich. Uns beidersit sol ouch sust keinerlei hantierung dann allein diser gewerb der bücher, sovil von obberůrtem und anderm houptgůt, so wir verrer in ebestimpter form zesammen legten darrůrt, binden noch in gemeinschaft heften, und aller nutz, der von den gemelten houptgůt und war geschafft wird, sol uns beiden in obbestimpter gestalt dienen. Und nach verschinung gemelter vier jaren oder anderer rechtlicher endung diser gesellschaft, so wir teilung tun werdent, sollend vorab mir Bernharten Rychenbach oder minen erben die obberůrten vierhundert guldin in gold und sust keiner andern werschaft houptgůt und darzů was ich witer ingelegt hett, volgen und vorab werden. Und ob ich Hans Herlin für mich selbst ouch üt inlegt, das solt mir ouch in derselben gestalt in solicher teilung volgen. Und vom überpurs, so noch dannan war, barschaft oder schulden, die in gemeinem costen ervordert und inbracht werden sollen, vor hand sin wirt, sol aber der cost, wie ob lut, abgezogen und das übrig in zwen glich teil zerlegt und unser yedem ein teil werden und gedihen. Wurd aber nach min Hans Herlins gůtem und getrüwem fliß an gemeltem houptgůt oder an den bůchern, darus erkouft oder gestochen, oder an schulden einich schad und verlust zůn, davor gott sie, wievil sich dann desselben schadens trâf, der sol an obberůrten vierhundert guldin houptgůt unser yedem umb zweihundert guldin zeverlust zugestanden sin. Aber was usserthalb den gemelten vierhundert guldin yeder ingelegt hett, das sol im verlorn sin nach markzal. Und ob also der vierhundert guldin halb vor und ee ich Hans Herlin davon gewin empfangen hett, on min schuld verlust zustůnd, so sol derselb verlust allein Bernharten Rychenbach antreffen; stünd er aber zů nach empfahung gewins, so solt der halb verlust, wie ob lut, mir zůvallen. Wurden wir ouch in diser gemeinschaft einich

weg spennig oder irrig, alsdann unverzogenlich sol unser yeder einen erber mann bitten und dargeben, solichen span gůtlich zuverhören und zeentscheiden. Möchten aber dieselben zwen uns nit vereinigen, so sollen si macht haben einen obman zenemen, und wie dieselben drie uns entscheident, dabi sollent wir beidersit ungewegert und on verrer uszug, rechtpot und appellieren bliben und dem nachkomen. Daruf globend wir beidersit für uns und unser erben dise gemeinschaft, meinung, puncten und artikel dis briefs ståt zehalten, zevolfüren und zedulden, alles erberlich und ungeverlich in craft dis briefs, deren zwen in glich lut gemacht und mit unser beider anhangenden insigeln offenlich versigelt geben sint am nechsten zinstag vor aller heilgen tag nach gottes unsers lieben herren Jesu Christi gepürt gezalt vierzehenhundert nünzig und zwei jahr[1]).

Die zweite Urkunde, vom 6. September 1498, zeigt das Ende des vorstehenden Vertrags in seiner ursprünglichen oder erneuerten Fassung und die näheren Umstände der Auflösung und Abrechnung. Sie lautet:

Ich Bernhard Vogt, frier künsten meister, rechtlich gesetzter vogt in namen Hanssimons, Bernharts und Margretlins Rychenbach geswistertig, Bernhart Rychenbachs burger zu Friburg / seligen und frow Margreten Spilmennin eelicher kinder eins und ich Hans Herlin burger zu Friburg andern teils tunt kunt menglichem. Als zwüschen uns der / gemeinschaft und gewerbs etlicher bücher halb durch egenanten Bernhart Rychenbach seligen als verleger und mich Hansen Herlin als handler und gewerbsůber vergangner / jaren nach lut unser gesellschaftbriefen angenomen zweiung entstanden sint, also das ich Bernhart Vogt und der kind früntschaft vermainten, dwil die gemainschaft durch unser abkündung end hett, das dann Hans Herlin uns unser houptgout, sovil Bernhart Richenbach selig bars und ufgenomens gelts ingelegt, ouch siderhar wir dargelihen hetten, bar herusgeben und dann mit uns ein verstentlich rechnung tun und wievil sich funde, das der gewerb über allen costen gewins trůg, uns den nach markzal unsers houptguts geben und damit on unsern costen und schaden all versessen, gevallen und ergangen zins

[1]) Perg. Orig. An Pergamentstreifen die sehr beschädigten Siegel der beiden Aussteller aus grünem Wachs: 1. im Schild ein von rechts nach links fließender Bach; 2. im Schild ein rechtsschauender kampfgerüsteter Löwe, als Helmzier ein wachsender Löwe. Auf der Rückseite steht: Ein gemeinschaftbrief treffend Hans Herlin und Richenbach.

von ufgenomnem gelt entsprungen genzlich abtragen, die kind und ire versetzte pfand davon lidigen und brief herus schaffen solt. Dawider ich Hans Herlin vermeint nach gestalt der sach und gemeinschaft recht, dwil kein barschaft noch houptgut vorhand, noch sust in minem vermögen wår, inen desselben einichs hinuszegeben nicht schuldig sin, sonder söllt vor gelütert werden, was yetlicher teil ingelegt hett, nachdem sölt ein yeder gewin und verlust tragen. Aber alle bücher und war, schulden und gegenschulden wolt ich in warlich ögen und, wievil sich derselben war und schulden nach irm houptgut gebürte, inen die mit beswård der schulden daruf stonde, ouch nach ir markzal volgen lassen, in hoffung, in nit witer schuldig sin. Und nachdem vormalen zwüschen uns dieselben spenn etlicher maß durch die fürnemen, ersamen und wisen Jacoben Murner burger zu Straßburg und Peter Sprungen burger zu Friburg zu gütlichem vertrag geweget und aber dannocht etlicher artikel mißhell und irung zwüschen uns bliben sint: bekennen wir offenlich an disem brief, das wir beid teil daruf in abwesen Jacob Murners die sach zu den hochgelerten, fürnemen und ersamen hern Andres Helmut von Basel, keiserlicher rechten doctor, und Peter Sprungen, burger zu Friburg, obgenant genzlich gesetzt und frimutig, wie si uns deren gutlich entscheiden und was si darus machen, solichs genzlich on verrer weigern, ziehen, appellieren und widertriben ze halten bi trüwen an eiden statt glopt haben. Und sint daruf wir beidersit durch dieselben zwen mann aller obbestimpter irrung, zweitracht und spenn gůtlich und früntlich betragen, also das ich Hanns Herlin den obbestimpten gewerb mit aller war, schulden und gegenschulden genzlich zu min handen haben sol und angenomen hab, und söllen Rychenbachs kinder nüt damit zetun haben weder zu genieß noch zu engeltnis. Und als Rychenbachs dargelegt und ufgenomen houptgut und alle zins bis uf unser lieben frowen himelfart tag in disem achtundnünzigsten jar gevallen, zusamen gerechnet sint und sich in einer summ treffend drütusend nünhundert und vierzehen guldin, sollend davon abgezogen und nachgelassen werden achthundert und vierzehen guldin. Nochdann blibend übrig drütusend und hundert guldin, die ich Hans Herlin den vorgenanten kindern schuldig bin und gelten sol. Und gered für mich und min erben denselben kindern, irem vogt an ir statt oder iren erben zu zilen und in massen, wie harnach lut, gůtlich on verzog, intrag, widerred und geverd zubezalen, namlich uf Franckforter herpstmeß im nünundnünzigsten jar nechstkünftig fünfhundert guldin zerichten, namlich damit die

fünfhundert guldin, daran Ludwig Keller und Hans Brißwergk zweihundert guldin zubezalen sich verschriben haben, abzerichten und sol yetz dieselb, Keller und Brißwerks, verschribung herusgeben werden. Und wenn die bezalung eberürter fünfhundert guldin als vor lut beschicht, aldann sol mir Hansen Herlin min brief darüber wisend herus zu minen handen gegeben und abgeton werden. Und darnach alle jar uf yede herpstmeß vierhundert guldin daran zegeben, bis die obberürt summ drütusend und hundert guldin gar bezalt werden. Ich sol und wil ouch fürhin alle zins, die von obberürtem houptgut, warumb dann verschribungen und underpfand sint, on Rychenbachs seligen kinder beladung, costen und schaden järlich bezalen und abtragen. Und ob ich oder min erben zu einichem zil als oben lut an bezalung sümig wurden und den wurf desselben zils in sechs wuchen nach derselben herpstmeß nit bezalt hetten oder zins nit richten, so mögen Rychenbachs seligen kinder oder ir vogt oder fründ an ir statt oder ir erben mich Hansen Herlin oder min erben und alle unser güter ligend und varend, nüt usgenomen, sampt oder sunder nach yedem unserm übertreten rechtlich angrifen, heben, heften, frönen, verganten und verkoufen oder an sich ziehen mit stab und gericht, geistlichem oder weltlichem, wo inen füget. Vor solichem allem, das obstet, sampt und sunder sol mich, min erben, nachkomen und alle unser güter ligende und varende, gegenwärtige, kunftig gewunnen und ungewonnen gar kein freiheit, gnad, gericht noch recht, stettrecht, frirecht, landrecht noch burgrecht, geleit, tröstung, gebot, verbot, gesellschaft, punt, vereinung, ufhebung, widerrufung vernichten, abstellen noch üt anders, damit wir uns hiewider zubehelfen fürnemen wölten oder möchten, ganz nicht schirmen, frien noch ufhalten, dann ich mich des alles sunder, ouch des rechten, so gemeiner verzihung, die nit sündrung hat, widerspricht und aller andrer rechten widerspricht und aller andrer rechten, statuten, privilegien und uszüg für mich, alle min erben und nachkomen ganz harin verzigen und begeben hab yemer, so lang, vil und oft unz des egenanten kindern, iren erben, oder verwaltern die schuld zu demselben zil gevallen mit abtrag aller versessener und gevallner zinsen sampt iren usgeben und allem gelittnem costen und schaden bezalt, geantwort und gewert sint, ganz on iren verlust, costen und schaden. Und als wir obgenanten beid teil brief und schriften gegen einander haben, und yeder teil vermeint, im söllen etlich brief von dem andern teil herusgehören, ist harin beredt, das wir beidersit solich brief alle zu gemeinen handen legen söllen und

wenn sich begibt, das solicher briefen einer in bezalung abgeloschen ist, sol der dem teil, dem er herusgehört, zu handen volgen; doch sol Ludwig Kellers und Brißwergks brief, wie oblut, yetz herusgeben werden. Und söllend zwei vaß mit büchern, so die kinder hinder in haben, yetz zu min, Hans Herlins handen herus volgen und das drit vaß hinder den kindern bliben, biz die ersten fünfhundert guldin, wie obstat, bezalt werden. Und sol die rechtvertigung, ob ein teil an den andern des vierden vaß halb zesprechen hett, uns vorbehalten sin, all arglist, geverd und untrüw ganz in allen vorberürten dingen usgeslossen und hindangesetzt. Harüber zu warem, offen urkünd haben wir Bernhart Vogt für obgenant mine vogtkinder, si und alle ir erben und fründ, und Hans Herlin, mich alle min erben und nachkommen damit aller vorgeschriben dingen, sovil die unser yeden berüren, zu übersagende flissig erbeten die obgenanten doctor Andres und Peter Sprungen, das si ire insigel offenlich haran gehenkt haben, und darzu unser beider insigele ouch gehenkt an disen brief, deren zwen in glicher lut gemacht sint und yedem teil einer ingeantwort. Und wir doctor Andres Helmut und Peter Sprung bekennen uf obgenanter beider teil flissig bitt, uns und unsern erben unschedlich disen brief mit unsern insigeln versigelt und das beid teil alle obberürten meinung, puncten und artikel, wie oblut, gegen einander angenomen und zehalten glopt haben. Geben an dornstag vor unser lieben frauen geburtlichen tag nach gottes unsers lieben herren Jhesu Cristi gebürt gezalt vierzehenhundert nünzig und acht jar.[1])

Zur Kennzeichnung der hier genannten Personen sei bemerkt, dass Bernhard Vogt, Unterstadtschreiber zu Freiburg, seit 1480, Peter Sprung, der durch seine Beneficiumsstiftung im Münster[2]) bekannte Ratsherr und Altobristmeister (um 1457 geb.), seit 1490 bürgerlich hier ansässig war. Reichenbachs Ehefrau, Margarete Spilmännin, war eine Tochter Ludwig Spilmanns und Verwandte (Schwester?) der mit dem jüngeren Konrad Stürzel, dem Sohne des Kanzlers, vermählten

[1]) Perg. Orig. An Pergamentstreifen vier unversehrt erhaltene Siegel aus grünem Wachs: 1. des Dr. Andreas Hellmut mit drei Helmen (2:1); 2. des Peter Sprung, im Schild eine bis zum obern Schildesrand reichende Spitze, beseitet mit drei sechsstrahligen Sternen (2:1); 3. des Bernhard Vogt, im Schild eine Hausmarke; 4. des Hans Herlin wie vorhin.

[2]) Vgl. Freiburger Diözesan-Archiv 22, 1892, 282 ff.

Afra Spilmännin; sie war in zweiter Ehe mit dem Dr. med. Hans Widmann verheiratet. Ludwig Keller erscheint seit 1480 als Bürger von Freiburg.

Die drei in der ersten, hier vor allem in Betracht kommenden Urkunde Genannten besassen: Bernhard Reichenbach seit 1484, Hans Herlin (Herly, auch Hörling)[1]) seit 1486 und Hans Briswerk seit 1489 das Bürgerrecht zu Freiburg; ersterer wird als von Konstanz stammend bezeichnet. Hans (auch Henman) Briswerk erscheint hier, worüber man bisher im Zweifel war[2]), nicht als Buchdrucker, sondern als Buchhändler, tritt als solcher schon 1477 urkundlich auf und liegt mit Herlin mehrfach in Streithändeln[3]). Dieser seinerseits war einer jener größeren, viel wandernden Zwischenhändler, welche den Kleinvertrieb mancher Verleger, die selbst nur einen beschränkteren Verkehr mit den Buchführern pflegten, an kleinere Händler sowie an das Publikum vermittelten[4]). Er hatte weitverzweigte Geschäftsverbindungen, wie mit Matthes Zuncke und Andreas Höfflich in Leipzig[5]), und ist derjenige, welcher nach den Leipziger Akten im 16. Jahrhundert die Reihe der urkundlich nachweisbaren messfremden Buchhändler (Kommissionär) eröffnet[6]). In ähn-

---

[1]) Auch die Frau des Malers Hans Baldung-Grien, Margarete, war bekanntlich eine geborene Herlin, Schwester des Kanonikus Christmann Herlin zum Jung St. Peter in Straßburg. Sollten hier vielleicht verwandtschaftliche Beziehungen vorliegen? Und ist etwa unser Hans Herlin und Margarete Herlin-Baldung mit dem Ulmer Maler Friedrich Herlen (Herlin) von Nördlingen verwandt?

[2]) Pfaff a. a. O. S. 17. — K. Stehlin, Regesten zur Geschichte des Buchdrucks bis z. J. 1500 (Archiv f. Gesch. d. deutschen Buchhandels 11, Leipz. 1888), 5—182; 12 (1889), 6—70; Nr. 70, 96, 141, 573.

[3]) Stehlin a. a. O. Nr. 1089, 1090, 1093, 1096.

[4]) Stehlin a. a. O. 12, 91.

[5]) Archiv 10, 22, 13, 12, Anm. 21. — „Ein Pferdekauf, welchen Hans Hörling 1504 in Leipzig abschloss, die Anweisungen auf Leipziger Buchhändler, welche er dabei ausstellte, belegen des weiteren einen bedeutenden Umfang und eine weite Ausdehnung seines Geschäftsbetriebs." Archiv f. Gesch. d. deutschen Buchh. 12, 106 Anm. 16.

[6]) A. Kirchhoff im Archiv 12, 106 Anm. 16.

lichen, „war und pfender" betreffenden Händeln wie mit Briswerk sehen wir ihn auch mit dem Basler Bürger Hans Amelburger und dessen Mitgesellen[1]).

Als „stillen Teilhaber" bezw. als Verleger Hans Herlins haben wir oben seinen Freiburger Mitbürger Bernhard Reichenbach kennen gelernt; ein anderer war sein eigener Schwiegervater (Grossvater?) Peter Weißenburg in Basel. Von diesem wird Nikolaus Lamparter, einst Herlins Diener, am 8. März 1499 vor dem Basler Gericht als Zeuge angerufen und sagt aus: Als er vor ungefähr drei oder vier Jahren bei Hansen Herlin zu Friburg im Brißgow gedient, habe er auf Geheiß seines Herrn mit anderen Gesellen eiligst 13 oder 14 Fässer mit Büchern füllen und verschließen müssen. Als er seinen Herrn, den Herlin, gefragt habe, warum er mit den Büchern solche Eile habe, habe dieser ihm geantwortet, er wolle sie nach Basel seinem Ette Peter Wyssemburg zu Pfand schicken; derselbe habe ihm bisher geliehen und werde ihm ferner leihen und solle wissen, wie es gehe und was aus seinem Gelde werde[2]).

Diese wenigen, hier mitgeteilten Züge geben uns nicht bloß Kunde von einigen heute nicht mehr gebräuchlichen buchhändlerischen Manipulationen, wie dem „Durchstechen", dem Verpacken der Bücher in Fässer statt wie heute in Ballen u. dgl., sondern vor allem auch ein ziemlich deutliches Bild von dem nicht eben sehr ängstlichen Charakter sowie von dem unermüdlichen Geschäftseifer Hans Herlins, des ältesten und bedeutendsten Freiburger Buchhändlers.

---

[1]) Stehlin a. a. O. 12, 34 Nr. 1243.
[2]) Stehlin a. a. O. 12, 169 Nr. 1076.

Bruchstücke einer altdeutschen Uebersetzung von Einharts Vita Karoli Magni.

Gefunden und mitgeteilt von **Fridrich Pfaff.**

Dem Freunde des Altertums ist das Kleinste nicht zu klein. Bibliotheks- und Archivbeamten kommen bei Katalog- und Inventurarbeiten oft auf Einbänden größere und kleinere Stücke beschriebenen Pergaments unter Augen; da ist es denn ihre Pflicht, das Gesehene zu prüfen. Und wenn auch recht oft ihre Mühe nicht durch den Wert des Gefundenen gelohnt wird, so darf sie das doch niemals abschrecken von stets erneuter Forschung, denn immerhin lässt sich da und dort doch noch ein Fund von Bedeutung tun. Nicht nur zu ganzen Einbänden, zu Rücken und Ecken der Bände sind grausam zerschnittene alte Pergamente verwandt worden; auch die Innenseiten der Deckel sind zur Versteifung fleißig mit Pergamentblättern beklebt worden und ferner wurden vielfach Pergamentstreifen zwischen den Bünden der Bücher, ehe diese in die Deckel gebunden wurden, mit Leim quer über die Rücken der gehefteten Bogen geklebt, um kräftigeren Zusammenhalt zu bewirken. An all diesen Stellen habe ich auf der größtenteils aus Klöstern zusammengekommenen Freiburger Universitätsbibliothek wertlose und wertvolle Bruchstücke gefunden, von welchen durch andre und mich selbst eine Anzahl an verschiedenen Stellen veröffentlicht und verwertet ist. Vor einigen Jahren nun nahm ich einen Band des sechzehnten Jahrhunderts auseinander, der jetzt die Freiburger Bibliotheksnummer D 5980 trägt. Es war das Buch: M. Tvllii Ciceronis Officia De Amicitia. De Senec-

tute. Paradoxa. Omnia denuo vigilantiori cura recognita, per Des. Erasmvm Rot. & Conradum Goclenium .... Additis etiam ſcholijs Philippi Melancht .... Cvdebat Coloniae Joannes Gymnicvs. M.D.XXX. 8°. Das Buch hatte ehedem dem Collegium Sapientiae zu Freiburg i. B. gehört, einem Konvikt, das der Freiburger Universitätslehrer und spätere Weihbischof des Augsburger Bischofs Friedrichs III. von Zollern, der Bischof von Adrumetum Johann Kerer noch im fünfzehnten Jahrhundert gegründet. Auf den Rücken der Bogen dieses Buchs unter dem eigentlichen Einband, der abgelöst werden musste, waren in der oben angedeuteten Weise fünf kleine Pergamentstücke mit Leim fest aufgeklebt. Es war nicht leicht, sie unversehrt — soweit dies überhaupt möglich war — abzunehmen. Das größte dieser Bruchstücke ist etwa 8 cm lang und $3^1/_2$ cm breit, das kleinste misst nur 2,3 zu 3,2 cm.

Diese fünf Bruchstücke sind mit schöner, gleichmäßiger Schrift des dreizehnten Jahrhunderts beschrieben. Der Text ist deutsch, in einer Sprache derselben Zeit. Alle fünf Stücke gehörten ehedem zu einem einzigen Blatte, das in der Mitte gebrochen und in zwei Spalten beschrieben war. Die Breite der einen Hälfte des Blatts betrug 18 cm. Alle 5 Bruchstücke bilden zusammen einen einzigen Streifen dieses Blatts. Bis auf die Stellen, wo das Pergament angeleimt war, ist die Schrift gut lesbar. Einige kleinere Stellen sind durch Wurmfraß zerstört. Zwei rote Initialen, ein grosses **K** und ein **S** zieren die Schrift. Die Bruchstücke bilden nun die Nummer 560 der Handschriften der Freiburger Universitätsbibliothek.

Ein neuer deutscher Text des dreizehnten Jahrhunderts kann schon als Merkwürdigkeit gelten; wie viel mehr einer der Art, als welcher sich der dieser Bruchstücke herausstellte. Gerade das kleinste Bruchstück führte mich alsbald auf die rechte Fährte. Da war von einem „sinwellen haubet" die Rede, von einem schönen und fröhlich gestalten Antlitz. Das konnte doch nur auf einen Mann deuten, einen großen Mann, dem allein diese Eigenschaften durch einen treuen Ge-

schichtschreiber nachgerühmt werden: nur Karl der Große konnte dieser Mann sein. Und wirklich ist Karl auch in den Bruchstücken genannt. Der Text aber war Prosa, und so viel ich mich umsah, in keinem deutschen Prosatext, ebensowenig wie in einem altdeutschen Gedichte, war so anschaulich, und bei aller glücklichen, treffenden Frische des Ausdrucks doch so knapp der große Frankenkönig abgeschildert. Nur ein Schriftsteller hatte das verstanden: sein Freund und Berater Einhart. Aber dieser hat bekanntlich lateinisch geschrieben, und merkwürdig genug bleibt, dass bei der großen Beliebtheit von Einharts Werk, von welcher noch heute über achtzig Handschriften zeugen, bisher kein älterer Verdeutscher bekannt geworden ist und dass auch keiner der vielen Dichter, die Karls Leben und Thaten in deutschen Versen beschrieben, den trefflichen Einhart erkennbar als Quelle benutzt hat. Aber mein Fund, die fünf Bruchstücke des dreizehnten Jahrhunderts, ist nichts anders als der Rest einer Uebersetzung von Einharts Vita Karoli Magni. Ich beweise dies unten durch Gegenüberstellung des deutschen und lateinischen Texts. Der Uebersetzer jedoch war kein Sklave eines Vorbilds. Einesteils kürzte er, anderenteils machte er Zusätze und endlich übertraf er seine Vorlage in poetischer, anschaulicher Sprache. Wenn Einhart schreibt: fuit .... oculis praegrandibus ac vegetis, so übersetzt dies das zweite Bruchstück so viel schöner sininu augen brunnen allewege[1]). Wenn aber ebenda gesagt ist: naso paululum mediocritatem excedenti, so gibt dies der Uebersetzer in einer den Tatsachen sicher entsprechenden, aber doch hier allerdings etwas

[1]) Vgl. hierzu Turpini historia Karoli Magni, XX „de forma et fortitudine Karoli“: oculi leonini scintillantes ut carbunculus (Ausgabe v. Castets, Paris 1880) in Publications spéc. de la Société pour l'étude des langues romanes, VII, S. 39. Eine bessere Ausgabe erhoffen wir von G. Baist). Aus dieser Berührung mit Pseudoturpin sind wol keine weiteren Schlüsse zu ziehen, zumal sich fernere Uebereinstimmungen nicht finden. Wol kann jedoch dem Uebersetzer eine Erinnerung an Turpin hier in die Feder gekommen sein. Immerhin übertrifft sein Ausdruck in seiner Knappheit und Kraft auch Turpins Fassung.

abschwächenden Weise wieder: sin naße zam sinem antlûze wol. Aber wie knapp und trefflich ist die Uebersetzung des dritten Bruchstücks: Swenne er gebadete, des tages gap er wirtschaft, daz was herlich. Im dritten Bruchstück sind abweichend von Einhart vier tägliche Gewandstücke Karls erwähnt und dabei wird das seltene Wort spulgen gebraucht. Im ersten Bruchstück ist von den drei Töchtern Theoderad, Hiltrud und Hruodhaid die letzte ausgelassen. Aus Ruothild, der Tochter der Madelgard, ist eine Rvedlint geworden. Im letzten Bruchstück ist das Münster ze Ache genannt, das an der entsprechenden Stelle, im 33. Kapitel Einharts nicht erscheint, wol aber im 26. Kapitel in anderem Zusammenhang beschrieben wird. Alles in allem genommen, muss dem Uebersetzer großes Geschick zugesprochen werden. Sein Werk wäre, wenn vollständig oder doch in größerm Umfang erhalten, eine wesentliche Bereicherung des deutschen Schrifttums im dreizehnten Jahrhundert. Leider ist wenig Hoffnung vorhanden, dass außer diesen armseligen Bruchstücken mehr zu Tage kommt. Die fünf Bruchstücke ergeben sechs Textabschnitte, deren Zusammenhang durch Angabe der trennenden Schnitte zu stören ich für überflüssig hielt. Worte der lateinischen Vita, die in der Uebersetzung unmittelbare Entsprechung haben, sind durch Sperrdruck hervorgehoben.

1.

Da gewan er bi zwo to	K. 18. Habuit et alias tres filias
Der hiez einiv theodora	Theoderadam,
Div ander hilttrvd	et Hiltrudem et Hruodhaidem;
Do gew . . er bi aeiner fr	duos de Fastrada uxore . . .;
Aeine tohter	tertiam de concubina quadam . .
Div hiez rvedlint.	Defuncta Fastrada, Luitgardam . . . duxit . . . .
Darnach nam er aeine d . .	Post eius mortem quattuor habuit concubinas:
Livtgart.	Madelgardum scilicet, quae peperit ei filiam
	nomine Ruothildem . . . . .

2.

Er hete aein ſinwellez havbet.
Siniv avgen brvnnen allewege.
Sin nâſe zam ſinem antlvze wol.
Er hete aein ſchône antlvtze.
Vn̄ alle zît frôlich geſtalt.
. . . . alſo geſtalt.

K. 22. Corpore fuit amplo . . . .
apice capitis rotundo,
oculis praegrandibus ac vegetis,
naso paululum mediocritatem excedenti . . . .,
facie laeta et hilari; unde formae
auctoritas ac dignitas tam stanti quam sedenti
plurima acquirebatur.

3.

Swenne er gebadete
Deſ tageſ gab er wirtſchaft
Daz waſ herlich.
Karle ſpulgete vier hande gewāt
sines tegelichen gewandeſ.

K. 22. Et non solum filios ad balneum verum
optimatos et amicos, aliquando etiam satellitum
et custodum corporis turbam invitavit . . . . . .

K. 23. Vestitu patrio, id est Francico utebatur . . . .
(Die Gewandstücke: Hemd, Unterhosen, Wams, Hosen, Beinbinden, Schuhe, Pelzrock, Mantel werden aufgezählt.)

4.

. . . . hienk an . . . .
Vn̄ kappen, die waren
Gezieret von golde.
Vn̄ von gimme vn̄ von edelem geſtaeine.
Etwa von ſilbere.
Er trvek richin furſpan vor ime.

K. 23. . . . et gladio semper accinctus,
cuius capulus ac balteus aut āureus aut
argenteus erat. Aliquoties et gemmato ense
utebatur . . . .
In festivitatibus veste auro texta, et calciamentis gemmatis et fibula aurea sagum adstringente ornatus incedebat.

5.

. . . . . . ach dem
. . . . . . rn.
. . . . . . varnde gv̊t.
. . . . e.
. . . . . . z in driv tail.
. . . . . . ne tail h'dan.
. . . . . . ain vn̄ zwainz . . . . il.
. . . . . . an vn̄ zwainz . .

K. 33. Hac igitur intentione . . . . omnem substantiam atque suppellectilem suam,

primo quidem trina divisione partitus est. Deinde, easdem partes subdividendo, de duabus partibus viginti et unam partem fecit, tertiam integram reservavit. Et duarum quidem partium in viginti et unam partem facta divisio tali ratione consistit

6.

Swaz gveteſ . aeiner capelle . . .
Daz hiez er ganz lan.
Vnz er stvrbe.
Vn̄ ſo er verſv̊ere
Daz man ſin gaebe zeache.
An daz mvnster.
Sw . . . .
Vn̄ . . . .

K. 33. Capellam, id est ecclesiasticum ministerium, tam id quod ipse fecit atque congregavit quam quod ad eum ex paterna hereditate pervenit, ut integrum esset neque ulla divisione scinderetur, ordinavit.

Die Grenze vom anlautenden k gegen anlautendes ch.

Von Karl Bohnenberger.

I.

Es ist bekannt, dass heute vom Bodensee bis zur französischen Sprachgrenze spirantisches ch als Vertreter von anlautendem germanischem k in fortlaufender Linie an aspirirtes k vor Vokalen bez. unaspirirten und weniger starken Explosivlaut vor Konsonanten angrenzt. Oestlich des Bodensees scheint sich nach Bachmann (schwäb. Gutturallaute S. 33) zum Teil Affricata kch dazwischen zu schieben. Die Grenze westlich des Bodensees hat F. Wrede in seinen Berichten über den Sprachatlas nach dem Exempel „Kind“ in großen Zügen gegeben (Anzeiger f. D. A. 19, 111). Wie gegenüber allen Linien des Sprachatlasses bleibt es Aufgabe der Näherwohnenden, die Grenzlinie von Ort zu Ort zu bestimmen und einen Versuch ihrer Erklärung zu machen. Ich gebe hier die genaue Grenzlinie von der französischen Sprachgrenze bis zum Bodensee, wie ich sie auf Grund schriftlicher Anfragen[1]) ermitteln konnte. Meist liegen mir Angaben von mehreren Seiten vor, Nachprüfung bleibt aber immer noch erwünscht. Mein Erklärungsversuch reicht wol in der Mehrheit der Fälle nicht aus, es fehlt mir vielfach die genügende Kenntnis der Ortsgeschichte. Ich wollte aber doch vorbringen, was ich zu dieser wichtigen Grenze zu sagen weiß. Ich hoffe, andere werden meine Aufstellungen ergänzen. Die Verhält-

[1]) Einer Reihe von Geistlichen und Lehrern bin ich zu Dank verpflichtet.

nisse östlich des Bodensees hoffe ich bald als Forschung geben zu können.

Das Grenzstück östlich des Schwarzwalds ist im ungefähren auch auf Fischers Karte 19 eingezeichnet, dasjenige zwischen Bonndorf und Engen des genauen in Haags Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes (Progr. 1898) dargestellt. Für das Elsass hat Martin (Reichsland Elsass-Lothringen S. 95) die Endpunkte bestimmt.

Die Grenzlinie, wie ich sie in folgendem gebe, soll überall für anlautendes k-ch vor Vokal gelten, in den meisten Fällen auch für Explosivlaut gegen Spirans vor Konsonanz. Bei einigen wenigen Orten wurde mir angegeben, dass Explosivlaut vor Konsonanz weiter südlich reicht. Ich weiß aber darüber zu wenig, als dass es sich empfehlen würde, die einzelnen Orte namhaft zu machen.

Die Grenzlinie läuft im allgemeinen west-östlich. Die Orte mit k- liegen nördlich der Linie. Die Linie beginnt im Westen etwa in der Mitte zwischen Belfort und Delsberg, zieht nordöstlich zum Rhein, verlässt diesen auf dem rechten Ufer beträchtlich weiter nördlich, als sie ihn am linken erreicht hatte, geht über den Feldberg und erreicht den Bodensee in der äußersten Ecke des Zeller Sees. Die Grenzorte sind:

1. Von der französischen Grenze bis zum Rhein: Pfetterhausen, Bisel mit ch gegen Sept, Largitzen mit k — Feldbach, Henflingen gegen Rüderbach, Bettendorf—Weiler, Franken gegen Hausgauen, Hundsbach—Zässingen, Rantsweiler gegen Wahlbach, Obermorschweiler—Kötzingen, Geispitzen, Klein-Landau gegen Landser, Schlierbach, Dietweiler Habsheim, Homburg.

2. Vom Rhein bis auf die Höhe des Schwarzwalds: mit ch Feldkirch (Bez. Staufen) mit seinen Filialen[1]) Hartheim und Hausen a. d. Möhlin gegen Oberrimsingen und sein Filial Grezhausen mit k- — Mengen, Thiengen, Opfingen, St. Nikolaus gegen Munzingen, Merdingen, Waltershofen, —

[1]) Unter die Filiale sind hier und weiterhin auch die ehemaligen Filialorte aufgenommen, die heute selbständig sind.

Wolfenweiler mit Schallstadt und Leutersberg (?) gegen St. Georgen und Wendlingen, — Kirchhofen mit Filial Ehrenstetten gegen Sölden, Bolschweil — Täler des Neumagen (Münstertal) und der Wiese gegen das Tal der Dreisam (Höllental), so dass der Feldberg scheidet.

3. Von der Höhe des Schwarzwalds bis zum Bodensee: mit ch Hintermenzenschwand (Albtal), Schluchsee gegen Altglashütte, Lenzkirch mit k — Gündelwangen mit Filialen Holzschlag und Boll gegen Kappel und Löffingen mit Filialen Göschweiler, Reiselfingen, Bachheim und Neuenburg — Ewatingen, Achdorf mit Filial Aselfingen, Mundelfingen mit Opferdingen gegen Unadingen, Döggingen, Hausen v. d. Wald mit Behla — Riedböhringen, Hondingen gegen die Orte nördlich des Fürstenbergs — Aulfingen, Leipferdingen, Wallerdingen gegen Kirchen, Stetten und Neuhewen, Engen — Weiterdingen, Duchtlingen, Hilzingen, Singen gegen Welschingen, Mühlhausen, Schlatt, Hausen a. d. Aach — Ueberlingen a. Ried gegen Böhringen, Radolfzell.

Auf beiden Seiten gibt es Sprachinseln. Innerhalb des k-Gebiets hat Emmingen ob Eck ch, wie schon Haag sah (a. a. O. S. 83). Der Ort liegt zwischen Tuttlingen und Aach, 12 km nordöstlich der Grenzlinie k-ch. Dann erscheint im elsässischen Münsterthal, 40 km nordwestlich der Grenzlinie, im Anlaut vor Vokalen Affricata kch statt k (s. Mankel in Strassburger Studien II, 127). Auf der anderen Seite haben 15 km südlich der Grenzlinie Basel mit Klein-Hüningen, Hüningen, St. Ludwig anlautendes k. Ebenso auf dem rechten Rheinufer weiter unten Neuenburg bei Müllheim, 20 km südlich der Grenzlinie, aber gegenüber dem elsässischen Banzenheim mit k (so nach Heusler, alem. Kons i. d. M.A. von Basel S. 52).

Die Grenzlinie wie die Inseln fallen völlig ins Gebiet der schwäbisch-alemannischen Mundart. Teilt man diese Mundart wie üblich zunächst in die Untermundarten Schwäbisch mit Diphthongirung von mhd î und û zu ei und ou und Alemannisch ohne diese Diphthongirung, so fällt die Grenzlinie k-ch ganz in alemannisches Gebiet. Her-

kömmlicherweise teilt man dieses seinerseits nach unserer Grenzlinie in hochalemannisch mit ch- und niederalemannisch mit k-. Von den Inseln fällt Emmingen mit hochalemannischem ch ins schwäbische Gebiet, denn es hat ei und ou statt î und û. Der Ort liegt aber unmittelbar an der Grenze der Diphthongirung. Die Breite des niederalemannischen Gebiets wechselt sehr stark. Im Elsass kommt sie bis auf 150 km, zwischen Donau einerseits und Wutach andererseits ist sie am geringsten. Zwischen Tuttlingen und Engen-Singen schrumpft sie auf 15 km ein.

Der Versuch, Sprachgrenzen zu erklären, erhält von Anfang an sichere Richtpunkte, wenn es gelingt zu bestimmen, welche von beiden scheidenden Sprachformen die jüngere ist, auf welcher Seite der Grenzlinie demnach die Neuerung und auf welcher deren Ablehnung liegt, in welcher Richtung die Neuerung in ihren jetzigen Besitz eingerückt ist. So klar nun bei k- gegen ch- die Altersfrage im allgemeinen liegt, so verwickelt ist die Entscheidung darüber, ob die heutige Grenze durch ein Vorrücken von k- oder von ch- entstanden ist. Wie ch- aus k- entstanden ist, so hat an der ursprünglichen Grenze ch die Neuerung dargestellt und diese ist im allgemeinen von Süden gegen k- vorgerückt. Je älter aber ein sprachlicher Unterschied ist, desto weniger sind wir berechtigt, dessen heutige Grenze mit der ursprünglichen gleich zu setzen, wie auch die Frage nach dem Alter einer Sprachgrenze immer im Grundsatz von der nach dem Alter der betreffenden Spracherscheinung zu trennen ist. Wir haben von vorn herein mit der Möglichkeit zu rechnen, dass die ursprüngliche Grenze nördlicher lag als die heutige und dass nachträglich k- wieder gegen ch- vorrückte. Allgemeine sprachgeschichtliche Erwägungen lassen noch im besonderen vom spätern Mittelalter an k- als die begünstigtere Aussprache erscheinen, deren Vorrücken erklärlich ist. Bestimmte Hinweise auf ihre Herkunft gibt unter Umständen die Grenzlinie selbst. Bei unserer Linie fehlen solche, sie gibt kein Merkmal, das entscheiden würde, ob die Neuerung von der Nord- oder Südseite her-

kam. Wol aber geben die Sprachinseln Anhaltspunkte. Emmingen als ch-Insel, eingeschlossen im heutigen k-Gebiet, ist nur erklärlich, wenn früher das zusammenhängende Gebiet von ch- bis Emmingen reichte, wenn also k- vorrückte und dabei den einzelnen Ort umging, welcher ch-festhielt. Die heutige Grenze wird hier vor nicht ferner Zeit erreicht worden sein, sonst hätte sich der einzelne ch-Ort nicht gehalten. Der eine Punkt entscheidet aber nicht für die ganze Linie. Was östlich des Schwarzwalds gilt, gilt damit noch nicht westlich desselben und jenseits des Rheins. Die Sprachinseln am Rhein und in den Vogesen weisen auf einen ganz anderen Entwicklungsgang hin und stehen ihrerseits gegeneinander. Der Standort der kch-Formen im Gebirgstal am äußersten Westrand des deutschen Sprachgebiets lässt diese als zurückgedrängten Ueberrest eines ehemals größern Bestandes erscheinen. Sprachlich bilden sie eine Zwischenstufe zwischen den k- und ch-Formen. So liegt die Annahme nahe, dass sich einstens am Süd- oder Südwestrand des k-Gebietes und zwischen diesem und dem ch-Gebiet ein solches mit kch- angeschlossen habe, dass dann k- mit Zusammendrängung und Umgehung dieses Gebiets weiter nach Süden gegen ch- vorrückte. Die k-Formen hätten demnach früher nicht soweit nach Süden gereicht als heute. Für umgekehrte Bewegung sprechen aber die k-Inseln. Von diesen könnte Neuenburg sein k- unter Einfluss des linksrheinischen Gebiets erhalten haben. Von der alten Stadt aus führt eine Brücke, weithin die einzige, über den Rhein. Die Basler Gruppe dagegen kann ihr k- unter den heutigen Grenzverhältnissen nicht aus der Nachbarschaft erhalten haben. Uebernahme aus der Schriftsprache ist für die Gruppe und bei den Sprachverhältnissen der Schweiz durchaus unwahrscheinlich (so auch Heusler S. 52). Von geographischen Gesichtspunkten aus liegt die Annahme am nächsten, dass k- einmal bis Basel reichte. Dies musste der Fall gewesen sein nach Zurseitedrängung von kch- und vor einem späteren erneuten Vordringen von ch-. Letzteres erst hätte die heutigen [illegible] nisse geschaffen. Die ehemalige Ausdehnung von [illegible] könnte

sich auf einen mehr oder weniger schmalen Streifen am Rhein hin beschränkt haben. Eine derartige Annahme eines mehrfachen Wechsels ist immer misslich, sie giebt aber doch die beste Erklärung der geographischen Verhältnisse.

Den sprachgeschichtlichen Zeugnissen der literarischen Denkmäler ist nach dem heutigen Stande unseres Wissens keine Entscheidung zu entnehmen. Für ursprüngliche weitere Zurückdrängung von k- nach Norden lassen sich wol die ahd. ch-Schreibungen aufführen, die weit ins fränkische Gebiet hineinreichen. Aber deren Deutung ist umstritten, der Schluss von diesen geschriebenen Formen auf die gesprochene Sprache ist nicht zwingend. Ebensowenig entscheidet die spätere Ausdehnung der Schreibung k- weit ins heutige Gebiet von ch- hinein für ein nochmaliges Vorrücken von k- über die heutige Grenze hinaus. Ich hoffe diese Frage bald in größerem Zusammenhang ausführlich behandeln zu können. Heute hat es also für die Auffassung unserer Grenzverhältnisse bei einem recht bescheidenen Maß von Wahrscheinlichkeit zu bleiben. Will man doch versuchen, von dieser vermuteten Entstehung aus die allgemeine Lage und Richtung der heutigen Grenze verständlich zu machen, so lässt sich bei dem Grenzstück östlich des Schwarzwalds annehmen, ch- habe sich gegen das vorrückende k- im Gebirge und an dessen Rand besser gehalten als auf der offenen Osthälfte. Solange die Umgebung von Emmingen noch ins Gebiet von ch- gehörte, lief die Grenze eher nordöstlich als südöstlich. Jenseits des Rheins könnte sich die stark nordöstliche Richtung der Grenze daraus erklären, dass sich k- gegen das neuerliche Vorrücken von ch- auf der Westseite an den Vogesen hin und gedeckt durch die französische Grenze besser gehalten habe als in der offeneren Osthälfte. Rechts des Rheins könnte die Zusammengehörigkeit eines größeren Länderstücks unter Baden-Durlach die weitere Ausbreitung von ch- begünstigt haben.

Alles bleibt so unbestimmt und schwach begründet, dass der Erklärungsversuch vom Grenzzug im großen und

ganzen an die Grenze von Bezirk zu Bezirk und Ort zu Ort zu wenden hat. Trotz des geringen und unsicheren Ergebnisses wollte ich doch die allgemeinen Fragen nicht übergehen. Unsere Versuche, Sprachgrenzen zu erklären, dürfen die größeren Gesichtspunkte nicht aus den Augen verlieren.

Welche verkehraufhaltenden natürlichen, welche geschichtlichen Verhältnisse als sprachscheidend in Betracht kommen, entnehmen wir heute mehr allgemeinen Erwägungen als genügenden Einzeluntersuchungen. Es empfiehlt sich daher, vorerst noch nicht die einzelnen Gesichtspunkte gegeneinander abzustufen, man hat vielmehr auf möglichst vollzählige Berücksichtigung derselben auszugehen. An natürlichen Bedingungen sind, wie ich schon hervorgehoben habe, neben Berg, Tal und Fluss auch Wald und Ried und diese nicht nur in ihrem heutigen, sondern auch in ihrem früheren Stande zu berücksichtigen. Bei den verschiedenen politischen Verhältnissen des späteren Mittelalters handelt es sich um Lehensherren wie um Lehensinhaber, um Grundherrschaft wie Gerichtsherrschaft. Es ist im allgemeinen und im voraus kaum zu sagen, welcher Gesichtspunkt da vorherrschte, wo dieselben gegeneinander stehen. Da noch die große Zahl von Ortschaften geteilten Besitzes dazu kommt, so wird die Wirkung der territorialen Verhältnisse oft recht unsicher.

Bei unserer Grenze hat die Ungewissheit über deren Entstehungsweise und Entstehungszeit noch besondere Unbestimmtheit in der Beiziehung sprachscheidender politischer Grenzen zur Folge. Da wir das Alter der uns vorliegenden Sprachgrenze in ihren einzelnen Teilen auch nicht auf Jahrhunderte hinaus bestimmen können, so haben wir zu deren Erklärung im Grundsatz politische Grenzen von den ältesten alemannischen Zeiten bis in die letzten Jahrhunderte herab in Betracht zu ziehen. Immerhin dürfen wir zur Hauptsache die heutigen Siedlungsverhältnisse zu Grunde legen. Die Lage vor der grossen Veränderung, welche Arnolds „Ausbau im Stammlande“ mit sich brachte, wird sich kaum irgendwo wiederspiegeln. Ich halte es aber für angezeigt, ausdrücklich

an diese Frage zu erinnern. Einige der kleinen Holzhauerorte des inneren Schwarzwalds mögen wol jünger sein als unsere Sprachgrenze.

In dem Grenzstück links des Rheins treten natürliche Grenzen wenig hervor. Die Grenzorte liegen zum Teil ganz unmittelbar und ohne irgend welchen erkennbaren Unterschied der natürlichen Bedingungen nebeneinander. So liegen Bettendorf und Henflingen auf 1 km nebeneinander im Illtal, in gleich geringer Entfernung Franken und Hundsbach am Talbach. In dem schmalen Streifen zwischen Hartwald und Rhein sind die Grenzorte Homburg und Klein-Landau ebenfalls nur 3 km voneinander entfernt. Schwache natürliche Grenzen lassen sich erkennen im Largtal mit den k-Orten Ober- und Nieder-Sept in dem breiteren und eingeschnitteneren Teil des Tals und den ch-Orten oben in den letzten Ausläufern der geteilten Täler. Deutlicher tritt hier ein politischer Unterschied hervor. Die letzten ch-Orte Pfetterhausen, Niederlarg, Bisel, Feldbach, Riespach bilden die Nordgrenze der Herrschaft Pfirt gegen die Herrschaften Belfort und Altkirch. Von den drei Herrschaften gehören Pfirt und Altkirch von den ältesten Zeiten zusammen, um die Wende des 13. Jahrhunderts ist Belfort dazu gekommen, 1324 sind alle zusammen an Oesterreich gefallen.[1]) Zuvor führte dort die Nordgrenze des Elsgaus vorbei. Zu diesem gehörte neben Pfetterhausen aber auch noch Sept (Schricker in Straßburger Studien II, 377). Geht die Verkehrs- und Sprachgrenze bis auf die Gaugrenze zurück, so hat sie sich nachher im Anschluss an die Herrschaftsgrenze verschoben. Das Alter der Sprachgrenze ist aus diesen politischen Verhältnissen nicht entnehmbar. Weiterhin bis zum Hartwald versagen natürliche wie Herrschaftsgrenzen. Der hügelige Waldstreifen zwischen Zässingen und Geispitzen einerseits, Obersteinbrunn und Dietweiler, Schlierbach andererseits hat kaum genügend geschieden. Politisch gehörten die Orte auf beiden Seiten der Sprach-

[1]) Dies und das folgende nach „Die alten Territorien des Elsass". Stat. Mitt. üb. Elsass-Lothr. 27.

grenze zur Herrschaft Altkirch, östlicher Ober-Landser, und zum Sundgau im engeren Sinn. Dass die Orte am Rhein die Grenze beträchtlich weiter nördlich zeigen als die nächsten westlicheren Orte, erklärt der scheidende Hartwald. Dass die Grenze aber gerade zwischen Homburg und Klein-Landau hindurchgeht, ist sehr auffallend. Zu der geringen Entfernung zwischen beiden Orten und dem Fehlen jeder natürlichen Grenze kommt hinzu, dass die Orte nicht nur zur selben Herrschaft gehörten, sondern auch Klein-Landau bis 1762 Filial von Homburg war (Liber marcarum vet. episc. Basil. ed. p. Trouillat, p. 97).

Zwischen Rhein und Feldberg[1]) stoßen die nördlichsten ch-Orte an den Tuniberg und den Mooswald. Die dazwischen offene Verbindung zwischen Waltershofen und Opfingen wird durch die Nordgrenze des baden-durlachischen gegen ritterschaftliches und vorderösterreichisches Land verriegelt. Diese politische Grenze neben der natürlichen trennt auch Rimsingen mit Filial Grezhausen, Munzingen, Merdingen, St. Georgen-Wendlingen von Mengen, Thiengen, Schallstadt, Wolfenweiler. Wie weit die politische Grenze zurückreicht, weiß ich nicht. Bestand hatte sie als solche bis 1805, als konfessionelle Grenze besteht sie heute noch. Feldkirch mit Filialen Hausen und Hartheim, ritterschaftlich und damit vereinzelt, steht unter dem Einfluss des östlich anstoßenden badischen Lands. Die Herrschaft Kirchhofen scheidet mit Ehrenstetten gegen das obere Tal der Möhlin, dessen Orte Bollschweil und Sölden in anderem Besitz waren, Beziehungen zu St. Ulrich hatten und über Wittnau mit dem Dreisamgebiet zusammenhängen. Die Grenze im Wald zwischen dem Quellgebiet von Dreisam einerseits und Neumagen, Wiese andererseits sehe ich in erster Linie als natürliche an. Zur Hauptsache trifft sie zugleich mit der politischen von St. Trudbert und Hauenstein zusammen.

Oestlich des Feldbergs geht die Sprachgrenze

---

[1]) Das Politische nach Alb. Krieger, topograph. Wörterbuch d. Gh. Baden und J. B. Kolb, hist.-stat.-top. Lexikon v. d. Gh. Baden 1813.

zwischen Löffingen und Bonndorf mit einer deutlich erkennbaren natürlichen und politischen Grenzscheide zusammen. Die Wutach, von ihrer Entstehung aus Gutach und Haslach an, scheidet bis zur Ecke bei Achdorf mit ihrem zum Teil völlig unzugänglichen Tal. Die Orte im Taleinschnitt und südlich desselben haben alle ch-, die nördlich alle k-, außer Mundelfingen. Politisch gehörten erstere zu St. Blasien, zur Hauptsache früher schon zur Grafschaft Bonndorf, letztere zu Fürstenberg. Die Wutach scheidet auch die großen Pfarreien Löffingen einerseits und Gündelwangen (nach Kolb früher zu dem beträchtlich südlicher gelegenen Bettmaringen), Ewattingen, Achdorf andererseits. Endlich trennt die ostwärts fließende Wutach von alters her den Albgau von der Baar. Von der ältesten Zeit bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts bestanden also hier politische Grenzen (s. auch Haag, S. 95, 97). Die Talorte des an der Wutachbeuge von Norden einmündenden Krottenbachs haben wie die Talorte der Wutach selbst ch-, die Grenze weicht nordwärts zurück bis zu den breiten waldigen Höhen, aus denen sich der Fürstenberg erhebt. Mit den Orten im Krottenbachtal, Eschach und Opferdingen ist auch Mundelfingen zusammenzunehmen. Sie bilden ursprünglich eine Pfarrei. Der ch-Laut in Mundelfingen wird weiter dadurch verständlich gemacht, dass der Ort auf zwei Seiten im Tal ch-Orte neben sich hat und auf der einen Seite durch die tiefeinschneidende Gauchach von den nächsten k-Orten getrennt ist. Gegen Hausen und Döggingen im Norden mag einstens der Wald einen stärkeren Riegel gebildet haben als heute. Bei all dem bleibt die Lage nördlich der Wutach dem k-Laut ausgesetzt und es ist nicht zu verwundern, wenn dieser, wie mir angegeben wird, heute dort eindringt.

Vom Krottenbach an durchschneidet die Sprachgrenze die Baar, nachher den Hegau. Die Gaugrenzen kommen also nicht mehr sprachscheidend in Betracht. Auch die späteren großen Herrschaften, zunächst Fürstenberg, gegen den Bodensee hin Nellenburg werden mehrfach durchschnitten. Wie zunächst das waldige Hügelland um den Fürstenberg

her scheidet, so scheiden jenseits der Aitrach in südöstlichem Zuge auf die Aach bei Singen zu die Bergkegel Hohenhewen, Hohenkrähen und die verbindenden Hügelzüge. Schon der Neuhewen würde scheiden, wenn nicht Stetten, dem benachbarten, bachabwärts liegenden Zimmerholz folgend, k-Laut hätte. Auffällt das Verhalten der Orte an der Aitrach. In einer Entfernung von je 2 bis 3 km folgen sich an der Aitrach von der Mündung in die Donau her aufwärts, Kirchen, Aulfingen und in einer Seitenschlucht Leipferdingen. Nach Kirchen heißt das Tal heute noch Kirchtal, Kirchen war nach Kolb früher für Aulfingen, Stetten und die nächsten Orte an der Donau der kirchliche Mutterort. Zwischen Aulfingen und Leipferdingen besteht kein Zusammenhang. Dennoch geht die Sprachgrenze zwischen Kirchen und Stetten einerseits und Aulfingen andererseits durch, Aulfingen von den übrigen Orten des Kirchspiels trennend und zu Leipferdingen hinüber teilend. Auch aus den Lehensverhältnissen weiß ich keine befriedigende Ursache für das sprachliche Verhalten zu schöpfen. Das nächste Grenzstück bis zum Hohenkrähen und der Aach, mit physikalischen Grenzen zusammentreffend, lässt sich auch mit den territorialen in Einklang bringen. Von den ch-Orten gehörte Wetterdingen zur Herrschaft Blumenfeld, Weiterdingen und Duchtlingen waren ritterschaftlich, auf der anderen Seite waren Welschingen und Ehingen fürstenbergisch, Mühlhausen und Hausen nellenburgisch, Schlatt ritterschaftlich. Singen mit ch-Formen war der Vorort einer eigenen vorderösterreichischen Herrschaft. Am Ausgang der Grenze, an der Einmündung in den Bodensee, machten sich noch einmal die natürlichen Verhältnisse allein geltend. Böhringen und Ueberlingen, beide zur Herrschaft Nellenburg gehörig und beide bis 1583 oder 1538 (beides bei Kolb) in bodmannischem, dann radolfzeller Besitz, sind durch die Sprachgrenze geschieden. Die Ursache bildet das dazwischen liegende Ried. Aber das ganze letzte Stück der Grenze wird wie oben gesagt recht jung sein.

Von den Sprachinseln hat Emmingen Nachbarorte

nur im Osten und Westen. Im Norden liegen Wälder und Schluchten, im Süden zieht das tiefeinschneidende Wasserburger Tal hin. Emmingen selbst gehörte zur fürstenbergischen Herrschaft Hohenhewen, der Nachbarort im Osten, Liptingen, zur vorderösterreichischen Herrschaft Nellenburg. Unter den gleichen politischen Herren wie Emmingen standen nur die westlichen Nachbarorte, Hattingen und Biesendorf. Gaben es die Verhältnisse, dass in jener Gegend durch Umgehung eine Insel entstand, so ist wol verständlich, wie gerade das auf drei Seiten durch Grenzen geschützte Emmingen übrig bleiben konnte.

Neuenburg am Rhein ist, wie schon gesagt, durch eine Brücke mit dem gegenüberliegenden, gleichsprachigen, elsässischen Ufer verbunden. Zeitweilige Reichsstadt, auch weiterhin Stadt von Bedeutung und anderer politischer Zugehörigkeit als das benachbarte Müllheim, konnte es wol sprachliche Selbständigkeit wahren.

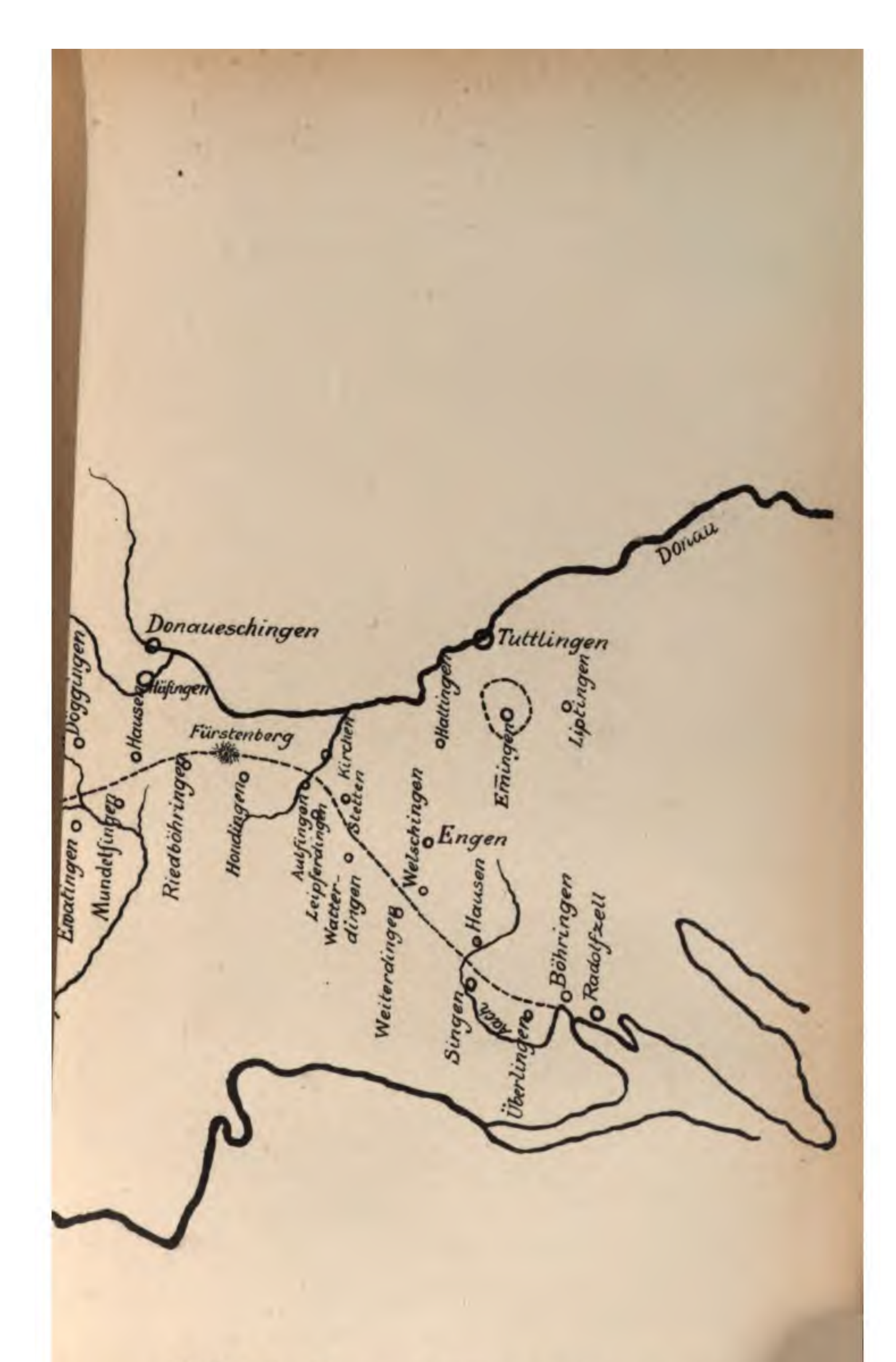
Die Sprachgruppe um Basel stützt sich auf diese Stadt.

Die Sprachform des Münstertals verdankt ihre Erhaltung dem abgelegenen Vogesentale.

Der Erklärungsversuch hat es nicht zu der wünschenswerten Bestimmtheit gebracht. Er hat die sprachscheidenden Ursachen nicht genau auf ihr Alter bestimmen können, er hat zum Teil verschiedene mögliche Ursachen nebeneinander nennen müssen, er wird in manchem noch zu ergänzen und zurechtzurücken sein. Und doch sind auch solche unvollkommene Versuche nicht zu umgehen. Nur auf Grund einer größeren Anzahl von Erklärungsversuchen können unsere heute noch zumeist auf allgemeinen Erwägungen beruhenden Anschauungen über Sprachgrenzen genügende Bestimmtheit und Begründung gewinnen.

Gegenüber der naiven Annahme, dass die Grenzen der Sprachformen der Regel nach und direkt auf solche der alten Volksstämme und deren Teile zurückgehen, war von der Mundartengeographie zunächst an bestimmten Beispielen zu zeigen, dass die große Mehrzahl heutiger Sprachgrenzen mit diesen Grenzen unvereinbar ist und viele von ihnen nach-

weisbar auf Verkehrsgrenzen aus den letzten Jahrhunderten zurückgehen. Damit ist aber für Sprachunterschiede, die über die letzten Jahrhunderte zurückgehen, ein älterer Verlauf der Grenze verschieden von dem heutigen gegeben. Beide sind grundsätzlich auseinander zu halten. Wir dürfen daher eine heutige Sprachgrenze nicht ohne weiteres der räumlichen Begrenzung der Heimat eines älteren Sprachdenkmals zu Grunde legen. Dies geschieht aber noch in weitem Masse. Andererseits müssen freilich auch die älteren Grenzlinien so gut wie die heutigen und die der letzten Jahrhunderte auf Verkehrsgrenzen ihrer Zeit zurückgehen. Soweit diese Grenzen nicht natürliche, sondern politische waren, spielten unter ihnen die Stammesgrenzen eine große, die Gaugrenzen eine nicht unbedeutende Rolle. Ebenso wie heutigen politischen Grenzen sind also auch den Stammes- und Gaugrenzen einst Sprachgrenzen gefolgt. Gehen somit die heutigen Sprachgrenzen nicht auf Stammes- und Gaugrenzen zurück, so doch immerhin ein Teil der vorauszusetzenden früheren. Der Nachweis eines solchen Zusammentreffens wird zwar auch dann, wenn die Arbeit der heutigen und der mittelalterlichen Mundartengeographie einmal beträchtlich weiter fortgeschritten ist, nur in seltenen Fällen zu erbringen sein, dasselbe ist aber immer in Rechnung zu nehmen. Für die landschaftliche Bestimmung alter Sprachdenkmäler kommen diese ältesten politischen Grenzen doch wieder in Betracht. Auch wird da, wo eine ältere politische Grenze fiel, die ihr etwa folgende Sprachgrenze oft genug an die nächste weiterbestehende politische Grenze gerückt sein. Letztere wird nun wol die Ursache der später geltenden Sprachgrenze, aber nur in abgeleiteter Weise. Für die k-ch-Grenze bin ich nur auf die Bestimmung und Erklärung der heutigen Grenze ausgegangen und dies war nach Lage der Dinge zunächst auch allein möglich. Dass die heutige Grenze nicht in allen Stücken den Verlauf der ursprünglichen Grenze darstellt, ist nach dem Alter des sprachlichen Unterschiedes von vornherein zu erwarten. Ob anlautes ch- aus germanischem k- selbst schon im Verlaufe der zwe



Beilage zu „Alemannia" Neue Folge Bd. 1. (28) Heft ½.

Lautverschiebung entstand, oder erst in gewissem Abstand von dieser, jedenfalls reicht anlautendes ch- ins 10. Jahrhundert und seine Vorstufe kch- in die Lautverschiebungszeit zurück. Die Verhältnisse der Grenzlinie und die Sprachinseln bestätigen die Annahme eines abweichenden Verlaufs der Grenze in älteren Zeiten. Wo sich im einzelnen sprachscheidende politische Grenzstücke anführen lassen, die über den Ausgang des Mittelalters zurückgehen, liegen zugleich jüngere politische oder natürliche Grenzen vor. Ich habe aber mit Absicht auch diese älteren Grenzen namhaft gemacht. Seit die Erkenntnis von dem verhältnismäßig jungen Alter der Mehrzahl der Sprachgrenzen durchgedrungen ist, hat man umgekehrt sorgfältig auf alle alten Spuren hinzuweisen.

Die Mundart von Schwenningen und Umgebung nach Karl Haag.

Von **Karl Bohnenberger**, Tübingen.

Die Mundart von Schwenningen a. N. und die benachbarten Baarmundarten hat Karl Haag in einem Programm der Reutlinger Realanstalt behandelt, derselben Anstalt als deren Programme früher Wagners Abhandlungen über die Reutlinger Mundart erschienen. Der Titel ist: Die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes (schwäbisch-alemannisches Grenzgebiet: Baarmundarten) mit Karte, Reutlingen 1898.

Es ist eine sehr fleißige, sachkundige und gut durchdachte Arbeit, sie fördert unsere Kenntnis mundartlicher Verhältnisse wie der damit zusammenhängenden Fragen in erheblichem Maße. In vier Teilen enthält sie: 1. eine Darstellung der Mundart von Schwenningen, 2. eine vergleichende Darstellung der Baarmundarten, 3. eine Darlegung der geographischen und historischen Beziehungen, 4. Sprachproben aus dem schwäbisch-alemannischen Grenzgebiet.

Die Mundart von Schwenningen ist alemannisch, nicht nur nach den vokalischen Kennzeichen des Alemannischen, sie nimmt auch im Konsonantismus und der Silbenbildung an den charakteristischen Eigentümlichkeiten des Alemannischen teil. Es ist von großem Interesse, dass sich in der Mundart von Schwenningen ein Vertreter der nördlichsten Teile des Alemannischen östlich des Schwarzwalds in den grundlegenden Fragen von Konsonantenlänge und Silbentrennung mit den Bezirken südlich des Rheins übereinstimmend

erweist. Um so dankenswerter ist, dass Haag nicht nur den Vokalismus sondern auch diese schwierigeren Fragen gründlich angefasst hat.

Ich stelle die Ergebnisse von Haags Arbeit zusammen und suche sie durch Vergleichung mit den Nachbarmundarten besonders Schaffhausen und Basel[1]) noch mehr zu beleuchten.

Gleich in den von Haag vorangestellten Fragen nach der Silbenbildung und Konsonantenquantität zeigt Schwenningen weitgehendes Zusammentreffen mit den schweizer Mundarten und starke Abweichungen von den nächsten schwäbischen Bezirken. Wie bei ersteren treten hinter dem Tonsilbenvokal eine Reihe von Konsonanten, ob für sich stehend oder in Verbindung mit anderen, als Längen auf und enthalten im Wortinlaut die Silbengrenze in sich, indem ihr erster Teil zur vorausgehenden, der zweite zur nachfolgenden Silbe gehört. Von den Geräuschlauten sind es 1. die Explosivae fortes des Ahd., ob für sich oder vor einem anderen Konsonanten oder nach einem nicht geteilten Konsonanten auftretend, 2. die stummen Spiranten des Ahd., die germanischen Explosivae fortes entsprechen (zz, ff, hh), wieder für sich stehend oder vor einem andern oder nach einem nicht geteilten Konsonanten, 3. die germanischen stummen Spiranten, wo sie geminirt oder vor Explosiva fortis auftreten. All diese Konsonanzen geben positione lange Silben. Kurzer Tonsilbenvokal bleibt vor ihnen ungedehnt. Kurz sind und im Wortinnern als Anlaut der folgenden Silbe werden gesprochen 1. Explosivae lenes, einfach oder mit anderen Konsonanten verbunden, 2. die germanischen stummen Spiranten, einfach und für sich allein stehend. Von den sonoren Konsonanten sind kurz und werden zur folgenden Silbe gezogen 1. r, auch wo es an Stelle von älterem rr steht, 2. Nasale und l vor langem Vokal. Als lange im Inlaut

[1]) Nach H. Stickelberger, Lautlehre der lebenden Mundart von Schaffhausen. Aarau 1881. Diss. und Paul-Braune, Beiträge 14, 381. — A. Heusler, Der alemannische Konsonantismus in der M.A. von Basel. Strassburg 1888.

auf beide Silben verteilte Laute werden Nasale und l, ob für sich allein oder in Verbindung mit einem andern nicht geteilten Konsonanten auftretend, nach kurzem starktonigem Vokal der heutigen Mundart gesprochen. Wo heute kurzer Vokal vorliegt und somit die Dehnung von folgendem Nasal oder l eintrat, und wo vielmehr langer Vokal mit kurzer Konsonanz gesprochen wird, ist beim Vokalismus zu bestimmen. Historisch angesehen ist die Länge der „doppelten" Spiranten des Ahd. erhalten und zwar nicht nur vor kurzem sondern auch vor langem Vokal, und es ist mehrfach alter kurzer Konsonant gedehnt, beides im Grundsatz übereinstimmend mit den schweizer Mundarten und gegen das heutige Schwäbische, das keine langen Konsonanten kennt. Von der Dehnung betroffen sind die Explosivae fortes, die germanischen Spiranten vor Explosiven, die Nasale und l in bestimmten Fällen. Die Dehnung der Explosivae fortes erklärt sich aus der Wechselbeziehung von Intensität und Länge im alemannischen Konsonantismus. Die Dehnung der sonoren Laute, Nasale und l, hängt mit Wintelers Silbengesetz zusammen, sie zeigt aber starke Abweichungen auf Grund von Systemzwang. Sollen nach Wintelers Gesetz in seiner weiteren von Heusler gegebenen Fassung nach kurzem starktonigem Vokal tautosyllabische sonore Konsonanten gedehnt werden, so erklärt sich damit die Dehnung von Nasalen und l, die Schwenningen im Wortauslaut und vor anderweitigen Konsonanten aufweist, die Dehnung von einzelnen sonoren Konsonanten im Inlaut muss aus dem Auslaut übertragen sein. Umgekehrt ist auch im Auslaut oder vor folgenden anderweitigen Konsonanten nicht überall die Dehnung von Nasal und l durchgeführt, sondern mehrfach dafür der Vokal gedehnt. Hier muss also die von Heusler aufgestellte Verschiebung von Vokalkürze mit Konsonantenlänge zu Vokallänge mit Konsonantenkürze vorliegen, oder es muss die Inlautform, in welcher der Vokal im Silbenauslaut stand und in Schwenningen gedehnt werden konnte, in den Wortauslaut übertragen sein. Die Dehnung der germanischen Spiranten vor Konsonanten ist auf-

fallend, doch erkennt auch Stickelberger für Schaffhausen (Beiträge 14, 447), x-xt, x-xs nach kurzem Vokal an. Soll nach Wintelers Gesetz auch tautosyllabische Spirans nach kurzem Tonvokal gedehnt werden, so müsste dies auch die wortauslautenden Spiranten treffen, bez. wäre Verdrängung der auslautenden Form durch die inlautende anzunehmen.

Ich habe mit Absicht von Dehnung der Spiranten und sonoren Konsonanten gesprochen, die Anwendung der Bezeichnung Fortis auf diese Laute scheint mir wenig glücklich. Wohl gehen die von den Schweizern als Fortes bezeichneten Spiranten und Konsonanten in ihren Wirkungen zum grossen Teile mit den Fortes explosivae zusammen, aber ich glaube die Klärung der schwierigen Fragen nach Konsonantenquantität, Konsonantenintensität und Silbengrenze wird durch die Anwendung des schillernden Ausdrucks Fortis nur aufgehalten. Bei den Dauerlauten scheint mir immer der Quantitätsunterschied die Hauptsache zu sein, nicht der des Drucks. Auch bei den Explosivlauten kann sich mit dem Druckunterschied ein solcher der Quantität verbinden. Will man eine gemeinschaftliche Beziehung für das Verhalten von Spiranten und Explosivlauten, so ist es in letzterem Falle die der Quantität. Von geringerer Bedeutung scheint mir die Frage zu sein, ob man die auf Silbenschluss und Silbenanfang verteilten langen Konsonanten als Geminaten zu bezeichnen hat. Missverständnisse und Unklarheiten sind hier weniger zu befürchten. Immerhin scheint mir bedenklich, wenn Stickelberger aufstellt (S. 13), Fortis zwischen Vokalen sei stets Geminata, Fortis im Auslaut könne unmöglich als Geminata gesprochen werden. Hier hat H. wieder scharf beobachtet. Er stellt lange Explosivlaute für Schwenningen im Auslaut ebensogut wie im Inlaut fest und bemerkt, dass damit thatsächlich eine weitere Silbe entsteht: rōt-t (S. 29). Ursprünglich wird freilich die Dehnung nur dem Inlaut zukommen.

Da bei den Verschlusslauten zu Lenis und Fortis noch aspirirte Fortis hinzukommt, so kennt Schwenningen wie eine Reihe der schweizer Mundarten dreierlei Verschluss-

laute gegen zwei, Lenes und aspirirte Fortes, des Schwäbischen. Aspirirte Fortis gilt in Schwenningen außer in Fremdwörtern für germanisch anlautend k vor Vokal wie in Basel und wie im Schwäbischen. Im SW. der Karte jenseits der Donau folgt x-, daher dieses in Schaffhausen. Dagegen geht Schwenningen nach H. mit Schaffhausen gegen Basel in Bewahrung der unaspirirten Fortis t im Anlaut = ahd. t, germ. d, in der Verwendung von t statt d für die Mehrzahl der anlautenden germanischen th und in der Bildung von k- und p- aus ge- und be- bei Vokalausstoßung, zugleich in allen drei Punkten sowie in der auch für Basel geltenden Verwendung von t- für den abgeschliffenen Artikel sich vom Schwäbischen unterscheidend. Die von H. aufgeführten Belege für Erhaltung von anlautendem d aus germanischem th stimmen zum grossen Teil mit den von Stickelberger gegebenen.

In der quantitativen Behandlung der Vokale hat Schwenningen mit Schaffhausen mehr gemeinschaftlich als mit Basel. Schwenningen kennt offene kurze Silben im Wortinlaut. Zu den zwei Hauptfragen der Dehnung offener Silben und der Dehnung im Wortauslaut stellt sich Schwenningen so, dass im Auslaut vor einfacher Explosiva lenis und vor einfachem kurzem Dauerlaut im Grundsatz gedehnt wird, der Vokal offener inlautender Silben vor Explosiva lenis, vor kurzer Spirans und vor einfachem Nasal kurz bleibt, während Basel hier grundsätzlich dehnt. Die Stellung vor einfacher Liquida im Inlaut und vor Nasal oder Liquida mit Konsonant im Inlaut und Auslaut hat ihr besonderes Verhalten. Im letzteren Fall geht heute die Inlautstellung meist mit der Auslautstellung zusammen, dafür ergeben sich aber auch nur in wenigen Fällen durchgreifende Regeln. Wie in anderen alemannischen Mundarten haben Verschiebungen zwischen Vokalkürze vor Nasal- bez. Liquidalänge und Vokallänge vor Nasal- bez. Liquidakürze stattgefunden. Dabei sind von den einzelnen Vokalen wie in Schaffhausen die offenen der Dehnung mehr zugänglich als die geschlossenen, wie dann umgekehrt anderwärts

(Basel, Toggenburg, Schaffhausen) unter den Längen gerade letztere am meisten der Kürzung unterliegen. Vor einfacher Liquida und vor h im Inlaut werden e, ę, a, o gedehnt. Von den Konsonantengruppen mit Liquida an erster Stelle hat ehemaliges rr stets langen Vokal vor sich unter Kürzung von rr zu r, vor r und sonstigen Konsonanten wird nur ę, a, o gedehnt (ähnlich Schaffhausen ę, a, o̧, ö̧, Basel aber alle Vokale!). Unter den Gruppen von n mit Konsonant hat nicht nur n mit Spirans regelmäßige Vokaldehnung vor sich, sondern meist auch nk, mpf, während sonst überall Kürze vorherrscht. Bei folgendem nd zeigen sich Spuren von Dehnung im alten Auslaut gegen Erhaltung der Kürze im ehemaligen Inlaut. Vor ml, mr aus -mer, -mel wird so gut wie in Basel und im Schwäbischen kurzer Vokal bewahrt sein, wahrscheinlich unter Dehnung des Nasals.

Alte Längen sind nicht selten gekürzt, aber ohne dass sich eine Regel erkennen lässt. In einfachen Wörtern ist die Vokalkürzung meist verbunden mit Konsonantendehnung, im Auslaut des ersten Teils von zusammengesetzten Wörtern herrscht sie auch ohne diese.

Das Kapitel Vokalqualität zeigt in mehreren Stücken Uebergang zum Schwäbischen. Die Entrundung von ü und ö reicht noch beträchtlich über Schwenningen nach Süden, die Karte giebt lüt nur in einem Ort: Mühlhausen jenseits Engen. Dagegen bleibt die Diphthongirung von ī und ū zwischen Rottweil und Schwenningen stecken, ebenso die von ō, œ, ē. Für beide Grenzen hat schon Fischer Linien gegeben und ich habe die erstere in den Württ. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte N. F. 6, 176 ff. behandelt. Fischers bez. meine Ansetzung der Grenzlinien zwischen Deisslingen und Dauchingen wird durch H.'s Karte bestätigt. Am Westrand reicht in die Karte noch auf einige Orte (Bonndorf, Herzogenweiler, Schenkenzell) ai statt o̧a aus ahd ai herein, Schwenningen ist noch durch mehrere Orte von der Grenzlinie getrennt. Für ęa als Umlaut von oa hat H. 5 Plurale und die Deminutive als Belege, nach

meinen anderweitigen Beobachtungen kommen auch die Komparative dazu. Für mhd. ë gilt wie im Schwäbischen in Dehnungsstellung ẹa, die Länge ẹ̄ tritt westlich von Schwenningen auf. Vor Nasalen zeigt Schwenningen Uebergangsstufen. Die schwäbischen geschlossenen e- und o-Laute reichen nicht her, was an e- und o-Lauten nasalirt auftritt, ist offen, dagegen ist der Uebergang von i zu e vor Nasal in ẹa aus ie noch vertreten. Mhd. e vor Nasal erscheint regelmäßig als ẹ̃, mhd. o als ộ und als ú, mhd. ö als ĩ.

Im Tiefton werden die vorderen Vokale und Diphthonge zu e bez. i, die hinteren zu e. Als vordere Vokale gelten i, ö, ü, während e zu den hinteren rechnet. Als Vertreter der vorderen Vokale erscheint i in geschlossener Silbe und vor dem Hochton.

Aus H.s Bemerkungen über den Akzent hebe ich hervor, dass in Schwenningen die unechten Diphthonge stets zweigipflig sind, und dass sich der musikalische Akzent sehr bemerklich macht, besonders am Satzende. Eine Einwirkung des abfallenden auslautenden e auf den Akzent der vorhergehenden Tonsilbe hat H. nicht beobachtet.

Die im zweiten Teil gegebene vergleichende Darstellung der Baarmundarten beruht auf sehr mühsamen Aufnahmen, sie enthält eine Menge sehr lehrreicher Beobachtungen und Darlegungen, zum großen Teil illustrirt durch eine Karte. Die Karte stellt einen eigenartigen Versuch einer Sprachkarte dar. Des Verfassers künstlerisches Auge hat da mitgewirkt und das Ganze ist sehr fein ausgedacht. Die Grenzlinien um die Orte her sind entsprechend der Zahl der abweichenden Nachbarorte gebrochen. Die Breite der Grenzlinien ist der Zahl der ihnen folgenden Wörter entsprechend gewählt. So erhalten wir neben dünnen Linien sehr dicke, die viel Raum brauchen. Dass alle 78 Sprachlinien samt 6 Linien politischer Grenzen auf einem und demselben Blatt gegeben sind, wird aus Gründen der Sparsamkeit geschehen sein. Dass die Uebersichtlichkeit auch bei einem Maßstabe von etwa 1 : 150000 darunter stark leidet, ist selbstverständlich. Ein großer Vorzug ist, dass

die Ortsnamen voll gegeben sind und die Ortspunkte beigesetzt. Dagegen sollten die Städte bedeutend mehr hervortreten. Fett- und großgedruckte Städtenamen geben dem suchenden Auge den ersten Anhaltspunkt. Dem gleichen Zwecke dienen stark eingetragene Flussläufe, die so zu halten sind, dass sie neben den Sprachlinien noch ganz gehörig zur Geltung kommen. Der Versuch, auch Berg und Tal anzudeuten, ist, wie der Verfasser selbst bemerkt, nicht gelungen. Ich glaube man wird künftig auf Sprachkarten, diejenigen kleinster Ausdehnung ausgenommen, am besten ganz auf Einzeichnung von Berg und Tal verzichten und hiefür auf die jedermann zugänglichen Reichs-Karten 1 : 100 000 verweisen. Die Farben sind bei den Sprachlinien gut gewählt, aber ein Grundmangel ist, dass aus der Karte nicht zu ersehen ist, auf welcher Seite der Linie die eine und die andere der unterschiedenen Formen liegt. Diesem Uebel haben schon K.'s Vorgänger abgeholfen durch Beisetzung eines begleitenden schwarzen Strichs. Die schwarzen Linien der politischen Grenzen verschwinden unter den farbigen Sprachlinien völlig. Es scheint mir empfehlenswert, die politischen Verhältnisse an den Ortsnamen oder wol noch besser an den Ortspunkten anzubringen. Verschiedenfarbige Ortspunkte treten deutlich heraus. Es ist dringend zu wünschen, dass künftige Sprachkarten sich die Erfahrungen ihrer Vorläufer zu Nutze machen und dass man sich bald auf ein möglichst durchsichtiges und möglichst wenig augenschädigendes Verfahren einigt.

Den Ausführungen des zweiten Teils und den Angaben der Karte gehen als vierter Teil Textproben zur Seite. Sie sind aus 32 Orten genommen von Rottweil bis über Engen hinaus und vom Heuberg bis Kappel bei Neustadt. Es sind Orte darunter mit einfachem t und mit kurzer Spirans aus germanischer Explosiva fortis. Anhaltspunkte für das Aufsuchen der betreffenden Grenzlinien sind also gegeben.

Allgemeine und grundsätzliche Erörterungen, wie sie sich an genau bestimmte Sprachgrenzen anschließen, gibt H. in seinem dritten Teile. Ueber die Unterscheidung

von Lautwandel und Wortverdrängung, wie über die Ausdehnung des Lautwandels trägt er recht gesunde Anschauungen vor. Man darf sich freuen, diese durch eine so sorgfältige Arbeit gefestigt zu sehen. Im einzelnen stimme ich ihm ausdrücklich in der Annahme bei, dass auch die Wortverdrängung zu gewisser Regelmäßigkeit führen kann. Wenig Bedeutung lege ich dem Versuch bei, „aktuellen“ und älteren Lautwandel grundsätzlich zu scheiden. Ersterer sei ungestört, letzterer gestört. Im Grunde scheidet eben der Gesichtspunkt gestört-ungestört und nicht das zeitliche Verhalten. Unter den sprachscheidenden Verkehrshindernissen wiegen in der Schwenninger Gegend die historischen Grenzen sehr vor gegen die natürlichen. H. betont dies auch sehr bestimmt, wie mir scheint etwas einseitig. Das Gelände bietet schon gar nicht so viel Anlass zu natürlichen Grenzen als man auf den ersten Blick annehmen könnte. Vom Schwarzwald rückt nur der verhältnismäßig flache und wenig durchschnittene Ostrand in die Karte herein. Die Alb ist wol mit beträchtlichen Steilabfällen und dem hohen und stark abgeschnittenen Heuberg vertreten, aber die wenigen Orte des Heubergs unterliegen der Beeinflussung von beiden Seiten, weil sie kein Hinterland haben, an das sie sich anlehnen könnten. Von tiefeinschneidenden Flusstälern wirken, wie H. selbst sieht, das Wutachtal und das Beeratal sprachscheidend. Neckar und Donau werden, wo sie tiefer einschneiden, von den Sprachwellen quer getroffen und sind deshalb nicht geeignet diese aufzuhalten. Hat man sich auf diese Dinge etwas eingelesen, so findet man doch noch mehr natürlich bedingte Sprachgrenzen heraus, als H. zugeben will. Ich halte es nicht für überflüssig, auch hier ausdrücklich zu betonen, dass neben Berg und Tal auch Wald und Ried in Betracht zu ziehen sind. Auch anderwärts treten die natürlichen Grenzen nicht in großen Zügen hervor, man muss sie von Ort zu Ort heraussuchen. Aber im ganzen genommen erweisen sich in der Schwenninger Umgebung die geschichtlichen Grenzen als die stärkeren. Ein besonders

auffallendes Beispiel ist Aixheim, das durch ein ganzes Bündel von Sprachgrenzen von seinem natürlichen Nachbarort Aldingen getrennt und auf Seiten der Neckarorte jenseits eines hügligen Waldlands (Aichhofwald) gewiesen ist.

Ueber das *Alter* der sprachscheidenden politischen Grenzen um Schwenningen kommt H. zu dem *Ergebnis*, dass *sie alle im Laufe der letzten 300 Jahre noch in Geltung waren, dass keine früher erloschene politische Grenze heute noch als Sprachgrenze nachwirkt*. Es wird nicht überflüssig sein, wenn ich ausdrücklich hervorhebe, dass damit *nicht gesagt ist*, die *heutigen Sprachgrenzen* um Schwenningen her *stammen alle aus den letzten 300 Jahren*, sondern nur, alle älteren Sprachgrenzen seien verschoben worden, wenn sie innerhalb des bezeichneten Zeitraums mit den politischen Grenzen in Widerspruch gerieten. Ich habe das Ergebnis H.'s nicht im einzelnen nachprüfen können, dasselbe stimmt aber ganz wol zu unseren heutigen Anschauungen. Doch hat man bei Aufstellung allgemeiner Sätze über das Alter von Sprachgrenzen wie bei Erklärung des einzelnen Falls immer noch *sehr vorsichtig abzuwägen*. Verallgemeinerung des hier gewonnenen Ergebnisses, Einzwängung eines beliebigen, einzelnen Falls in eine auf die Schwenninger Verhältnisse gegründete Regel wäre nicht berechtigt. Abgehende politische Grenzen werden sich länger als Sprachgrenzen halten, wenn sie zu den natürlichen Grenzen passen, als wenn sie diesen widerstreben. Aber auch ohne Einwirken der natürlichen Grenzen ist die sprachscheidende bez. spracheinigende Wirkung der verschiedenen einander ablösenden politischen Grenzen verschieden, die eine wirkt daher auch länger nach und widersteht einer jüngeren Linie länger als die andere. Auch werden abgehende politische Grenzen länger als Sprachgrenzen bestehen bleiben, wenn ein Bündel sprachlicher Unterschiede, als wenn nur ein einzelner wenig bemerklicher Unterschied mit ihnen zusammentrifft.

Die heutige württembergisch-badische Grenze wirkt im
n sehr stark sprachscheidend bezw. sprachaus-

gleichend, stärker als die Grenzen kleiner Territorien der letzten Jahrhunderte. Wenn Neuhausen ob Eck gegen seine geographische Lage und gegen mittelalterliche Grenzen heute mit Tuttlingen geht, so ist fraglich, ob auch die Grenzen der letzten Jahrhunderte in gleich kurzer Zeit in demselben Maße sprachverschiebend wirkten. Dass die tiefsten sprachlichen Einschnitte denjenigen unter den während der letzten drei Jahrhunderte bestehenden Grenzen folgen, welche die ältesten und heute rund 1000 Jahre alt sind, hebt H. selbst hervor. Wo eine Sprachgrenze in längerer Ausdehnung mit einer seit Alters bestehenden politischen Grenze geht, ist es immer von Interesse, die daneben auftretenden Abweichungen nach Lage und Ausdehnung zu untersuchen. Mannigfach lässt sich eine Abweichung erklären, ihr Alter bestimmen, und damit die Sprachgrenze für ältere Zeit auf die sonst eingehaltenen älteren politischen Grenzen zurückbringen.

Ebenso ist in all den Fällen, wo die Grenze eines sprachlichen Unterschieds mit einer politischen Grenze geht, die jünger ist als jener, diese Tatsache ausdrücklich hervorzuheben und nach einer erloschenen älteren politischen Grenze zu suchen, an die sich die sprachliche ehemals angeschlossen haben mochte. Oft genug wird der Versuch vergeblich sein, ein andermal kommt man aber doch auch zu einem recht wahrscheinlichen Ergebnis. Dabei darf man freilich nicht verkennen, dass Sprachunterschiede höheren Alters im Laufe der Jahrhunderte ihre Grenze zum Teil nachweisbar ganz gewaltig verschoben haben und dass sich eine zum Stillstande gekommene Neuerung zu den verschiedensten Zeiten aufs neue ausbreiten kann, dass also möglicherweise ein seinem Ursprunge nach beträchtlich älterer Sprachunterschied erst in jüngerer Zeit in die fragliche Gegend eingerückt ist. In das auf der Karte behandelte Gebiet fallen sehr wenig Sprachunterschiede höheren Alters, für die allerwenigsten ist die Entstehungszeit bis heute auch nur annähernd bestimmt. Genauere Untersuchungen haben also hier nur sehr wenig Aussicht auf Erfolg. Eine der ältesten in die Karte eingetragenen Grenzen, die von anlautendem k gegen ch habe ich oben behandelt.

Was ist der Schatz?

Umfrage an die Freunde des deutschen Volkslieds.

Von **Robert Petsch.**

Dem Kenner deutscher Volkspoesie ist es nicht fremd, dass der Volkswitz, wie er sich in Lied und Spruch, Reim und Rätsel offenbart, mit Vorliebe die verschiedenen Stände zur Zielscheibe seines Spotts nimmt. Der Schmied lacht über den Schneider, der Maurer über den Schuster, der reiche Bauer über den Bettler, der „hinterm Städele" seine Bettelhochzeit hält,

„pfeift ihm Mäusle,
tanzt ein Läusle,
's Igele schlägt den Trommen,[1])

der lustige Handwerksbursch über die hochnäsigen Landbewohner, diese wieder über den Städter, soweit sie ihn nicht beneiden —

„d' Stadtleut han's gut,
brauche kein Mist ze führen,
brauche kein Wagen z'schmieren,
d' Stadtleut han's freilich gut,
d' Stadtleut han's gut." —

und sie alle zusammen, die Großen und Kleinen im „Volke" lachen von Herzen über den „Studirten", und ihr Witz ist oft beißend und nicht ganz frei von Haß. Freilich geht die philosophische Fakultät meist frei aus, an so gelehrte Herren denkt der Bauer kaum. Dafür kann er ja seinen Dorfschulmeister nach Herzenslust hänseln, und so schlüpfen wol

[1]) Andere Fassungen dieses Verschens aus möglichst vielen Gegenden Deutschlands, besonders aus Schwaben, sind hochwillkommen.

auch die Juristen durch zum Schaden des Amtmanns und der niederen Beamten, wie man denn auf einer tirolischen Hausinschrift liest:

„Dies Haus baut' ich nach meinem Sinn,
Da kommt der Tod und rafft mich hin.
Wenn der Tod so schmutzig wär'
Wie mancher Beamte,
So säh' er nicht so mager her,
Und hätt' eine größere Wampe."

Dafür werden Pfarrer und „Doktor" mit ihren Gehilfen, dem Küster und dem Apotheker, um so stärker mitgenommen und mit unbarmherziger Freude verhöhnt. Wenn sich aber so die verschiedenen Stände zum besten haben, ist die Satire doch immer auf einen Angriffspunkt beschränkt. Mehrere Stände in parallelen Strophen zu behandeln ist schon schwieriger, weil darin der eigene mit vorkommen könnte, und zur Selbstbespöttelung hat der „gemeine" Mann in der Regel so wenig Lust, als der „gebildete". Neigt doch selbst der Bettler zur Verherrlichung seines Standes:

„Mir Betteleut sind lustge Leut,
Der Sorge sind mer quitt.
's bricht uns auch ken Kuh a Horn,
's macht uns auch ken Katz ins Korn,
Juchhe, uns is so leicht."

Da muss also ein Unparteiischer auftreten, um die Stände an sich vorüberziehen zu lassen und das weibliche Geschlecht mit dem ihm eigenen Hange zur Satire übernimmt nur zu gern diese Rolle. Nun sind freilich die „Frauensleute" verschieden; den einen sagt man nach, sie hätten den „Reinmacheteufel" im Leibe, von den anderen heißt es:

„Steh ich in finstrer Mitternacht
Vor meinem Bett, 's ist nit gemacht,
Dann denk ich so in meinem Sinn,
Was die Weibsleut doch Faulenzer sinn!"

Einige mögen nicht heiraten — das heißt bis der rechte kommt —, andere sprechen ihre Heiratslust offen aus, und auch bei diesen ist der Geschmack sehr verschieden. Das

äußert sich schon in Bezug auf die Gestalt des Geliebten; im Vogtlande singen sich zwei Mädel zu:

„Mei Schatz is rosenrot,
Ich lieb' n bis in Tod;"
„Mei Schatz ist schwarzbraun schwarz,
Er is und bleibt mei Schatz."

Ebenso weichen nun auch die Ansichten über die würdigste Beschäftigung und Lebensstellung des Auserkorenen von einander ab. Schon im sechzehnten Jahrhundert scheint man in Baiern gesungen zu haben:

„Mei Schatz is a Schreiner,
A Brettlesbatschér,
A rechter Flankirer,
A Schuldenmachér!"

Man sieht, die junge Dirne stellt keine hohen Ansprüche. Allgemein bekannt ist wol:

„Mei Schatz is a Reiter,
A Reiter muss's sein,
Dös Pferd gehört dem König,
Der Reiter is mein."

Diese Teilung muss dem Volke so gut gefallen haben, dass man sie auch auf das etymologische Gebiet übertrug, und so heißt es im Vogtland:

„Mei Schatz is a Schandarm,
Und a Schandarm muss's sein,
Die Schand is'n König,
Und der Darm der is mein."

Der Soldat erfreut sich überhaupt großer Beliebtheit und ein lustiges „Schamperliedl" singt:

„Madel, möchste ka Schukelade,
Madel, möchste kan Kaffee,
Madel, möchste kan Soldaten
Von der lustigen Armee?" —

„Ich mag ka Schukelade,
Ich mag kan Kaffee,
Ich will an Soldaten
Von der lustigen Armee!"

Hier sind schon zwei Strophen mit parallel gebauten Gliedern vereint, im übrigen aber singen die Dorfschönen ihren geliebten Jäger, Fuhrmann u. s. f. nur in Einzelstrophen an, die bald mehr, bald weniger originell sind. Je höher der Stand, um so geringere Ansprüche macht man sonst an den Erwählten:

„Mei Schatz is a Goeger (Jäger).
A Forschtpraktikant,
Er liebt de schön'n Madle.
Is überall bekannt."

Wie so oft in der Volkspoesie, sucht man auch hier, besonders wenn die eigene dichterische Produktionskraft nicht sehr groß ist, nach bewährtem Muster zu „dichten" und mehrere solche Verse über einen Leisten zu schlagen. So ein bewährter Leisten ist jene Strophenform, die wir schon kennen lernten, und die in der zweiten Zeile lautet: „Ein N. N. muss es sein:" sie hat den Vorzug des leichten Reimens, z. B.:

„Mei Schatz is a Schreiber.
A Schreiber muss's sei,
Er schreibt mir alle Tage.
Sei Herzel wär mei."

Gelegentlich kommen auch Konflikte zwischen dem Wunsche des Herzens und dem Laufe des Schicksals vor:

„Ich hab immer denkt,
Ich krieg a Student,
Jetzt hat mi der Teifl
A Schneider anghängt."

Gewiss hat der gelehrte Jüngling vergessen, seine Liebe einzugestehen, etwa wie jener vogtländische Zimmermann:

„Madel, [illegible],
Bin a Zimmermann,
Will dir a Hause mach
Und a Scheuer dran.

W[illegible] dir a W[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Immer sind es kurze, höchstens zweistrophige Gebilde, die uns entgegentreten, und nur jene schablonenhaften Verse mit dem Reime: „muss es sein“, werden zu längeren, oft monotonen Reihen vereint. Süße Liebe schwelgt zwar in Tönen, aber sie macht wenig Worte. Ganz anders nimmt sich die negative Seite aus. Sehen wir, wie die Bauernmädel auch Körbe austeilen können, nur weil ihnen der Stand, das Gewerbe des Anbeters nicht gefällt. Zunächst treten Eltern, Freundinnen, wohl auch der Nebenbuhler des anderen mit ihren Warnungen auf; wenn oben der Zimmermann seine originelle Werbung vorgebracht hat, so mahnt die Mutter:

„Madel, Madel, nimm d'r an Mann,
Nimm d'r nur kan Zimmermann,
Der dich rupft, der dich zupft,
Der mit dir ins Bett nei hupft.“

Und der Zurückgesetzte sucht wol vergeblich diese Bedenken zu verscheuchen:

„Madel, wenn de freie wisst,
Nimm d'r nur ka Schneider,
Nimm d'r lieber an Zimmermann,
Der d'r a Häusel baue kann.“

Auch erzählt sie uns selbst von den häuslichen Vermahnungen:

„Meine Mutter hat gesagt,
Sauer is nich sieße,
Nimm dir keenen Bäckerjungen,
Der hat krumme Fieße,
Nimm dir eenen aus d'r Stadt,
Der 'ne schlanke Taille hat.“

So in Berlin, der leichtlebigen Großstadt! Der Sachse indessen denkt praktischer: „Der fünfdausend Dahler hat.“

Hier ist es nun natürlich sehr leicht denkbar, dass ein Mädchen mehrere Stände betrachtet und bei jedem das ihm eigene Angenehme und Unangenehme bedenkt, um dann — je nach Geschmack — entweder doch einen der Verworfenen zu Gnaden anzunehmen, oder sich mit einem kräftigen Bauernburschen zu bescheiden, oder — sitzen zu bleiben, wobei dann freilich die stille Hoffnung im Hintergrunde schlummert,

dass schließlich doch noch der Rechte kommen werde, wie jener Backfisch in den „Fliegenden Blättern" schwärmte: „Wenn ich einmal heirate, dann muß es ein Leutnant sein, oder ein Assessor, oder ein Kaufmann — oder sonst irgend einer."

Lieder dieser Art sind in mehrfacher Hinsicht interessant. Jede Strophe ist mit der folgenden fest verzahnt. Sie schließt immer mit der Anführung eines neuen Geliebten, der dann im Anfange der nächsten wieder verworfen wird. Dadurch werden aber in der ersten Strophe die beiden Eingangszeilen frei und ihre bald mehr, bald weniger humoristische Ausfüllung zeugt von der Geschicklichheit des betreffenden Stamms. Ferner hat die Art der Auffassung jedes Stands natürlich ihr kulturgeschichtliches Interesse. Meist ist es Mühe und Arbeit, wie sie eben jedem Stande auf Erden eigen sind, die das Mädchen scheut und um deren willen sie der sonst annehmbaren „Partie" entsagt. Ehe ich einige der originellsten hergehörigen Texte mitteile, bemerke ich noch, dass diese Art von Volksliedern vor allem in Mitteldeutschland verbreitet zu sein scheint.

Einen prächtigen Anfang hat das erzgebirgische Lied:

„Das Dorf ist lang, der Dreck ist tief,
Die Bauern gehn auf Stelzen,
Und wenn sie keine Stiefeln haben,
Pantoffeln haben sie selten."

Damit ist gleich auf die Bauern angespielt, und nun geht das eigentliche Strophenwechseln an:

„Ich hab' gehört, die Bauersweiber
Haben Tag und Nacht keine Ruh;
Viel lieber will ich mir einen Schuster nehmen,
Der macht mir neue Schuh.

Ich hab' gehört, die Schustersweiber
Müssen Absätz machen;
Viel lieber will ich mir einen Schneider nehmen,
Der macht mir neue Sachen.

Ich hab' gehört, die Schneidersweiber
Müssen so lange sitzen;

Viel lieber will ich mir einen Kaufmann nehmen,
Dann hab ich Band und Spitzen.

Ich hab' gehört, die Kaufmannsweiber
Müssen viel verborgen;
Viel lieber will ich mir einen Bergmann nehmen,
Dann leb' ich ohne Sorgen.

Ich hab' gehört, die Bergmannsweiber
Kriegen viele Kinder;
Viel lieber will ich mir einen Fleischer nehmen,
Dann hab' ich Schaf und Rinder.

Ich hab' gehört, die Fleischerweiber
Kriegen schmutz'ge Taschen;
Viel lieber will ich eine Jungfer bleiben,
Dann kann ich Zucker naschen."

Ein anderes vogtländisches Stück fängt damit an, dass es uns den Fuhrmann vorführt, wie er langsam einfährt:

„Do drüben kümmt a Fuhrma rei,
Fuhrma halt still, halt still,
Wer werd der Fuhrma sei,
Der mich hab'n will?"

Kan' Fuhrma mog i net,
Fährt zu weit aus,
Ich möcht' an Schneider hab'n,
Bleibt in mei' Haus."

Doch auch dieser findet keine Gnade, denn er „schneidet zu viel zu", ohne dass wir doch darin etwas so Verwerfliches sehen könnten; stichhaltig sind auch kaum die Gründe, warum der Schuster abgelehnt wird, der „schwarze Händ'" habe, oder der Weber, der „nach Schlichtbrei rieche", oder der Kaufmann, der „zuviel auswäge". Das klingt mehr nach schlechten Ausreden und so lehrt uns der Schluss:

„Ich möcht an'n Bauerschbub'n
Mit an'n schön'n Haus"

wiederum, dass im Vogtlande die praktischen Rücksichten überwiegen.

In einem nassauischen Liede ist der Anfang dramatisch

gestaltet. Eine andere Person macht einen Vorschlag und entfesselt dadurch den Redestrom der Heiratsfähigen:

„Mädchen, willst du freien,
So schicke dich dazu,
So nimm dir einen Schuster,
Der macht dir enge Schuh."

„Doch die Schusterweiber müssen Leder schneiden,
Haben keinen Willen,
Lieber will ich einen Amtmann nehmen,
Hab' ich Kleider die Fülle."

Natürlich weist sie auch diesen ab, denn „die Amtmannsweiber müssen Butter waschen", desgleichen den Soldaten, um nicht Stiefel wichsen, und den Fuhrmann, um nicht Räder schmieren zu müssen. Am Bäcker missfällt ihr das Butterschmelzen, am Wirte das Bierauffüllen und das Ende vom Liede ist:

„Lieber will ich ein Mädchen bleiben,
Hab' ich meinen eignen Willen."

Ein anderes, im Anfange unvollständiges, „zersungenes" Lied aus derselben Gegend schließt:

„Bauer den mag i net,
Ist e grober Hund,
Lieber will ich mer e Doktor nemme,
Macht mich gesund.

Doktor den mag ich net,
Kommt zu viel in die Welt;
Lieber will ich mer e andern nemme, —
Der mir gefällt."

Natürlich sind die Burschen über diese Anzüglichkeiten wenig erbaut und so kann man denn in Plauen folgendes Liedlein hören, mit dem ich schließen will:

„Do hab' ich doch mein Tag geheert,
Ka sauer is ka sieß,
A Bauernmadel mog i net,
Die hot so dreckete Fieß.

A Bärgermadel widder net,
Die säuft ze viel Kaffee,

A Bettelmadel mog i net,
Die hot z'viel Läus und Flöh.

A Edeldame krieg ich net,
Dös weiß i ganz gewiß,
Drümm nimm ich mir a Bauernmensch,
— Und wasch ihr ihre Fieß!"

Mit diesem Stücke, das etwas nach Parodie schmeckt, glaube ich die Formenfülle der hergehörigen Lieder gezeigt und den Blick dafür geschärft zu haben. Jeder, der ähnliche Verse kennt, wolle sie mit Angabe des Orts, in dem sie gesungen werden, an den Verfasser[1]) oder an die Schriftleitung der Alemannia einsenden.

[1]) Privatdozent Dr. Petsch in Würzburg.

Eine „schreckliche Historia“, geschehen zu Fiegenstall bei Weissenburg am Sand.

Aus Handschrift XXXVI. Fol. 305a—309a der Zwickauer Ratsschulbibliothek, mitgeteilt von **Otto Clemen.**

Herr Niclaus Albrecht, prediger zu weissenburg in Norckau[1]), schreibt diese schreckliche historia dem würdigen Herrn Magistro Casparo Aquilo, Pfarrher zu Salfeld[2]).

Freündlicher liber Magister Caspar! Nachdem sich in kurz verschienen Tagen hie nahent bey vns ein sehr wunderbarlich vnerhort vnd vber alle vernunfft vnd wider die natur zugetragen vnd begeben hat, hab ich nicht können vnterlassen, euch von solcher vnerhörter histori ein anzeigung zu thun. vnd dieweil es die lauter warheit ist, welchs ich selbs von anfang bis zum end gründlich erfaren vnd erkundigt, hab ichs euch deshalben nach der lenge schriftlich wollen offenbaren, das ir solchs getrost vnd kecklich fur aller Welt mocht fur ein wahrheit dargeben vnd frey bekennen, dann im ist Ja vnd Amen vnd nicht anders. Nemlich, das in einem dorff, ein kleine meile wegs von vnser Stadt, Fiegenstal genannt, zwischen Heideck vnd weissenburg im bistumb Eichstet gelegen, ist ein Bauer reich vnd warhaft gesessen, mit namen Vlrich Neusesser, vor der welt ein frommer, redlicher Biderman, welcher in diesem 1539. Jhar mit einer ser grossen krankheit

[1]) Herr Kirchenrat Preu in Weissenburg am Sand teilte mir freundlichst mit, dass ein Diakon Nicolaus Albert noch 1544 nachweisbar sei.

[2]) Vergl. über ihn den Artikel von G. Kawerau in der 3. Aufl. der Realencyklopädie für Theologie und Kirche I 759 f.

inwendig in seinem Leib ist beschwert worden, vnd krankheit je lenger vnd fester sich gemert, bis etwo zwischen Pfingsten vnd Ostern hat es inen in einer Seit so hart vnd sehr gestochen, das etwo ein beul im ist daselbst aufgefaren, welchen er weiland dem Bader von Ettenstat, meister Hansen, hat lassen aufschneiden vnd aus seiner seiten im lassen herauss schneiden ein langen eisern nagel, welcher noch für augen ist vnd viel menschen denselbigen gesehen haben. Nachfolgend aber hat dennoch der gross vnseglich schmertz nit wollen ein end haben, sondern nur hefftiger worden vnd so hart zugenommen, das der arm mensch oft von synnen ist kommen, hin vnd wider wie ein torichter mensch irre geloffen, so lang bis itzunder in dem herbst auf den tag Matthei (21. Sept.) zu morgens frue zwischen 7 vnd 8 vhr hat er ihm selbst in solchen jammerlichen vnbesunnen schmertzen mit einem scharfen messer den hals vnd die gorgel abgeschnitten vnd ein solchs gross loch gemacht, das einer hat ein faust hinein legen mugen, wie dann mir vnser Bader, meister Eucharius Rosenbader, selbst gesagt hat, welcher vber ihn ist gefoddert worden. vnd hat dennoch nachmals mit grosser vernunft vnd reu on allen naturlichen speis, den trank ausgenommen, gelebt bis an den freitag vor Francisci (3. Oct.) zu abend zwischen 6 vnd 7 vhr sein leben seliglich, wie wir hoffen, geendet, aber, weil er noch lebte, hoch vnd fleissigk gebeten, so er gestorben sey, das man seinen leib wolle offenen vnd doch besehen, was im solchen vnseglichen schmerzen zugefügt hab, welches nachfolgend am tag Francisci zu morgens zwischen 8 vnd 9 vhr mit vorwilligung der oberkeit, des pflegers zu Sansehe [1]) vnd des verstorbenen beyderley freundschaft zu fiegenstal auff dem kirhof durch Meyster Eucharius Rosenbader von weyssenburg ist geschehen wie folgt. Nemlich am tage Francisci (4. Oct.) vormittag hat man die freundschaft des verstorbenen sampt andern nachbauren vnd biderleuten lassen fordern, vnd samptlich mit der leich auf den kirhof gegangen, aldo meyster

---

[1]) Schloß Sandsee bei Fiegenstall, jetzt dem Fürsten Wrede gehörig.

Eucharius Rosenbader von weyssenburg mit grosser vorsichtigkeit die sach angriffen. Auf die weis ist meister Euchario die sach befohlen gewesen: der hat dem verstorbenen seinen leib geöffnet vnd aufgeschnitten vnd in dem magen alle diese verzeichnete stuck vnd waffen, wie lang, wie breyt vnd alle gestalt, so ich auch hie durch einen guten maler hab von den stücken selbs lassen abcyrclen vnd conterfeyen, gefunden vnd in beywesen nachfolgender zeugen aus dem magen mit seinen Instrumenten gezogen, welche stuck noch alle alhie hinter einem erbaren Rat offenbarlich behalten werden etc. Zum ersten, ein lang breunlich holz, nach in der lang vnd gestalt wie verzeichnet, zum andern ein ganz eisernes messer, darauf ist gelegen ein bündlein, etliche wollen, es sey har, etlich sagen, es sey gras, aber der maler vermeint genzlich, es sey flachs. Zu dem dritten ein messer mit schalen, sehr fast verrostet. Zum vierten ein messerkling. Zum funften ein klein scharpf eisen, das der bader vermeint, es sey ein alt vorwesens schreibmesserlich gewesen. Zum sechsten ein viereckigt lang spitziges eisen. Diese stucke alle haben vnsere herrn von dem Rat Ihrem mitburger genommen vnd erstlich gen Nurnberg eim Erbaren Rat durch eigne botschaft zugeschickt.

(Aufzählung der Zeugen.)

Das hab ich euch wollen anzeigen, vnd ist warlich ein offentliche predigt widder die vermessenheit vnd vnglauben dieser grossen vnd rauchen welt, die nit viel von Teufel helt, so man doch hie merken und greifen kann, was er vor ein gewalt brauchen wurde, widder vns, wo im Gott verhenget. Das wir aber fur im bleiben an leib, gut, ehr, kind vnd weib, auch an der selen, ist der gütickeit vnd grossen barmherzickeit vnsers lieben, getrewen Gotts schuld, der so emsig vnd veterlich vber vns vndankbare wachet, vns schützet vnd vor solchen grausamen gewalt beschirmet. Denn wo das nicht geschehen, wer es gar bald mit vns madeseck aus. Darumb hat man sich aus diesem gesicht zu fürchten vnd herzlich zu trosten vnd sich zu freuen.

Ego insuper valde timeo, quod hi cultri sint quasi catene Hieronomie [1], que sicut Judeis captiuitatem annunciabant, et deus aliquando germanorum maximam ingratitudinem ac uerbi eius contemptum ferro et igne per cultros et linum significatum ulciscetur. Quod omnipotens pater per Jesum Christum a nobis miseris peccatoribus clementer auferre et nostris peccatis propiciari dignetur, fiat, fiat. Tu mihi quoque tuum iudicium super hoc Sattane opus, quam primum poteris, indicato. Valde rogo. Denique optime Vale! Raptim die et Anno ut supra.

T. Nicolaus Albertus,
Ecclesiastes in Vueissenburgk.

(Folgen die abgezeichneten Gegenstände.)

[1] Vergl. Jerem. Kap. 27.

Merkwürdige Schulfeier in Ulm im Jahre 1790 bei der Kaiserwahl Leopolds II.

Von **Paul Beck.**

Die Erwählung Leopolds II., Bruders des am 20. Februar 1790 † Kaiser Josephs II., bisher Großherzog von Toskana, zum römischen Kaiser wurde auch in der Reichsstadt Ulm festlich begangen. Nicht nur wurde daselbst schon vom 25. August 1790 an ein größeres militärisches Fest gefeiert, sondern es wurde laut gedruckten Rathdekrets vom 13. Oktober 1792 ein solennes Dank- und Freudenfest auf den 28., als auf Simon- und Judä-Feiertag angeordnet und hierzu das herkömmliche gedruckte „christliche Dankgebet" unter das Publikum verteilt. Sodann fand des Weiteren am 31. Oktober 1790 ein solenner Schulakt im Gymnasium daselbst statt. Es liegt vor uns eine aus dem literarischen Nachlass des (1873 in Ulm †) Oberstudienraths Konr. Dietr. Haßler erworbene handschriftliche „Kantate, als der Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste und Unüberwindlichste Fürst und Herr Herr Leopold II., König in Ungarn und Böhmen, Erzherzog zu Oesterreich etc., zum Römischen Kaiser erwählet worden, welche bei der in der siebenten Klasse (sc. des Ulmer Gymnasiums) gehaltenen Rede abgesungen wurde Sonntags den 31. Oktober 1790 mit 10 Uhr." Diese Kantate stammt merkwürdigerweise aus Freimaurerkreisen und wurde, wie ein Promemoria sagt, zuerst am Freimaurerfeste in Halle a. S. aufgeführt; „wann, wie und wo? ist unbekannt." Möglicherweise ist sie auf maurerischem Wege

nach Ulm gelangt, wo ja das Jahr zuvor, im Jahr 1789 ebenfalls eine (hernach i. J. 1810 von der württembergischen Regierung wieder aufgehobene) Freimaurerloge, „Asträa zu den drei Ulmen" aufgerichtet worden war. Sei dem wie ihm wolle, die Kantate fand auch in Ulm Anklang und wurde, nach entsprechender Ummodelung und Anpassung, zur Absingung bei der oberwähnten Gymnasialfeier für geeignet erfunden; der damalige (1792 †) Rektor Marx Haßler „hat mit Zuziehung des Kantors und Präceptors der 7. Klasse Joh. Georg Blöst alles nach gegenwärtigen Umständen einzurichten und zu verändern gesucht", bezw. gewusst. „Sie hat sich dann auch vortrefflich ausgenommen, sc. der veränderte Text nach dem Text und Musik. Welches wohl viele Mühe gekostet!" Wir lassen nun die Kantate, welche eine so merkwürdige Verwendung gefunden und in welcher namentlich der Schmerz und die Trauer über den frühen und tragischen Tod des besonders von den Freimaurern hochgehaltenen Kaiser Joseph II. zum Ausdruck kommt, folgen:

Chor.

Freimaurer.

Saiten rauschet; Pauken schallet;
Flöten tönet; Jubel hallet;
Stimmt in unsern Lobgesang.
Dem, der über Sonnen thronet,
Im ehrwürdigen Dunkel wohnet,
Bringen wir heut unsern Dank.

Ulm.

Ebendies unverändert.

Recitativ.

Freimaurer.

Sink in den Staub, mein Geist, und bet ihn an,
Den Ewigen, der dir so unaussprechlich wohlgethan.
Ihm dankt der Maurer seines Baues Segen,
Ihm dankt er's, auf der Tugend steilen Wegen

Dem Ziele näher sich gerückt zu sehn.
Werft einen Blick mit mir, gerührte Brüder! hin auf jene Zeiten,
Wo schauervolle Grausamkeiten
Des frommen Maurers Schicksal sind.
Wie mancher schmachtete in centnerschweren Banden
Sein lang gequältes Leben hin!
Wie viele dieser Edlen fanden
Den Tod in Flammen! starben ihn
Standhaft und betend für der Mörder Glücke.
Ihr Segen ruht auf uns, wir preisen ihr Geschicke.

Arie.

Freimaurer.

Rollt, ihr Thränen, heiß hernieder,
Auf die Gräber unsrer Brüder,
Die einst litten ohne Schuld.
Schlummert sanft; des Himmels Freuden
Sind der Lohn für eure Leiden,
Sind die Zeugen seiner Huld.

Recitativ.

Ulm.

Sink in den Staub, komm Ulm, und bet ihn an
Den Ewigen, der dir so unaussprechlich wohlgethan.
Ihm dankt der Deutsche seines Kaisers wegen
Ihm dankt er's, dauernd Glück und Heil und Segen
Mit Leopolden nun erneurt zu seh'n.
Werft einen Blick mit mir, gerührte Brüder! hin auf letztre Zeiten,
Wo viele Kriege, Schwert und Streiten
Europens Ruhe störten.
Wie mancher schmachtete in centnerschweren Banden
Sein Leben im Gefängniß hin!
Wie viele tapfre Streiter fanden
Den Tod in Schlachten! starben ihn

Standhaft und betend für Josephens Glücke
Ihr Flehen kehrt erhört auf Josephs Heer zurücke.

Arie.

Ulm.

Rollt, ihr Thränen, heiß hernieder,
Deutsche singt den Helden Lieder;
Preiset Josephs Tapferkeit.
Schlummert sanft, — ihr die ihr starbet,
Und des Himmels Lohn erwarbet,
Für die Unerschrockenheit.

Recitativ.

Freimaurer.

Rinnt, bange Zähren, weg von unsern Wangen,
Die finstern Tage sind vergangen
Wo Maurername Frevel war. Der Orden hat gesiegt,
Seit Dummheit, Vorurtheil und Aberglaube,
Gesättigt von der Unschuld Raube,
Durch die Vernunft gefesselt liegt.

Chor.

Freimaurer.

Uns strahlt nunmehr die schönste Morgenröthe
Mit neuem Glanz in's Antlitz her,
Und die in Freudenton gestimmte Flöte
Tönt Hymnen, keine Klagen her.

Recitativ.

Freimaurer.

Der Freund der Tugend und Religion für unsre Kunst mit Ehrfurcht ganz erfüllet,
Ist lüstern in ihr Heiligthum zu schaun,
Wo wir, in Dunkelheit verhüllet,
Am Glück der Brüder und der Menschheit baun.

Selbst Fürsten schätzen unsern Orden,
Sind Maurer, so wie wir, geworden,
Und sichern uns durch ihren mächtgen Schutz.
Erhab'nes Lob! aus dem für uns ein Meer
Der reinsten Seligkeiten quillet!
Was fehlt uns mehr?
Heil uns! All unsre Wünsche sind erfüllet!

Recitativ.

Ulm.

Fließt, bange Zähren, weg von unsern Wangen,
Die finstern Tage sind vergangen;
Wo Türkenname furchtbar war. Oestreich hat nun gesiegt
Weil Dummheit, Vorurtheil und Aberglaube,
Gesättigt von der Unschuld Raube,
Durch die Vernunft gefesselt liegt.

Chor.

Ulm.

Ebendies unverändert.

Recitativ.

Ulm.

Der Freund der Tugend und Religion für aller Glück mit Ehrfurcht ganz erfüllet,
War lüstern, in das Heiligthum zu schau'n,
Wo Fürsten weise Dunkelheit verhüllet,
Und sie am festen Glücke Deutschlands bau'n.
Die Fürsten endigten das Morden.
Wie glücklich sind wir nun geworden!
Und fröhlich über Leopoldens Wahl!
Oh welches Glück, aus dem für uns ein Meer
Der reinsten Seligkeiten quillet!
Was fehlt uns mehr?
Heil uns! die Herzenswünsche sind erfüllet.

Arie.

Freimaurer.

Segnet, Maurer, das Geschicke
Eures Ordens, denn sein Glücke
Blüht zur schönsten Ernt' empor.
Bey so heit'rem Sonnenlichte
Sammelt ihr einst gold'ne Früchte!
Seht des Baues höchsten Flor!

Recitativ.

Freimaurer.

O frohe Aussicht, die sich in ein Paradies verlieret,
Die jedes Maurerherz tief bis zu Freudenthränen rühret;
Wie sehr belebst du uns am heut'gen Fest!
Wo ist ein Land, von Barbarey und Wildheit frey,
Da nicht dem Genius der Maurerey
Heut Weihrauch duftete? Auch uns lacht er, der festlichste von allen unsern Tagen
So freundlich, wie ein Engel Gottes an.
Wem unter uns muß nicht das Herz für Wonne doppelt schlagen,
Daß er ihn fühlen, froh begrüßen kann.
Allgütigster, du bist's allein,
Der uns all' diese Seligkeiten zubereitet,
Das Schicksal unsrer Kunst so wunderbar geleitet:
Wie sollten wir nicht dankbar dafür sein?

Arie.

Ulm.

Preise, Deutschland, das Geschicke
Deiner Fürsten, auch ihr Glücke
Blüht zur frohen Ernt' empor.
Bey so heitrem Sonnenlichte
Sammelst du einst gold'ne Früchte
Für des Stammes höchsten Flor.

Recitativ.

Ulm.

O frohe Aussicht, die sich in ein Paradies verlieret,
Die jedes Deutschen Herz tief bis zu Freudenthränen rühret,
Wie sehr belebst du uns am heut'gen Fest!
Wo ist ein Land von Barbarey und Wildheit frey,
Da nicht dem Herrn der Welt voll Dankbarkeit
Heut Weihrauch duftete? Auch uns lacht er, der festlichste von vielen andern Tagen
So freundlich, wie ein Engel Gottes an.
Wem unter uns muß nicht das Herz für Wonne doppelt schlagen,
Daß er ihn fühlen, froh begrüßen kann.
Allgütigster, du bist's allein
Der uns all' diese Seligkeiten zubereitet,
Das Glück des Deutschen Reichs so herrlich gut geleitet:
Wie sollten wir nicht dankbar dafür sein?

Chor.

Freimaurer.

Kniet zum Dankaltare hin,
Brüder, die ihr hier zugegen.
Dankt dem Geber, nach Vermögen,
Preiset, und verherrlicht ihn.

Chor.

Ulm.

Geht voll Dank zum Höchsten hin,
Bürger, die, frey von Gefahren,
Gottes Huld auf's neu erfahren,
Preiset und verherrlicht ihn!

Nachtrag zu dem Aufsatz: „Der Orden der verrückten Hofräte“

in Alemannia XXII, 3, S. 270—273.

Von **Paul Beck.**

Ueber den Mitstifter Ehrmann finden sich in des Grafen Gustav von Schlabrendorf Aufzeichnungen einige interessante Notizen. Danach war Ehrmann während der französischen Revolution Mitglied des Nationalkonvents, dabei aber einer der ehrlichsten, gutmütigsten Menschen, hatte ein mildes Herz und konnte keinem Kinde wehe tun. Und — doch — kaum sollte man es für möglich halten — war er nicht der geringste und letzte unter den blutdürstigen Sansculotten. Er hatte es eben wie alle schwachen Menschen, welche glauben, in der Sache, der sie angehören, nicht genug tun zu können, um redliche Leute zu bleiben oder etwas bei den Ihrigen zu gelten. So war er es, welcher eifrigst die Verhaftung des von ihm angestaunten, mit ihm befreundeten Schlabrendorf betrieb, trotzdem dass letzterer ihm viele Gefälligkeiten erwiesen hatte. Ehrmann konnte Schlabrendorfs wunderbare philosophische Ruhe und Gelassenheit in all den Stürmen der Revolution nicht begreifen, verstand dieses non plus ultra von Weltphilosophie gar nicht, und hielt, was das größte Unglück war, Schlabrendorf für einen allem überlegenen Geist. Im häufigen Umgang mit Schlabrendorf muss sich seiner wol eine Art Furcht vor diesem Geist bemächtigt haben, denn er wiederholte seinen Kollegen gar zu oft: „Das ist ein Teufelskerl! Der ist gewiss ein außerordentlicher Mensch! Wenn's dem einfiele, er könnte uns ganze Departements in Flammen setzen!“ Andere davon zu überreden, die Schlabrendorf gar nicht kannten, zumal in damaliger Zeit, war ja ein Leichtes! So konnte es nicht ausbleiben: Schlabren-

dorf wurde verhaftet. Monatelang schwebte die Lebensgefahr wie das Schwert des Damokles am Haar über seinem Haupte; siebzehn volle Monate brachte er im Gefängnis zu, und nur wie durch ein Wunder kam er mit seinem Kopfe (am 9. Thermidor) wieder aus demselben heraus. Aber selbst hernach hörte der gute, unbeschreibliche Ehrmann nicht auf, Sch. mit seiner Bewunderung zu verfolgen. Immer von der gleichen tollköpfigen Idee besessen, war er es, der Schlabrendorf durch sein Geschwätz beim Wolfahrtsausschuss am meisten verdächtigte. Wenige Tage nach Schlabrendorfs Befreiung — im März 1795 — speiste derselbe mit noch anderen bei einem Kaufmann Basse, der wegen Warenlieferungen und Kontrakten mit der Regirung nach Paris gekommen war. Als Schlabrendorf in den Speisesaal trat, wen erblickte er da? Seinen guten Ehrmann, der feuerrot wurde und Schlabrendorf mit offenen Armen entgegeneilte! Nicht genug konnte er sich satt wundern, wie so ein Mann, so ein unvergleichliches Genie wie Schlabrendorf die Schreckenszeit habe überleben können! Und — hier muss man die edle Rache Schlabrendorfs bewundern, welche er in seiner charakteristischen kindlich-guten Gemütsart an dem traurigen Ehrenmanne nahm! Schlabrendorf stellte sich nämlich bei Ehrmanns übermäßigen und auffallenden Freundschaftsbezeugungen unendlich gerührt, tat, als wenn er von allem, was Ehrmann gegen ihn getan, gar nichts wüsste, setzte sich bei Tische neben ihn und fuhr in dieser Art Unterhaltung fort. Der Graf schenkte seinem kleinen Nachbar unaufhörlich ein und nickte anderen, die sich an diesem „Katz-Maus-Spiele" verlustigten, listig zu, bis derselbe glücklich unter dem Tische lag. Nach dem Essen trat er zu seinem Freunde Oelsner, welcher gleich ihm die ganze französische Revolution überstanden hatte. „Nicht wahr, an dem hab ich mich doch gut gerächt", meinte Schlabrendorf. „Und dabei glaubte der süffisante Mensch mich, den er in seiner unbeschreiblichen Einbildung und Ueberhebung für ganz unwissend hält, noch zu mystifiziren!"

„Widersönniges“ Holz.

Von **Carl von Fischbach.**

„Widersönniges“ Holz heißt da und dort solches Holz, das sich nicht gut und glatt spalten lässt. Wo dann noch in der Mundart gesprochen wird, hört man gar zu leicht „widersinnig“ und fragt sich verwundert, wie man der unbelebten Materie ein solches Prädikat beilegen könne. So ging es auch mir, als ich 1873 nach 30jähriger Tätigkeit im Walde erstmals dies Wort von einem Holzknecht in den bairischen Alpen bei Hohenaschau hörte. Und gleichen Eindruck machte dasselbe auf unseren vielerfahreneren Altmeister Burckhardt, welcher es aus den Süntelbergen im Hannöverischen beibrachte und in der 6. Auflage seines Buchs über Säen und Pflanzen, S. 44b mit einem Ausrufungszeichen anführt.

Die unzweifelhaft richtige Erklärung erhielt ich von meinem Gewährsmann in der Weise, dass er das leicht und glatt spaltende Holz als **sönnig** gewachsen bezeichnete, welches daran schon äußerlich kenntlich sei, dass seine Längsfasern und die Risse in der Rinde mit einer leichten Drehung nach aufwärts von Osten über Süden nach Westen verlaufen, also gewissermaßen dem Laufe der Sonne folgen. Damit war nicht bloß die richtige orthographische Schreibweise, sondern auch die nötige Aufklärung über die sinnige Bildung dieses seltenen Wortes klargestellt, das wiederum einen Beweis dafür gibt, dass auch in den nicht klassisch gebildeten Volksschichten das Bedürfnis zur Fortentwickelung der Sprache besteht und in manchen Fällen eine glückliche Lösung findet.

Den Botanikern, die ein solches Wort sehr notwendig bedürften, ist dies bis jetzt nicht gelungen, sie beschreiben die Richtung der Drehung bei den rankenden Gewächsen mit dem zweideutigen „von links nach rechts“, oder umgekehrt, wobei aber stets noch ein erläuternder Zusatz gegeben werden muss, ob der Beschreibende sich außerhalb oder innerhalb der stützenden Säule denkt, welche von den Ranken umschlungen wird, was bei den Worten sönnig und widersönnig nicht notwendig wäre.

„Die schwarze Welt.“

Von **Carl von Fischbach.**

Auf der im Jahre 1858 herausgegebenen topographischen Karte von Hohenzollern findet sich in der Gemarkung Stetten, Oberamt Haigerloch, der Flurname „die schwarze Welt“ für einen Waldkomplex mit dichten Nadelholzbeständen, einen der weit gegen Osten vorgeschobenen Ausläufer des Schwarzwalds. — In Wirklichkeit heißt dieser Ort jedoch „die schwarze Wäld“ (Wälder), was der norddeutsche Topograph seinem Gehör und Dialektverständnis nach in obiger Weise wiedergab.

Anzeigen und Nachrichten.

Leonh. Müller. Badische Landtagsgeschichte. I. Teil: Der Anfang des landständischen Lebens im Jahre 1819. Berlin, Rosenbaum und Hart, 1899. Gr. 8⁰ XVI, 233 S. mit zwei Bildnissen. Preis Mk. 4.50; geb. in Leinwand Mk. 6.

Dieses in einem merkwürdig hochtrabenden, und sonst nur von strebsamen Zeitungsreportern beliebten phrasenreichen Ton zusammengearbeitete Buch ist nicht so sehr eine Geschichte des badischen Landtags vom Jahre 1819, als vielmehr des damaligen badischen Freisinns, zu dem sich der Verfasser offen bekennt. Eine abstoßende Sonderlingsluft weht durch das Ganze, beginnend schon im Vorwort, worin der Verfasser sich brüstet, dass er seinen eigenen Weg gehe, dem gegenwärtigen Parteigetriebe kein Credo, sondern ein Distinguo entgegenbringe, und — zuletzt, nicht zuwenigst, — „außerhalb der badischen offiziellen Geschichtsschreibung mit ihrem Monopole für die neueste Zeit stehe"; er richte den Blick „mehr auf die heranwachsende jüngere Generation als auf das satte ältere Geschlecht", indem er „die alte zerschossene Fahne des badischen Fortschritts wieder ausgrabe." Wir können dem Verfasser allerdings bestätigen, dass er mit seinem Machwerk nicht bloß außerhalb der offiziellen und inoffiziellen badischen, sondern auch außerhalb aller Geschichtschreibungskunst und -regel steht, und dass wir so zu würdigen wissen, wenn er sich mehr an „die heranwachsende jüngere Generation" wendet, von deren Seite er schwerlich eine Kritik zu befürchten hat. Er bilde sich zwar nicht ein, fährt er in einer kurzen Anwandlung von Selbsterkenntnis fort, „den echten Stein zu besitzen", aber wie jedermann seines Schweißes sich rühmen dürfe, spricht er sich stolz erhebend, könne er wenigstens von sich sagen: „ich habe nach der Wahrheit und

nach dem Lichte gestrebt.“ Nach der Wahrheit und dem Lichte des Freisinns natürlich!

Doch sehen wir näher zu! das dem marktschreierischen Prospekt zufolge „in größerem Stile und von einem freieren Standpunkte aus“ geschriebene Buch enthält auf 199 bedruckten Seiten in 5 Kapiteln, 70 Haupt-, 34 Unter- und 8 Unterunterabschnitten 54 Seiten blanker Zitate, etwa 80 Seiten Inhaltsangaben von Reden, Kammerberichten, Denkschriften und Pressstimmen, „um auch den Schein einer Konstruktionsmethodik zu meiden“, wie er sagt, „welche oft durch eine gleißende Dialektik den Mangel von Wahrheitsliebe, Gründlichkeit und Freimut vertuscht“ (Vorw.); endlich ganze 65 Seiten eigener Ware, die selbst wieder von Kraftsprüchen und Tiraden, Lesereminiszenzen, geflügelten Worten und Gemeinplätzen strotzt. Proben können nur einen schwachen Abglanz geben. Hier „verlieren die Gänsekiele der Minister, was die Schwerter der Krieger gewonnen“ (S. 12), dort muss neues Leben aus den Ruinen des ehemaligen Reichsheerwesens aufblühen (S. 14), hier wird einer Oberamtmann, von dem es heißt: „Schier dreißig Jahre war er alt, hatte manchen Sturm erlebt“ (S. 6), dort ist einer „vom Kavalleriepferd in die Diplomatie und in das Ministerium gefallen“ (S. 33), weiß aber trotzdem „alle geheimen Fächer der Kabinettspolitik zu ziehen“ (das.); hier geht eine Stadt allein „vier Mann hoch“ aus der Wahlurne hervor (S. 37), dort erfahren wir, „wie der Großherzog scharf gemacht wurde“ (S. 40); hier ist eine Thronrede „im Tone übertünchter Höflichkeit“ gehalten (S. 46), dort hat ein Minister „blutige Zähren vor dem russischen Zaren vergossen“ (S. 48). Seite 56 will die Kammer nicht als „ein gefügiges Werkzeug in Gestalt einer Geldbewilligungsmaschine“ erscheinen, S. 62 haben die Klagen der Landboten „die Paschawirtschaft der Amtmänner“ zum Gegenstande, S. 67 „marschiren jene bürokratischen Zimmerleute, welche bei dem täglichen Flicken und Ausbessern Beschäftigung und Nahrung fanden“, über die Ständehausbühne. S. 139 wird der freisinnige Landtag „auch um eine Revison des täglichen politischen Brotes gebeten“, S. 153 will „der Bann in der Frage der sog. alten Abgaben“ nicht auf einen Schlag fallen, S. 203 kann man „das Fell der Dotation von dannen schwimmen“ sehen. Von gleich geschmackvoller Wahl geben die 112 Ueberschriften des dreifach zusammengeschweißten Opus Zeugnis. Zweites Kapitel. 3. Abschnitt. 1. Ein tragisches Moment. S. 39/40. 2. Unverantwortliche Geister. S. 40/41. XIV. Das Adelsedikt. 2. Das Adelsedikt in der zweiten

Kammer. d) Duttlingers Attake. S. 184/85. e) Von Berstett in Nöten. S. 185/86. f) Der Retter in der Not. S. 186. g) Von Sensburgs Vorlesung. h) Wie das älteste Mitglied der Regierung von dem jüngsten Mitglied der Kammer in die Flucht geschlagen wird. S. 188/90. i) v. Liebenstein setzt die Sturmkolonne an und führt sie zum Siege. S. 190/91. Fünftes Kapitel. II. Nachklänge. 1. Abschied und Heimkehr. S. 207/8. 2. Die Antwort auf das Vertagungsreskript. S. 218/9. 3. Die Schuldfrage. S. 209—11. 4. Ein Nachhutgefecht. S. 211 bis 13. Unwillkürlich glaubt man bald einen Kriminalroman, bald eine Indianergeschichte, bald die Jobsiade vor sich zu haben und wünscht sich nur Bilder aus den fliegenden Blättern dazu. Jedenfalls ist die Kunst des rutinirtesten Romanschriftstellers reines Kinderwerk gegen diese Jobsiade des badischen Landtags.

Am Eingange in das landständische Leben im Jahre 1819 stehen, wie das Ganze absichtlich nur „mit einigen Strichen gezeichnet", „in scharfen Umrissen und großen Zügen behandelt", die Gestalten der beiden Kämpfer, L. v. Liebensteins, des „Lahrer Oberamtmanns", und K. v. Rottecks, des „Freiburger Professors". Beide hat Müller natürlich erst in ihrer wahren Größe entdeckt, der Vergangenheit entrissen, und ob zwar mit den Worten der badischen Biographien, so doch ganz mit seinem Griffel für immer und ewig auf den Scheffel gestellt. Nur schade, dass sein erster Held und Parteiheilige, Liebenstein, der große Patriote, nicht so ganz gesinnungstüchtig für die Sache des Freisinns sich bewährt hat, wie Müller glauben machen möchte. Der von ihm wegen seines Abfalls vom Freisinn zum Regirungsliberalismus so schwer gebrandmarkte Dr. Kern war keineswegs „der einzige Abgeordnete, welcher auf dem Landtage von 1819 wahrhaft demagogische Töne anschlug und in der Folge das Schoßkind und Werkzeug des herrschenden Regirungssystems wurde und als solches der Volksvertretung gegenüber Dienste leistete, die durch alle Liebesgaben der damaligen Kabinetspolitik aufgewogen wurden" (S. 123). Auch Held Liebenstein, „Badens großer Sohn", kämpfte nur so lange gegen den Kurs der Regirung, bis er selbst ins Ministerium berufen ward; von diesem Augenblicke an war er der regirungsfreundlichste Junker Badens. Wie verhängnisvoll dieses schlechte Beispiel Liebensteins bis zur Stunde im badischen Freisinn wirkt, zu dessen ominösen Mittelpunkt ihn Müller gemacht hat, weiß man ja. Seit dreißig Jahren hat der badische Freisinn seine Regirungsunfähigkeit alljährlich deutlicher bewiesen und nun bis heute dermaßen abgewirtschaftet, dass er den offenen Bankrott

nicht mehr verbergen kann. Und nun macht sich noch, welch bittere Ironie des Schicksals! eines der naivsten Kinder dieses Freisinns daran, mit Schulphrasen und Unteroffizierssprüchen dem 80jährigen Fiasko ein Denkmal zu setzen, damit es die Sonne des scheidenden Jahrhunderts vor aller Welt purpurrot beleuchte! Doch, zu Liebenstein zurück! Was dieser „große Sohn der Badenia und Germania" (S. 212) denkt, spricht und schreibt, ist nach Müller selbstverständlich nur „genial" und „monumental", „meisterhaft" und „farbenprächtig". Er ist nicht bloß die Seele der Lahrer Abgeordneten, „welche die freisinnige Kerntruppe des ersten Landtags bilden sollten" (S. 45), sondern der ganzen zweiten Kammer, über deren Wassern als Schutzgott „der freisinnige und freimütige Geist von Liebenstein schwebte" (S. 56). Dass diese ganze zweite Kammer „hochfreisinnig" war, versteht sich unter diesen Umständen von selbst; aber die erste Kammer hat „von dem Wehen des freisinnigen Geistes auch einen Hauch verspürt, aber weit entfernt, gleich der Volkskammer die ungeschminkte Wahrheit vor dem Throne niederzulegen, sucht sie wie ein Hofhistoriograph, wenn er mit dem obersten Prinzipe der Wissenschaft in Konflikt gerät, durch Verbeugungen nach oben und unten zu gefallen" (S. 52). Doch „freisinnige Anwandlungen führten auch in der ersten Kammer die Sache zu einem guten Ende" (S. 54).

Müllers zweiter Heldendarsteller im ersten badischen Landtag, Karl v. Rotteck, stand Liebenstein nicht viel nach. „Nicht als ein Springinsfeld, sondern als ein Musterknabe" durchlief er alle Bildungsanstalten seiner Heimat, so dass er schon im Jahre 1798 (mit 25 Jahren) als ordentlicher Professor den Lehrstuhl der Geschichte bestieg. Nicht durch ein intensives Geschichtsstudium hatte sich Rotteck zu diesem Amte emporgerungen; . . . mehr durch einen glücklichen Zufall und freundliche Empfehlungen als durch eigenes Verdienst sah er sich vor die Aufgabe gestellt. Dem Geschichtsschreiber Karl v. Rotteck war es nicht darum zu tun, „in dem Dunkel der alten Zeitrechnung mühselig einige verlorene Pfade durch ein zweifelhaftes Dämmerlicht zu erhellen, auch nicht die genealogischen Register der Erdengötter durch einige vergessene Glieder zu bereichern; „er wollte vielmehr den überlieferten Stoff der Geschichte den Bedürfnissen seiner Zeit entsprechend vortragen, die Lehren der „Pflegerin politischer Weisheit und unbestechlichen Richterin" auf die Zeitgenossen wirken lassen und ganz besonders die reifere Jugend für das, was ihn selbst tief bewegte, für Freiheit, Ehre, Vaterland und Humanität

begeistern (S. 19 f.). Mit Recht wird deshalb Rotteck, dieser Ausbund von Aufklärung, Rationalismus und Liberalismus der „Erfinder der Weltgeschichte" genannt. Müller rühmt vor allem seine „bis ans Ende beharrende Prinzipientreue" (S. 76) und glühende Vaterlandsliebe, die uns jedoch stark verdächtig erscheint bei der Erinnerung an jenen pathetischen Fußfall vor Kaiser Franz zu Basel im Jahre 1814, um ihn zur Wiedervereinigung des Breisgaus mit Oesterreich zu bewegen.

Da der „Lahrer Oberamtmann", „als ein echter Sohn des Zeitalters der Aufklärung" (S. 9) nicht bloß ein „genialer" Jurist und „monumentaler" Publizist und Historiker, sondern — gleich dem Verfasser — auch „in militärischen Dingen überlegenen Geistes" (S. 170) war, so ging es in der Ständeversammlung ganz militärisch zu. Unter den „großen und kleinen Strategen" war Lieberstein „der Generalissimus", Duttlinger, „dieser Jünger der hl. Themis" (S. 161), sein „junger Adjutant, der ihm im stärksten Kugelregen zur Seite stand" (S. 84). „Wachehabender Offizier des Freisinns" war der Dekan Fecht in Kork. „Er ließ alle Argumente der Gegner Revue passiren und fertigte sie mit den Waffen der Humanität in aller Ruhe ab" (S. 68). „Der Generalissimus v. Liebenstein stand während der Schlacht auf hoher Warte; nichts entging seinem Feldherrnauge; nur hin und wieder bezeichnete er durch Winke die allgemeine Richtungslinie (S. 95). Unter Liebenstein gab es im Landtag „nur schneidige Attaken". „Zwei Tage wurde in der Kammer hin und her gestritten. Am ersten eröffnete der Kriegsminister v. Schäffer den Angriff bezw. die Verteidigung durch einen großen schriftlichen Vortrag. . . Am andern Tage verlas zunächst der Regirungskommissär Generalmajor v. Freiystett eine schriftliche Bitte. Auch der Abgeordnete Leiber reichte als Antwort . . . einen Nachtrag ein . . . Nun griff v. Liebenstein in die Redeschlacht ein. Mit edlem Anstande führte er den Kampf. . . Durch eine Bemerkung des Abg. v. Gleichenstein bekam die Kampfeslinie eine immer größere Ausdehnung, drohte die Schlacht sich in eine Reihe von Einzelgefechten . . . aufzulösen. . . Auch die zweite Kammer hatte ihre Reservetruppen. Nachdem Winter im ersten, v. Liebenstein im zweiten Treffen die Position gehalten hatte, rückten im dritten die Abgeordneten Winter-Heidelberg und Duttlinger, letzterer wie immer angriffsweise vor. Nachdem durch die frische, kecke Initiative Duttlingers auch die letzte Reserve der Regirung, der Ritter von Gulat aus dem Sattel gehoben worden war, setzte der Generalissimus

v. Liebenstein, mit der gefürchteten Lorgnette die Räte und Ritter auf der Regirungsbank musternd, die Sturmkolonnen zu dem entscheidenden Schlage an. Jetzt schwenkten die Unteroffiziere und Mannschaften des alten badischen Fortschritts ein. . . Nun trat die Regirung den Rückzug hinter die zweite Schanze an . . . das eigentliche Kampfobjekt war bei dem Pulverdampf und Waffenlärm ganz aus dem Gesichte gekommen, als v. Liebenstein zum Sammeln blasen liess. . . . Als darauf v. Schäffer erwiderte . . . und als v. Liebenstein auch diese in einem glücklichen Rededuell durch einige wolgezielte Kanonenschläge aus dem Wege geräumt hatte, fiel . . . die Entscheidung . . ." (S. 173 ff.). Zuweilen droht es trotz alledem schief zu gehen. „Erst als die freisinnige Kerntruppe einschwenkte, gelang es, das Fähnlein der vereinigten Beamten und Bauern in die Flucht zu schlagen" (S. 94). Das ist ein Bild! Dagegen nehmen sich die hitzigsten unserer heutigen Kammersitzungen geradezu wie Schäferstündchen aus; gegen die hier kämpfenden Helden sind aber auch unsere Führer die reinsten Waisenknaben. Diese Einführung des militärischen Tons in die Geschichtschreibung ist die Vollendung des historiographischen Stils, damit sind nicht bloß unsere von Müller so glänzend entlarvten Hofhistoriographen, sondern auch unsere vermeintlichen Meister der historischen Kunst überholt und für immer in Schatten gestellt; durch diese Tat allein hat sich Leonhard Müller noch vor Ablauf des Jahrhunderts die Unsterblichkeit gesichert.

Die Freisinnigen des Landtags von 1819, allen voran der „geniale" „Lahrer Oberamtmann" und der „prinzipientreue" „Freiburger Professor", behaupteten die Wahrheit anders nie als mit Bekennersmut (S. 76). „Die Verteidigung in großem Stile, mit dem gesprochenen und geschriebenen Worte, führte Karl v. Rotteck" (S. 100). „Von Liebenstein gab in der Regel nur die allgemeine Direktive . . . der Abg. Duttlinger, das lebendige Buch der Verfassung und Geschäftsordnung — und wol deswegen scherzweise auch „der abgeduttelte Ordlinger" geheißen — pflegte in solchen Fällen als erster Flügeladjutant die allgemeine Intension des Kammerchefs zu präzisiren. Mehr als einmal bekam das andere hohe Haus seine überlegene Interpretationsgabe zu fühlen. Aber auch mit der Staatsregirung ging der junge Kämpe gehörig ins Gericht" (S. 135). Manchmal führte auch Liebenstein „die ganze zweite Kammer zum Sturm gegen das Festungsvorwerk der Hofräte" (S. 99). Was Rotteck und Liebenstein nicht geradewegs durch-

führten, das hat der letztere wenigstens inaugurirt. „In dieser schöpferischen Weise" hat Liebenstein „die Kelle in der einen, die Lanze in der andern Hand", den Grund zu dem heutigen Gebäude der Staatsverfassung gelegt (S. 151). Bei der Debatte über die Wilddiebereien berichtet der Abg. Buhl, der „wackere freisinnige Ettlinger Oberbürgermeister" über den Sohn der Wildnis und sein Handwerk" (S. 99) und bei der Beratung des Forstbeamtentitels nahm er „den hohen Wildstand des Großherzoglichen Leibgeheges unter die Lupe; der Abg. Ruth schnitt die Frage der freien Anförsterung der Privatwaldungen an. Rotteck donnerte, als man das Jagdrecht der Bauern antasten wollte. Zweifelsohne das größte Geschütz ließ aber der Abg. Kern gegen die Oberforstämter und Oberforstmeister auffahren" (S. 119). „Vom See" bis zum Main, vom Waldhüter bis zum Landoberjägermeister gerieten die „Grünröcke" in Aufregung" (S. 122). Gelegentlich holt Liebenstein auch „zu einem vernichtenden Schlage gegen den Bundestag aus" (S. 183). Warum gehen auch unsere heutigen Abgeordneten bei diesen Herren und bei Leonhard Müller nicht in die Schule?

Richtige Kerls waren die freisinnigen Landboten des Jahrs 1819 insgesamt, nicht bloss Liebenstein und Rotteck. Alle sprechen und handeln sie, gerade so wie Müller schreibt, vorzugsweise mit „Freiheit, Freimütigkeit, Oeffentlichkeit und Gründlichkeit" (S. 53); mindestens jedoch „mit Verständnis, Freimut und Resignation" (S. 194). Kein Wunder, dass sie unwillkürlich „die Blicke von Alldeutschland auf ihre mutige Tat lenkten" (S. 107). Den damaligen preußischen Geschäftsträger in Karlsruhe, Varnhagen von Ense, rissen sie soweit fort, dass er „seine unermüdliche Arbeitskraft ganz in den Dienst der freisinnigen Sache stellte" (S. 144). „So" wurde durch Publizisten ersten Rangs der Ruf und der Ruhm der ersten badischen Volksvertretung in alle Lande getragen. Ja, man reiste eigens um des Landtags willen nach Karlsruhe; von Baden-Baden kamen die fremden Badegäste herüber, um das neue Schauspiel einer öffentlichen Ständeversammlung zu sehen. Selbst der Kronprinz von Preußen wohnte einer Budgetdebatte an; doch gab die zweite Kammer ihm zu Ehren keine Galavorstellung; sie war gerade im Begriffe, den Inspektionsadjutanten Hennenhofer — denselben, „der dem alternden Hagestolzen (Großherzog Ludwig!) bei seinen kleinen Abenteuern ein gefügiges Werkzeug war" (S. 32) — für höchst überflüssig zu erklären, Die Mitglieder des diplomatischen Korps stellten sich regelmäßig zu den Sitzungen ein, um mit vor

nehmer Wichtigtuerei ihre Mappen auszubreiten und Stoff für ihre Depeschen zu sammeln. Nahm ein Gegenstand der Tagesordnung besonderes Interesse in Anspruch, so strömten Männlein und Weiblein schon lange vor der festgesetzten Zeit in hellen Haufen herbei. Der Kammerpräsident interpretirte seine Disziplinargewalt in der weitherzigsten Weise. Traf der Redner den Nagel auf den Kopf, sprach er allen aus dem Herzen, so erhoben sich unten im Saal die Abgeordneten und oben auf der Tribüne die Zuhörer, um mit lauten Beifallssalven ihre Huldigung darzubringen" (S. 144). So habe, meint Müller, der badische Landtag von 1819 „in mehr als einer Beziehung eine vorbildliche Rolle für ganz Deutschland gespielt" (Prospekt). Das war nun zwar damals so wenig der Fall wie heute, zu der vorbildlichen Rolle hat dem ersten badischen Landtag erst Leonhard Müller verholfen; sein Held Rotteck hatte ihn richtig als die noch schüchterne Jugend des damaligen konstitutionellen Lebens (in Baden) bezeichnet.

Mit rührendem und oft wahrhaft kindlichem und komischem Eifer ist Herr Leonhard Müller bemüht, den Bekennern des Freisinns Denkmäler zu setzen. Er dehnt dies bis auf seinen eigenen Urgroßvater aus, der im Jahre 1815 zu Steinbach, Amt Buchen, „sich lange Zeit auf eine einsame Talmühle flüchten musste, da die verbündeten Russen auf ihrem Rückzug alle Nahrungsmittel des Dorfes aufgezehrt hatten und von ihm das Unmögliche verlangten, nämlich neue Lebensmittel aus dem Boden zu stampfen" (S. 131).

Im Religionswesen verteidigt und bethätigt der Verfasser einen völlig „freigeistlichen" Sinn. Sein Mann ist Wessenberg. Er bedient sich lieber der Muttersprache als der lateinischen Sprache im Gottesdienste und lässt sich auch die anderen Errungenschaften, welche er dem edlen, freisinnigen Freiherrn v. Wessenberg verdankt, nicht mehr nehmen (S. 79). Mit Rotteck, seinem Lehrer in der Politik und Historie, ist er gegen Zölibat, Seminarien und andere Werke „kirchlicher Heißsporne" und gebraucht ironisch oder satirisch gern kirchensprachliche Wendungen und Ausdrücke.

Eine unheimliche Rolle spielen in der badischen Landtagsgeschichte Müllers die Hofhistoriographen. Er selbst ist der prädestinirte Historiker, der Historiker, „welcher ohne Ansehen der Person das Verdienst wägt" (S. 34), wozu er offenbar wie kein zweiter die Befähigung besitzt. Er hält es nicht für seine Aufgabe, „alle hinter den Kulissen tätigen und mächtigen

Geister zu bannen, alle Fäden des damaligen höfischen Geheimniskrames und Prames aufzudecken; nur insoweit", ruft er emphatisch aus, „als diese lichtscheuen, unverantwortlichen Mächte das junge landständische Leben im Keime vergiftet und zum großen Unglück unseres engeren Vaterlandes immer größeren Einfluss auf die Person des Großherzogs gewonnen haben, mussten wir sie gleich an dieser Stelle vor den historischen Richterstuhl laden" (S. 41). Und er hat sie gehörig gerichtet und wenn nötig auch gleich abgeschlachtet. Zuerst die Hofhistoriographen, von denen er leider nur einen mit Namen nennt, den Archivrat Brodhag, der „würdig die Galerie jener Archivräte eröffnet, welche, statt sich mit Genealogie und Wappenkunde zu befassen, sich auf das Gebiet der badischen Landtagsgeschichte — der Domäne Müllers — verirrt haben. . ." Der Ton (in dem „landständischen Boten" Brodhags), welcher populär sein will, in Wirklichkeit aber niedrig ist, kann über die Planlosigkeit und Urteilslosigkeit der Berichterstattung nicht hinwegtäuschen. Was der Autor aus dem Eigenen hinzufügt, ist „eine ewige byzantinische Anbetung, die dadurch nicht schmackhafter wird, dass der Hofhistoriograph sich gelegentlich in einen Hofpoeten verwandelt" (S. 141). Da ist freilich Leonh. Müllers badische Landtagsgeschichte etwas anderes! Da ist Disposition und Plan und Urteil der Berichterstattung, und was der Autor aus dem Eigenen hinzufügt, ist zwar nicht viel, aber desto imponirender in Auffassung und Ausdruck. Ja, was verirrt ihr euch auch, ihr Archivräte, auf das Gebiet der badischen Landtags- und überhaupt der badischen Geschichte? Befasst euch in Zukunft hübsch mit Genealogie und Wappenkunde, die euch Herr Müller so freundlich war, als eigentliches Arbeitsfeld zuzuweisen!

Mit gleichem Mut und Entzücken wie an die Hofhistoriographen macht sich Müller auch an Minister und sonstige Männer der Regirung. Ja, selbst die Person des Großherzogs, des „alternden Hagestolzen" (S. 32) versteht er zu porträtiren und zu schulmeistern. Am schlechtesten kommen die Minister v. Berstett, Metternichs „Prophet" und „getreuester Schildknappe" (S. 213), und zumal v. Hadke weg, „dieser französisch gesinnte, frivole, sackgrobe Kabinetts- und Küchenchef" (S. 132), der „alles andere eher als ein Staatsmann" (S. 131) war, und der Finanzminister v. Fischer, der „gleich v. Berstett an beständigen Verfassungswehen laborirte" (S. 157).

Doch genug der Ehre, die wir Müllers badischer Landtags-

geschichte angetan haben, genug des grausamen Spiels mit einem Neuling im literarischen Fache, der von der historischen Methode keine Ahnung hat und auch schwerlich, wie uns dünkt, etwas Rechtes darin lernen oder leisten wird. Passend kann man von ihm sagen: „Kindlich naiv steigt er in seinen Beruf: ein Tintenfass nebst Federhalter, ein bisschen Talent, ein Haufen Bücher, viel weißes Papier — und der historische Schriftsteller ist fertig.“ Für den ernsthaften Historiker hat das Müllersche Buch nur eine pathologische Bedeutung.

Aber kommen wir zum Schlusse! Es ist keine Frage, dass das Müllersche Buch von Jung und Alt gelesen, als Vademecum und Spiegel der politischen Weisheit von allen Abgeordneten getragen werden wird, der Verfasser aber dekorirt und sowol in seiner Zivil- wie in seiner Militärstellung befördert zu werden verdient. Wie weiland Rotteck die Weltgeschichte, so hat er endlich die historische Methode erfunden und zum erstenmal in „schöpferischer Weise“ angewandt. Hüten wir uns, dass der große Mann und große Moment, um bei seiner Sprache zu bleiben, kein kleines Geschlecht finde (S. 32), „der Augenblick könnte — mindestens — auf eine ganze Generation entscheidend“ (S. 213) sein.

Mannheim. E. Sartorius.

Oskar von Ehrenberg. Die Ortsnamen auf —ingen in Schwaben und insbesondere Hohenzollern. Aus den „Mitteilungen des Vereins f. Gesch. und Altertumskunde in Hohenzollern“ 31. Jahrg. Sigmaringen 1897/98. 41 S. 8°.

Der Kenner der früheren Jahrgänge dieser Zeitschrift wird sich vielleicht wundern, dass kaum 20 Jahre, nachdem A. Birlinger die Hohenzollerischen Ortsnamen (im 6. Band der Alemannia) ausführlich behandelt hat, schon ein anderer es unternimmt, eine Gruppe derselben aufs neue genauer zu untersuchen. Doch dürfte der Leser der v. Ehrenbergschen Schrift die volle Berechtigung dieses Nachpflügens eines scheinbar schon bestellten Ackers, namentlich um des ersten Teils derselben willen, wol erkennen. Die Ortsnamen auf —ingen sind seit Birlinger so vielfach, besonders durch S. Riezler, Bohnenberger, Schiber u. a., nach ihrer Wichtigkeit für die Besiedlungsgeschichte betrachtet worden, dass es sich gewiss verlohnt, diese Ergebnisse auch auf noch nicht eingehender untersuchte Gebiete zu übertragen, um deren Stichhaltigkeit allenthalben zu erproben und Erweiterungen zu versuchen.

Dies ist die Aufgabe, die sich v. E. im 1. Abschnitt seiner Abhandlung gestellt hat. Zuerst wird der Nachweis unternommen, dass die Endung ingen tatsächlich für die Schwaben besonders kennzeichnend ist. Zu diesem Zweck wird ihre Häufigkeit im deutschen Sprachgebiet — leider scheint Oesterreich ausgeschlossen zu sein — zahlenmäßig dargetan: von 2400 treffen 1080 auf den Bereich des schwäbischen Stamms, also 45%. Inwieweit die Zählung richtig ist, lässt sich natürlich schwer beurteilen; im bayer. Schwaben gibt es z. B. deren nicht 140, sondern 173, was allerdings den Prozentsatz sogar noch erhöhen würde. Lässt man die Möglichkeit gelten, — und das hat viel für sich — dass das in und vor dem 5. Jahrh. von den Alamannen besetzte weiter im Norden gelegene Land noch manche Namen aus jener Zeit bewahrt hat, so steigt die Zahl noch bedeutend, so dass man fast $^3/_4$ aller als schwäbisch ansprechen könnte. In Württemberg übertreffen nur die Grundwörter berg und bach die ingen an Häufigkeit; und ein Vergleich des schwäbischen und fränkischen Teils dieses Lands ergiebt deren auffallendes Ueberwiegen im ersteren.

Ist so die Endung ziemlich schlagend als schwäbische Eigenheit erwiesen, so deutet eine Betrachtung und Ausscheidung nach der Grösse der ingen-Orte auf ihr frühzeitiges Emporkommen und ihr hohes Alter. Während unter den kleineren Orten Württembergs und Hohenzollerns nur etwas über 1% ingen sind, trifft darauf von Dörfern und Städten mehr als je der fünfte Teil; ferner sind von den württemb. ingen mehr als 80% über den Weilerrang emporgewachsen, das gleiche Verhältnis wie im bayer. Schwaben. Das legt den Schluss nahe, dass diese Wohnorte gleich als geschlossene Dörfer angelegt wurden[1]). Dies erhärten noch weiterhin folgende Erwägungen:

1. Die ingen haben fast durchweg die größten Markungen und
2. regelmäßig die günstigste örtliche Lage (weite, bequem zugängliche und darum wol gleich bei der Einwanderung be-

[1]) Dass es ähnlich sich verhält mit den heim und dorf, mag sein; dass die weiler im Gegensatz dazu von Anfang an klein waren, lässt schon die heutige Bedeutung des Wortes und dessen Herleitung von villare vermuten. (Die auf S. 12 wiederholte Baumannsche Ableitung von wilanweilen ist ganz unwahrscheinlich.) Ob dagegen auch die hofen mit weiler auf gleiche Stufe gestellt werden dürfen, erscheint schon wegen der Mehrzahl sehr fraglich.

siedelte Täler), während sie gegen das Gebirge zu verschwinden;

3. sie erscheinen schon in den ältesten Urkunden;
4. sie haben viel weniger Wüstungen als andere Klassen zu verzeichnen;
5. unter ihnen sind ungewöhnlich viele Pfarrdörfer, meist mit einer größeren Zahl von Filialen; in Württemberg 74 von 100 (in Bayern annähernd ebensoviele);
6. in ihrer Nähe liegt etwa die Hälfte aller bekannten alamannischen Friedhöfe Württembergs;
7. an ihnen führen meist Römerstraßen vorbei, was auf ihre Anlage zur Zeit bezw. am Ende der Römerherrschaft schließen lässt.

Als weitere Verstärkung zu Punkt 5 wäre vielleicht noch beizufügen, dass von den ältesten Kirchen Württembergs — als solche hat Dr. G. Bossert die dem fränkischen Nationalheiligen Martin und seinem Genossen Michael geweihten nachgewiesen — mehr als ein Dritteil in ingen-Orten gefunden werden, woraus folgt, dass diese schon zur Zeit der Missionirung durch die Franken, also kurz nach der Unterwerfung der Alamannen, zu größerer Bedeutung gelangt sein müssen.

Die Art der Entstehung der Orte als Sippenniederlassungen ist sodann an der sprachlichen Form der Namen dargelegt. Dabei sind die Endungen ingas und inga für den „älteren und jüngeren Nominativ Plural“ erklärt. Die Endung as als Nom. Plur. der starken Deklination ist aber nirgends belegt; die ingas-Formen sind mit Recht in Kuhns Zeitschr. f. vergl. Sprachf. 31, 297 als romanisch erwiesen, und ganz ebenso wird es mit denen auf inga sein, wie ich im Allgäuer Geschfrd. 1898 S. 38 zu beweisen gesucht habe. Ein Nom. Plur. würde meines Erachtens völlig dem in ältester Zeit herrschenden Geist der Namengebung, da man stets auf die Frage wo? antwortete, zuwider sein. Die Mönche haben für die lateinischen Urkunden den Ortsnamen, wo es anging, einfach die lateinische Endung a gegeben. Gerade darin, dass diese Namen eigentlich weiter nichts sind, als ein deklinirter Eigenname ohne jedes Grundwort, scheint mir ein Hauptbeweis für ihr hohes Alter zu liegen: fürs erste ist das Einfache immer das Aeltere, fürs andere klebt ihnen, glaube ich, noch deutlich die Spur der Wanderschaft an; denn was lag näher, als die Bezeichnung, die man von dem Marsch her für den Lagersitz der einzelnen Abteilungen (Sippen) gebraucht

hatte, nach der (natürlich auch sippenweise) erfolgten Sesshaftmachung auf die dauernden Wohnsitze zu übertragen?

Dass aber die Alamannen diese Form der Benennung ausschließlich sollen angewendet haben, wird man allein angesichts der zahlreichen ing in Altbayern nicht behaupten können, ebensowenig wie die schon oft widerlegte, auf der 11. u. 12. Seite von v. E. wiederholte Ansicht, die heim seien fränkische Eigenheit. Während die Patronymika bei Bayern und Schwaben noch mit deren naher Verwandtschaft ihre Erklärung finden könnten, müssten dann die fast 900 heim in (reichs-)bayerischen Landen zur Annahme einer nahen Zusammengehörigkeit der Bayern und Franken zwingen. Die Endung heim mag bei den Franken recht beliebt gewesen sein, ist aber sicherlich gemeingermanisch.

Gemäß ihrer Entstehung muss in den ingen-Orten ein Personenname stecken, sagt v. E.; ich möchte den Satz lieber so wenden: Falls die urkundlichen Formen es irgend erlauben, ist bei der Erklärung in erster Linie ein PN. in Betracht zu ziehen. Außer den einzigen 4 schwäbischen, die keinen enthalten sollen (Stühlingen, Bischofingen, Finningen und Faimingen), bringt der Verf. später selbst noch Fischingen und Nufringen bei, und ein Blick in Kriegers topogr. Wörterbuch würde noch viele unechte erkennen lassen. Dabei pflichte ich vollständig der Deutung von Owingen, Vöhringen, Vilsingen[1]), Eschingen usw. bei und glaube auch, dass in Arnolds „Ansiedelungen" von den 36 angeblich unechten noch viele auf PN. zurückzuführen sind. Gleichwol möchte ich aber neben den Bischofingen, den „Leuten des Bischofs" auch die Münchinge und Phaffinge, die der Mönche und Pfaffen, gelten lassen, da eben doch weder der PN. Fagfrid noch seine Kürzung Faffo sich irgendwo findet, während die dazu scheinbar stimmenden ON. ziemlich häufig sind. Andrerseits wüsste ich zu Stühlingen (1093 Stulinga, sonst meist Stuolingen) keine einigermaßen verlässige Entsprechung; mit Recht sagt Krieger: „zu einem Personennamen". Förstem. I, 1124 verzeichnet Stodilo und Stollinc, wovon das zweite offenbar durch Angleichung aus dem ersteren entstand. Vielleicht böte das bei Grimm zu findende Adj. urstôdali = scharfsichtig die richtige Wurzel dar (germ. ô > alam. uo seit d. 10. Jahrh.).

---

[1]) Die Form Filisilingen für das ältere Filisininga ist wol dem häufigen Wechsel von n und l zuzuschreiben, vgl. Ausnang > Auslang, Isininga > Eisling u. a.

Ganz in v. E.'s Sinne möchte ich hier Anlass nehmen, noch auf etwas aufmerksam zu machen, was ich schon früher einmal anderswo angedeutet habe. Dass sehr viele Gewässer nach Personen benannt sind, ist bekannt. Sollten nicht Fälle wie Usingen an der Use, Morungen an der Moor, Bodungen an der Bode, Gröningen an der Grunach, Sindelsdorf (Sindolvesdorf) am Sindelsbach, Buxheim an der Buxach u. v. a. die Vermutung rechtfertigen, dass es öfters der Brauch war, den Wohnort und den daran vorbeifließenden Bach nach der gleichen Person (etwa dem Sippenältesten, hier also Uozo, Maro, Bodo, Gruono, Sindolf, Bucho) zu benennen?

Nachdem v. E. im weiteren noch hervorgehoben und begründet hat, dass natürlich nicht alle Orte auf ingen der Einwanderungszeit angehören, reiht er der ganzen Gruppe als zugehörig noch die Neufra u. ä. benannten Orte an, indem er die meines Wissens zuerst von Riezler gegebene Erklärung: „bei den neuen Sippen" annimmt, welche um so mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, seit die fehlende Beugungsendung beim Adjektiv durch 3 Urkundenstellen bei Krieger belegt ist (Niunferon); der fast regelmäßige Ausfall des n vor dem harten labialen Reibelaut dürfte sich dem vor dem weichen in Formen wie Ottwangen u. ä. an die Seite stellen lassen. —

Der zweite Teil der vorliegenden Abhandlung bringt die Erklärung der einzelnen Namen. Und auch er bietet etwas Neues insofern, als er bei jedem der 38 ingen-Orte außer einer Reihe von urkundlichen Formen auf stets „gleiche und verwandte Ortsnamen" aus dem südlichen Deutschland vorführt, welche stellenweise einen willkommenen Vergleich und guten Schluss zulassen auf den zu grunde liegenden PN. Bei der Mehrzahl ist natürlich die Birlingersche Deutung im großen und ganzen beibehalten, doch finden sich bei etwa 14 mehr oder weniger erhebliche Abweichungen, die fast durchweg einen Fortschritt gegen die frühere Deutung bezeichnen.

Auf einzelnes sei es gestattet, hier noch etwas näher einzugehen.

Bisingen führt auch Birlinger auf Biso zurück. Falls dies nicht etwa aus Bid-zo entstanden ist, mag pison = mutwillig springen wohl das richtige Stammwort sein, zumal das einzige bei Förstem. (I, 265) verzeichnete Kompositum Bismod dann als einer „stürmischen Muts" einen guten Sinn giebt. Wenn es aber erlaubt ist, einen zusammengesetzten Namen zu übersetzen, so geht das nicht mehr an bei einem verkleinerten. Ich halte es daher für einen Fehler, dem man allenthalben begegnet, wenn Bissula, wie es S. 17 geschieht, mit „wilde Hummel" wiedergegeben wird. Man kann

doch aus dem Namen, der einem Kinde in der Wiege beigelegt wird und bei dem man stets im Auge behalten muss, dass die Eltern, wenigstens in der Zeit, da man den Sinn der Namen noch verstand, ihrem Kinde einen frommen Wunsch mit auf den Lebensweg geben wollten, nicht Schlüsse auf den Charakter oder gar auf den Stand der Person ziehen. So ist z. B. in einem Aufsatz der Beilage zur Augsbgr. Postztg. 1899, Nr. 15 S. 89, über Alahmuntinga = Oberalting aus der Namenserklärung: bei den Nachkommen des Alahmunt, des „Tempelschützers", die kühne Folgerung gezogen, dass jener Sippenherr ein Heiligtumswächter und an dem Orte eine heidnische Kultstätte gewesen sein müsse. Wenn die Eltern jenes Alahmunt ihrem Sohne wünschten, er möge ein Beschützer des Heiligtums werden, so ist das verständlich; gewiss aber werden Eltern ihrer Tochter nicht anwünschen, sie möge eine „wilde Hummel" werden. Aus dem gleichen Grunde kann ich mir nicht denken, wie die Namen Boso, Boaso zu „bös" gehören können; sie sind ganz gewiss eher zu bôzan = schlagen, stoßen zu stellen.

Burladingen. Mit der Verwerfung der ältesten Form Burdleidingen bin ich im Hinblick auf die späteren Formen, die nirgends mehr ein d haben, ganz einverstanden; besonders scheint mir dafür die Burichinger Mark und der Burishingagau, worin der Ort lag, zu sprechen.

Empfingen. Den Namen Ampho möchte ich entsprechend Angleichungen wie entvangen u. a. lieber von Andfrid, Andfuns (Fm. I, 85) herleiten als von Aginfrid.

Hechingen. Der Eponymos Hacho steht fest, nicht aber dessen Ableitung. Die Gleichstellung mit Hagano erregt Bedenken. Mit Rücksicht darauf, dass es nach der Urkunde von 789 im Hattensuntare lag, würde ich hier eher an eine Zusammenziehung aus Hadicho denken (Chadichus ao 673 Fm. I, 642).

Ruelfingen. Die Form v. J. 1300 Ruotolfingen bei Birlinger zwingt, wenn anders sie richtig ist, doch wol zu einem Ruodolf. Die angeblich im Schwäbischen ausschließlich gebräuchliche Kürzung Ruof kann ja auch nur über Ruolf entstanden sein.

Sigmaringen. Zu der hier angefügten Bemerkung, dass in dieser Stadt noch nie ein Vater seinen Sohn Sigmar getauft, ist es vielleicht nicht ganz unstatthaft, wenn ich erzähle, dass mir hier, als ich diesen Namen meines Sohns auf dem Standesamt anmeldete, entgegnet wurde, ob es denn diesen Namen überhaupt gebe, der sei noch nie dagewesen.

Störzingen. Storzo = Stiurzo halte ich lautlich für unmöglich. Ich würde eine Verkleinerung Starc-zo mit verdumpftem a vorziehen.

Also im ganzen: eine fleißige, sorgfältige, gediegene Arbeit, die in ihrem ersten Teil die Bedeutung der ingen-Orte sehr übersichtlich beleuchtet und im zweiten sachkundige und einen Fortschritt gegen früher bekundende Namenerklärungen gibt. Inwieweit die urkundlichen Formen immer zuverlässig sind, lässt sich natürlich schwer prüfen, da die Quellen nicht angegeben sind. Soweit ich sie noch prüfen konnte, waren sie richtig; nur den 2 ältesten Formen für Hechingen und Wessingen ist die eine falsche Vorstellung ihrer zeitlichen Herkunft erweckende Endung um gegeben statt un, wie beidemale im Württemb. Urk.-B. zu lesen ist.

Memmingen. J. Miedel.

Otto Heilig. Die Ortsnamen des Kaiserstuhls. Beilage zum Jahresber. der Realschule Kenzingen. Kenzingen 1899. 13 S. 8°.

Die vorliegende Programmabhandlung beschäftigt sich mit Ortsnamen, welche schon anderweitig, und zwar erst in jüngster Zeit, erklärt worden sind. Gleichwol wäre es verkehrt, wollte etwa jemand die Arbeit überflüssig nennen. Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, dass nur solche etymologische Versuche Berechtigung haben, die in kritischer Weise an der Hand der Sprache, und nicht lediglich auf Grund der ältesten erhaltenen Form gemacht werden, bringt der Verfasser bei jedem der 24 Namen neben den alten Schreibungen die heutige mundartliche Form, wobei dann auch sonstige auffallendere lautliche Erscheinungen zur Sprache kommen. Außerdem sind, was volkskundlich recht interessant ist, Spottnamen der Ortsbewohner und Namensagen beigegeben. Dass die mundartliche Form, insbesondere da, wo eine alte Schreibung mangelt, ein geradezu unentbehrlicher Behelf ist für den, der auf die richtige Spur zur Erklärung eines Namens kommen will, kann ja kaum einem Zweifel unterliegen.

Die angeführten alten Schreibungen sind insgesamt Kriegers topographischem Wörterbuch entnommen; ob freilich die Auswahl immer die richtige ist, darüber könnte man rechten. Es sind m. E. nicht immer gerade die sprachlich bedeutsamsten aller herausgesucht, ferner wäre ein Unterschied zwischen Originalurkunden und Kopien späterer Zeit angezeigt gewesen, Fälschungen dagegen hätten ganz wegbleiben dürfen. Auf die Spottnamen hätte sich vielleicht sogar ein etwas genaueres Eingehen verlohnt, nachdem einmal diese Ab-

schweifung ins volkskundliche Gebiet gemacht war; denn während einzelne, wie šnoge, muurekiwl, ja selbst wol wedagige (wedag = Schmerz, ahd. wêtac kann man in Altbayern vielfach, und auch in Schwaben, hören) leicht verständlich sind, werden wenige nur wissen, was sie unter gläbrli, bóbili u. a. sich denken sollen. An Ort und Stelle aber kann man meist noch annähernd wenigstens Aufschluss bekommen über den Sinn der Bezeichnung.

Wie besonnen die Deutungen in Kriegers Wörterbuch sind, zeigt, dass außer der durch F. Pfaff schon richtig gestellten, von Eichstetten, die ihre Bestätigung durch den Volksmund findet, nur bei dreien von dem Verf. eine andere Ableitung vorgezogen wird. Diese dürfen wir vielleicht auf ihre Berechtigung hin etwas näher ansehen.

Für Vogtsburg hat Krieger seltsamer Weise einen Vocho als namengebend angenommen, trotzdem die älteren Urkunden alle den viel häufigeren Namen Bocho enthalten. Mit Recht ist also dieser an die Stelle jenes gesetzt. Aber seine Herleitung von bock erregt bedenkliches Kopfschütteln. Wo ist ein damit zusammengesetzter PN. nachweisbar? Wie wäre es wahrscheinlich zu machen, dass Eltern vom Geiste der alten Germanen ihr Kind nach dem gar keine besonders rühmlichen Eigenschaften besitzenden Bock taufen? Und in der Mythologie spielt das Tier meines Wissens auch keine nennenswerte Rolle. Nein, Bocho ist entweder zusammengezogen aus Bodicho oder = Bucco, Bucho (von Burghart) oder auch, wie Stark, Kosenamen der Germ. 314 urkundlich nachweist, = Boliko (Baldiko). — Königsschaffhausen. Die Baumannsche Erklärung: „Häuser am Rohr“ ist nicht so ohne weiteres zu verwerfen, zumal die bei Förstem. für den Stamm scaft beigebrachten PN. auch öfters den Verlust des t zeigen; für den gegebenen Fall ist besonders charakteristisch der Abfall des t in Scafhilt. Jedoch scheint mir scâf, wenn auch unwahrscheinlich, so doch nicht ausgeschlossen. — Schelingen. Auch hier möchte ich Baumanns Ableitung den Vorzug einräumen. Die ingen müssen durchaus nicht unbedingt alle patronymisch sein; besonders sind sie es dann nicht mit Wahrscheinlichkeit, wenn man als Namensstamm einen sonst gar nirgends nachweisbaren erfinden muss. Und dies träfe bei schël = Zuchthengst zu. Die Form Scheleyen und die — leider nicht mit angeführte — Scheli lassen vermuten, dass wir es mit einem unechten ingen zu tun haben. Vielleicht ist auch die Form Scaleia nicht ganz aus den Fingern gesogen. Wenn wir Formen wie Mortunauwa, — augia, — agia betrachten und damit z. B.

krawa > kraja > kreie > kreige (Krähe) vergleichen, so müssen wir als möglich und wahrscheinlich annehmen, dass ein Schelawje über Scheleige, Scheleie, Schelige sich zu Schelingen hat entwickeln können; heißt ja die Au im Alamannischen auch heute noch oi oder ey.

Außer bei diesen dreien ist von O. H. noch bei Bischoffingen die Möglichkeit angedeutet, dass es zu einem PN. Piscolf gehöre. Wo aber der Stamm pisc vorkommt und was er bedeutet, ist leider nicht gesagt. Undenkbar aber in älterer Zeit ist eine Zusammensetzung der Verkleinerung Pisico mit (w)olf. Die Aussprache Bischlfingə — die einzige von allen, die weder mit einer urkundlichen noch mit der modernen Schreibweise übereinstimmt — erkläre ich mir durch Einschiebung eines bequem überleitenden Halbvokals an Stelle des verschluckten e (oder o); es hat um so weniger Anstand, als ja bischolf selbst bezeugt ist. —

Sasbach habe ich oben zu den bei Krieger erklärten mitgerechnet, weil Sasbach bei Achern, das die gleichen alten Schreibweisen zeigt, zu Sahso gestellt ist und bei Krieger von mehreren die gleiche Etymologie besitzenden ON. immer nur der erste erklärt ist. Was die Bemerkung heißen soll, dass der PN. Sahso „schon frühe in die starke Deklination übergetreten" ist, ist nicht recht zu verstehen. Gekürzte PN. werden doch ohne Unterschied bald stark bald schwach gebeugt. — Ferner scheint mir die Erläuterung der Entwicklung der mundartlichen Formen bei Leiselheim etwas künstlich und gesucht. = heim wird vom Volk zu ə gekürzt: Burgheim = Burgə, also Lüsselheim = Liselə, und der Bewohner ist dann natürlich der Lis(e)l(ə)m(e)r.

Am meisten Schwierigkeit von all den Namen um den Kaiserstuhl bietet zweifellos Achkarren. Vielleicht darf auch ich einen Versuch wagen, dieses seltsame Wort aufklären zu helfen. Der PN. Hatucharl will mir nicht zusagen, weniger deshalb, weil er nicht belegt ist, sondern weil ich bei dem ON. ein Grundwort nicht missen kann. Elliptische ON. gibt es nun dort einmal weit und breit nicht. Die einzige Analogie Wolfgangen kann (wenn die Beziehung des urkundl. Belegs zutrifft) nur über Wolfgangheim = Wolfgangə entstanden sein; denn ein schwacher Gen. Wolfgangen besteht nicht. Allzuviel Gewicht dürfen wir der ältesten Form Hatcharl nicht beimessen, da sie überdies erst in einer Abschrift des 17. Jahrh. vorkommt. Ich denke, soviel steht fest: der Name enthielt 1 Kehllaut (vielleicht

auch 2), aber an welcher Stelle ist unsicher. Dass hiebei oft eine Vertauschung oder Verrückung durch den Schreiber zu beobachten ist, ist bekannt und dies zeigt ja gerade auch die schwankende Ueberlieferung unseres Namens. Am häufigsten und am besten bezeugt erscheint der Kehllaut hinter dem ersten a; die aus den act. Murens. stammende — von H. nicht angeführte, aber besonders wegen ihrer Endung wichtige — Form Acharlon legt die Vermutung nahe, dass vielleicht der erste Guttural einen zweiten nicht hineingehörigen hervorgerufen haben könnte. So hätten wir dann als Urform etwa (ze dên) aht(o) arlon = bei den acht Arlen[1]). (Der Arlesbaum ist eine Art Eberesche. Vgl. auch ON. wie Arlach). Aehnlich gebildete ON. gibt es genug: Dreistegen, Dreifaltern, Vierkirchen, Fünfbronn, Fünfeichen, Sechshöf, Siebenbrunnen, Siebeneichen, Achthöfen, Fünfehrlen (ON. Tettnang). Es würde so vielleicht auch das offenbar schon sehr frühe Aufhören des Verständnisses des ON. sich erklären: mit dem Verschwinden der Bäume musste auch der Name unverständlich werden. Sollte indes auf dem k des zweiten Wortteiles bestanden werden, so hätten wir (ze dên) aht(e) karlon, karl etwa in dem Sinn, wie es am Niederrhein und besonders im Angelsächsischen vorkommt, von „Bauer". Auch hiefür fänden sich Entsprechungen: Ein Hof bei Frankenthal heißt „die 7 Bauern" und Viermünden in der Prov. Hessen wird 1016 Fiormannin genannt (Arnold, Ans. und Wand. 645). Doch ist ja auch dies nur ein Versuch, über dessen Annehmbarkeit der geneigte Leser urteilen möge. — Nach unseren Ausführungen würden sich also nur 13 Namen ergeben, die einen PN. als Bestimmungswort haben, während 8 anderer Herkunft, 3 unsicher sind, immer noch genug, um die Beliebtheit der Verwendung von PN. darzutun. Fragen wir schließlich noch nach der Förderung, welche wir durch die Beiziehung der Volksaussprache erhalten haben, so ergibt sich die auffallende Thatsache, dass $^5/_6$ der Namen eine Anlehnung an die heutige Schreibweise, also gewissermaßen eine mundartliche Aussprache dieser, erkennen lassen, während nur bei 4—5, nämlich Eichstetten, Jechtingen, Leiselheim, Vogtsberg, (Breisach), die ältere beibehalten ist, so dass wir also als Ergebnis der sehr dankenswerten Untersuchung Heiligs bezeichnen dürfen: Die mundartliche Form

[1]) Eben von ahto findet sich in den St. Pauler Glossen die gleiche Umstellung des h: hatouui statt ahtowi s. Braune, ahd. Gramm. § 271 A. 4, worauf mich auch Herr Prof. Heilig aufmerksam zu machen die Güte hatte.

der ON. ist bei Deutungsversuchen zwar sehr beachtenswert, aber weit verlässiger sind die urkundlichen Formen.

Memmingen. J. Miedel.

Wille, Jakob, Bruchsal. Bilder aus einem geistlichen Staate im 10. Jahrhundert.

Heidelberg, Winter, 1900.

„Betrachtungen, die an die Bruchsaler Residenz sich anschließen" bietet uns die Willesche Arbeit, aber in diesen Betrachtungen zugleich ein großes Stück der politischen, Kunst- und Kulturgeschichte eines geistlichen Staats des vorigen Jahrhunderts. Eine in engen Raum gedrängte Orientirung über die geistlichen Staaten und das Hochstift Speier leitet über zum prächtig geschilderten Charakterbild des Kardinals Damian Hugo von Schönborn, der, bisher zu wenig gekannt und gewürdigt, als Fürstbischof von Speier und Wiederhersteller dieses kleinen Staats, in der Geschichte der deutschen Kunst mit Ehren genannt wird als der Erbauer der Residenz zu Bruchsal.

In lebendiger frischer Gestalt tritt in den Ausführungen Willes Kardinal Schönborn vor uns als ein Mann, der, seiner Kirche treu ergeben, erfahren wie in der Theologie und im kanonischen Recht, so auch in der Kriegswissenschaft, in arbeitsfroher Pflichttreue mit bewundernswertem Geschick und praktischem Verständnis für alle Zweige des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens, mit der Würde des Reichsfürsten und Bischofs zugleich auch die Aufgabe übernimmt, die in weltlicher und geistlicher Hinsicht so vielfach zerrütteten Verhältnisse in Ordnung zu bringen, und dieser nicht leichten Aufgabe völlig gerecht wird.

Die Perle alles dessen, was Kardinal Schönborn geschaffen, ist das Bruchsaler Schloss, ein Kleinod deutscher Kunst, auf das erst in neuester Zeit das Interesse des Architekten und Künstlers wieder hingelenkt wurde. Neben Balthasar Neumann, dem genialen Erbauer des fürstbischöflichen Schlosses zu Würzburg, war an Bau und Ausschmückung der Bruchsaler Residenz eine Reihe anderer hervorragender Meister tätig, deren Name uns zum großen Teile erst durch die mit außerordentlichem Fleiße gearbeitete Willesche Monographie bekannt wird.

Das in allen seinen Teilen auf archivalischen Studien beruhende, dabei aber in fesselnder Darstellung geschriebene Werkchen ist mit 8 in den Text gedruckten Abbildungen geschmückt.

Freiburg i. B. Julius Mayer.

Karl Heinrich Freiherr von Fahnenberg, der Vater der badischen Volkskunde.

Von **Fridrich Pfaff.**

Als wir im Jahr 1893 die ersten „Fragebogen zur Sammlung der volkstümlichen Ueberlieferungen in Baden" hinausgehen ließen, war mir nicht bekannt, dass vor damals schon 57 Jahren ein umfassenderer Versuch ähnlicher Art gemacht worden war. Spuren davon waren nicht zu Tage getreten; wer sollte auch denken, dass ein Büchlein, das über die Heilquellen am Kniebis handelt, den Entwurf einer solchen Sammlung enthalten würde. Dies Büchlein von 219 Seiten, das sich einen Wegweiser für Kurgäste und Reisende nennt und 1838 bei D. R. Marx, Karlsruhe und Baden, erschienen ist, hat zum Verfasser Karl Heinrich Freiherrn von Fahnenberg, den badischen Oberpostdirektor und seit 1823 Vorstand der Schuldentilgungskasse, der zur Zeit in Baden im Ruhestand lebte. 1836 hatte er bereits ein Büchlein über Rippoltsau allein herausgegeben. Beide unscheinbare Schriftchen zeigen dem Leser, dass ihr Verfasser ein Mann von Bedeutung war. Nicht nur in geographischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht, sondern auch auf dem Gebiet der Geschichte bietet er gründliche Belehrung, ja er hat seinen Otfrid gelesen und lässt ihn (Rippoltsau S. 9) als Zeugen für den alten Bergbau im Schwarzwald auftreten. Wol verdiente dieser so viel-

seitige, hochgebildete, wahrhaft vaterländisch gesinnte Mann ausführliche und eingehende Behandlung; allein ich besitze leider bis jetzt keinen neuen Stoff zu seiner Lebensgeschichte. Fast das Einzige, was ich vorlegen kann, ist das hier mitgeteilte Bild Fahnenbergs, das mir von dem Besitzer des Originals, dem Enkel Fahnenbergs, Karl Heinrich Freiherrn von Hügel, Landgerichtsdirektor a. D. und kgl. Kammerherrn, in Tübingen freundlichst zur Verfügung gestellt worden ist.

In den Badischen Biographien, herausgegeben von F. von Weech, I, 232, findet sich eine kurze Lebensbeschreibung Fahnenbergs. Bei dessen Tode erschien eine solche in der Karlsruher Zeitung vom 20. März 1840, die ich hier mitteilen will.

„Baden, 17. März. Gestern Morgen ist hier der pensionierte großh. bad. Oberpostdirektor Frhr. Karl Heinrich v. Fahnenberg im Alter von 61 Jahren verschieden. Der Verstorbene wurde geboren am 16. Mai 1779 zu Freiburg im Breisgau, woher seine Familie stammt, die später wegen ihrer Besitzungen in dem Kanton Rhön und Werra in die fränkische Reichsritterschaft eingereiht wurde, machte seine Studien auf den Universitäten Würzburg, Erlangen und Göttingen und begann im Jahre 1801, zu welcher Zeit das Breisgau noch vorderösterreichisch war, seine praktische Laufbahn als Legationssekretär bei den kaiserlichen Gesandtschaften zu München und Karlsruhe. Als nach dem Frieden zu Pressburg das österreichische Breisgau an Baden fiel, trat v. Fahnenberg in unsere Dienste über, zuerst als Regirungsrat in Freiburg; 1810 wurde er als Rat zum Ministerium im Innern nach Karlsruhe berufen, 1814 zum geh. Referendär und 1819 zum Oberpostdirektor ernannt. Bald darauf (im Jahre 1823) wurde ihm auch die oberste Leitung der Amortisationskasse provisorisch übertragen, zu deren wirklichem Direktor er im Jahre 1826 ernannt wurde. v. Fahnenbergs Wirksamkeit in dieser zweifachen wichtigen Stellung war für unser Land äußerst woltätig und erfolgreich. Er ist es, durch den das badische Postwesen eine bedeutende Umgestal-

tung erhielt und nach und nach die Ausdehnung und Vervollständigung vorbereitet wurde, durch welche dasselbe gegenwärtig sich auszeichnet; sein Verdienst ist es insbesondere, zuerst die Eilposten in Deutschland eingeführt zu haben, in-



Karl Heinrich Freiherr von Fahnenberg.

dem er schon im Jahre 1820 einen Eilwagenkurs zwischen Karlsruhe und Mannheim herstellte, eine Einrichtung, die alsbald in Preußen und von der Thurn- und Taxis'schen Postanstalt nachgeahmt wurde. Infolge von Kränklichkeit

zog sich v. Fahnenberg im Jahre 1838 vom Staatsdienste zurück und lebte seitdem in Baden, sich literarischen Beschäftigungen hingebend. In seinem Nachlasse dürften sich interessante Materialien zu einer historisch-statistischen und geographischen Beschreibung des Schwarzwalds finden, sowie auch zur Vergleichung der englischen Sprache mit der deutschen, welche vorher sein Lieblingsstudium bildete. Der Verstorbene gehörte zu den wahrhaft Edeln seines Standes, die mit dem Adel der Geburt den der Seele in hohem Grade vereinen. Friede seiner Asche!"

Auch die „Freiburger Zeitung" vom 17. März 1840 brachte einen kurzen Nachruf, in dem neben seiner „interessanten Korrespondenz" auch noch „höchst interessante Materialien zur Geschichte und Topographie des Schwarzwaldes" unter seinen hinterlassenen Papieren als vorhanden vorausgesetzt werden. Es heißt da auch: „Er beabsichtigte nach Ostern Baden zu verlassen und Freiburg zu seinem Aufenthaltsort zu wählen."

Ebenso brachten andere Blätter, wie der „Schwäbische Merkur" und die „Allgemeine Zeitung" Nachrufe.

Wie die Badischen Biographien berichten, war Fahnenberg ein im guten Sinne freisinniger Mann. Die Schicksale der Polen erweckten seine Teilnahme und in Gemeinschaft mit Welcker und Wessenberg unterzeichnete er einen Aufruf zur Gründung eines Hilfsvereins. 1831 trat er für das liberale Pressgesetz ein und forderte durch eine Flugschrift zur Gründung eines Pressvereins auf. Er war Mitgründer des Vereins für Besserung der Strafgefangenen und der Schicksale entlassener Sträflinge. Seine mehrfach hervorgehobene literarische Tätigkeit scheint sich mehr in Zeitschriften und Zeitungen als in selbständigen Schriften abgespielt zu haben. Das wenige jedoch, das bekannt ist, zeigt ihn als ganzen Mann. Den tiefsten Blick jedoch in seine Eigenart, in die innerste Neigung seiner Seele lässt uns sein Plan zu einer Landes- und Volkskunde des Schwarzwalds tun. Bei seiner amtlichen Tätigkeit, die ihn mit Land und Leuten bekannt machte und in engere Berührung brachte, mag er wol empfunden

haben, wie wenig der „Gebildete“ vom „Volk“, besonders vom Landvolk weiß. Er mag gedacht haben: wie kann man ein Volk leiten, dessen Wesen man nicht versteht, ja dessen äußere Lebensformen man nicht einmal kennt! Ueberall nämlich blickt in Fahnenbergs Entwurf der praktische Zweck hindurch, wenn er auch nirgends ausdrücklich ausgesprochen wird. Ein Mann wie Fahnenberg, der nicht das einsame Gedankenleben eines weltfernen Gelehrten gelebt, sondern mitten im Strome der Zeit gestanden und an der weisen Führung dieses Stroms ein gutes Anteil gehabt, der konnte nicht sogenannte „reinwissenschaftliche“ Zwecke verfolgen, sondern er musste den Zweck haben, seinem Vaterlande, Herrschenden wie Beherrschten, zu nützen. Nicht nur um die wissenschaftliche Mehrung der Erkenntnis im allgemeinen handelte es sich, sondern es galt die Förderung des Verständnisses für im Staatsleben grundlegende Dinge; denn dies und nichts anderes kann die Volkskunde wollen, wenn sie nicht in gefällige Geistesübung, in das unterhaltsame Ballspiel mit anziehenden Gedanken ausarten will.

Fahnenberg war auch ein echtes Kind seiner Zeit, denn das „Weltbürgertum“, zu dem er seine Zeit hinstreben sah, hatte ihm neben der Schattenseite, die er im Verschwinden des „rationellen, landschaftlichen Gepräges“ wol sah, zuerst und vor allem eine Lichtseite; aber er wollte lernen, wollte im Rückblick auf die Vergangenheit die Gegenwart erkennen lernen, die Landeskenntnis erweitern, vaterländischen Geist wecken, das Gemüt mit heimatlichen Bildern befruchten.

In der Anmerkung zu seinem Entwurf nennt er eine Anzahl von „Vaterlandsfreunden“, die ihm bereits Beiträge geliefert. Leider hat es nicht gelingen wollen, den gesammelten Stoff aufzufinden. Vielleicht haben diese Zeilen den Erfolg, Nachrichten darüber zu gewinnen oder gar den verschollenen Schatz selbst zu heben. Was die Sammlung enthalten haben kann, davon gibt Fahnenbergs unten abgedruckter „Entwurf“ Zeugnis. Er erstreckte seine Absichten weit größeres Gebiet als das, was man „Volkskunde“ . Auf der andern Seite beschränkte er sich

auf den Schwarzwald. Aber er wünschte, dass sein Vorhaben ähnliche Schilderungen vom Rheintal, Odenwald, Taubergrund, der Bodenseegegend hervorrufen möge, damit ein vollendetes Bild des badischen Vaterlands geschaffen werde, und so darf ich ihn wol mit Fug den „Vater der badischen Volkskunde“ nennen. Bedeutsam für Fahnenbergs Gedankenrichtung ist, dass er Badens ersten Großherzog Karl Friedrich im Zusammenhang mit seinem Werke nennt.

Das Andenken an Karl Heinrich Freiherrn v. Fahnenberg neu zu wecken muss unsere Zeit recht sein, da erfreulicherweise die Volkskunde endlich überall Freunde und Förderer gewonnen hat und da leider das alte Geschlecht der Mayer von Fahnenberg vor kurzem ausgestorben ist. Die Familie*) hatte zwei Höhepunkte, den einen in Dr. Franz Ferdinand Mayer, geb. 8. Oktober 1679, † 2. Oktober 1741, der durch seine mutige Tat am 1. November 1713, bei der Belagerung Freiburgs durch die Franzosen, die Stadt vor Plünderung bewahrte und als Lohn die Adelserhöhung am 27. Februar 1715 aus kaiserlicher Hand errang; den andern Höhepunkt hatte sie in Karl Heinrich, dessen lebendige Züge in Bild und Schrift ich hier erwecke.

Der Schwarzwald.

(Ein Rundgemälde.)

Vorläufiger Entwurf.

Nochmals durchgesehene und ergänzte Ausgabe einer bereits im November 1836 als Handschrift in mehreren hundert Abdrücken verteilten Ankündigung.

Vorwort, nebst Bitte an Vaterlandsfreunde.

Schüchtern wage ich es, Vaterlandsfreunden den Entwurf zu einer Beschreibung des Schwarzwalds vorzulegen, wol fühlend, welch eine schwere, meine Kräfte vielleicht übersteigende, Aufgabe ich mir gemacht habe.

*) Vgl. Egid Joseph Karl von Fahnenberg. Genealogische Nachrichten von dem Breisgauischen adelichen Geschlecht Mayer von Fahnenberg. Regensburg 1809.

Versuchen möchte ich nämlich, in allgemeinen Umrissen, ein treues Naturgemälde dieses Gebirgs zu entwerfen, zugleich die Fortschritte seiner physischen, bürgerlichen, geistigen und moralischen Kultur darstellend.

Unklar erscheint mir noch das Bild des Schwarzwalds, gleich einer Fernsicht von einer seiner hohen Kuppen herab, wo Vorgründe, Täler, Bäche, Wege und einzelne Felder, in ihrer bunten Mannigfaltigkeit, sich vom Auge kaum unterscheiden lassen. Und so trägt auch die nachfolgende Skizze zu dem Rundgemälde ganz die Spuren einer noch unvollkommenen Anschauung. Möge man sie daher von diesem Gesichtspunkte aus beurteilen und mit Nachsicht aufnehmen! Vorderhand bezwecke ich damit bloß, Gönnern und Beförderern meines Vorhabens die Gegenstände zu bezeichnen, welche das Rundgemälde dereinst umfassen soll, um es Ihnen auf diese Weise möglich zu machen, mir dabei mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Zu diesem Behufe sind auch die Quellen, welche ich gerne benutzen möchte, sowie die Gegenstände, worüber ich nähere Auskunft zu erhalten wünsche, in dem Entwurfe angedeutet.

Vorerst werde ich alles, was über den Schwarzwald im Druck erschienen ist, durchgehen und die geeigneten Auszüge daraus machen. Die Ausbeute dürfte jedoch nicht sehr ergibig sein, indem dies Gebirg noch nie aus dem von mir gewählten Gesichtspunkte betrachtet wurde; auch bis jetzt bloß zerstreute Aufsätze über dasselbe erschienen sind.

Unerwähnt darf ich hier nicht lassen, dass unsere humane, jedes gemeinnützige Unternehmen gern fördernde, Regirung mir die Benutzung der Archive, Registraturen und Lagerbücher gestattet hat; eine ähnliche Erlaubnis ist mir auch von seiten Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht dem Herrn Fürsten von Fürstenberg zuteilgeworden. Für beide Begünstigungen bringe ich hier meinen ehrfurchtsvollsten Dank dar.

Allein, so schätzbare Materialien mir auf diese Weise ebote stehen, so besorge ich dennoch, dass ich darin ıss über das innere Volksleben, Sitten und

Gebräuche, Sagen und Altertümer, über die verschiedenen, auf dem Gebirge verbreiteten, Mundarten finden werde. Nur dann vermag ich aber dem Rundgemälde einen höheren Grad der Vollendung und Reichhaltigkeit zu geben, wenn ich mich bei meiner Arbeit auch noch der Hilfe und tätigen Unterstützung von Vaterlandsfreunden zu erfreuen haben werde. So befinden sich häufig in Privathänden Dokumente, oder schriftliche Aufsätze aus älterer Zeit, die vereinzelt für den Besitzer wenig Wert haben, für mich aber, in das Ganze eingereihet, von großem Interesse wären. Vieles, was auf Sagen, auf die Kultur- und Sittengeschichte Bezug hat, ist auch noch gar nicht aufgezeichnet und beruht bloß auf mündlichen Ueberlieferungen. Denn in den Bergen, der eigentlichen Heimat altertümlicher Nationalität, erhält sich die Geschichte länger im Andenken der Nachkommen.

Wir leben aber in einer Uebergangsperiode: der Wellenschlag einer sturmbewegten Zeit hat fast alle Angeln aus unserm alten germanischen Bauwesen gerissen; das nationelle, das landschaftliche Gepräge verschwindet; es verlieren sich die Stände ineinander und die Sitten nehmen die Farbe einer immer mehr vorherrschenden allgemeinen Bildung an. Kurz, die Menschheit strebt nach einem Weltbürgertum mit all seiner Licht- und Schattenseite. Bei einer so veränderten Gestaltung der Dinge dürfte es daher nicht verdienstlos sein, noch einen Blick rückwärts zu werfen und zu diesem Behufe das Andenken an das Alte, gerade weil es noch frisch ist, aufzuzeichnen, damit es für ein jüngeres Geschlecht nicht ganz verloren gehe. Ueberdies gewährt nur ein Rückblick auf die Vergangenheit ein richtiges Erkennen der Gegenwart. Auch in der Entwickelung des Geistes ist alle wahre Erkräftigung und Reformation nur ein Wiederaufwecken, ein Verjüngen der ursprünglichen Art. Wenn daher jeder Vaterlandsfreund hierzu sein Scherflein beisteuert, entweder durch gefällige Mitteilung älterer Urkunden und Aufsätze, oder durch kurze Aufzeichnungen der Gegenstände, worüber ich nähere Auskunft zu erhalten wünsche, so hoffe ich die mir gemachte Aufgabe mit der Zeit lösen

zu können. Mit Liebe dafür eingenommen, werde ich weder Mühe noch Anstrengung scheuen.

Wol fühle ich, dass ich durch meine Zudringlichkeit Yorcks terminirendem Franziskaner gleiche*). Allein, ich betrachte mich bloß als treuer Verwahrer des mir Anvertrauten und will ja die mir zu teil werdenden milden Gaben nicht eigennützigerweise für mich behalten, sondern verspreche vielmehr, dieselben, hoffentlich mit Interessen, dereinst wieder zurückzugeben.

Für jeden Vaterlandsfreund muss es zugleich ein woltuendes Gefühl sein, zur Vollendung eines treuen, aus zuverlässigen Quellen geschöpften, Gemäldes des Schwarzwalds, dieses im In- und Auslande noch wenig gekannten Gebirgs, mitgewirkt zu haben. Ein, wenn auch mit schwachen Kräften begonnenes Streben, die Landeskenntnis zu erweitern, vaterländischen Geist zu wecken, das Gemüt mit heimatlichen Bildern zu befruchten, dürfte daher wol einigen Anspruch auf allgemeine Teilnahme und Unterstützung haben.

Vielleicht ruft auch mein Vorhaben ähnliche Schilderungen von unserm Rheintale, dem Odenwalde und Taubergrunde, sowie von des Bodensees Gestaden, hervor. Und so würden wir mit der Zeit auf diese Weise ein vollendetes Bild unseres schönen Vaterlands erhalten, das, beherrscht von einem erlauchten Sohne Karl Friedrichs, und unter dem Schutze einer zeitgemäßen Verfassung, einer frohen, beglückenden Zukunft entgegensieht.

Verbindungen mit achtbaren, kenntnisvollen Geschäftsmännern im Königreiche Württemberg lassen mich hoffen, auch über den jenseitigen Teil des Schwarzwalds gehaltreiche Mitteilungen zu erhalten.

Das Rundgemälde ist für Gebildete von jedem Stande bestimmt. Ich werde mich daher nicht in vereinzelte Gegenstände, oder in gelehrte Durchsuchungen dunkeler Gebiete verlieren, sondern bemühet sein, eine verhältnismäßige Gleichförmigkeit in den so verschiedenartigen Stoff zu bringen.

*) Gemeint ist Yorcks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien von L. Sterne.

Manches, worüber ich in dem Entwurfe um nähere Auskunft bitte, soll daher bloß zu meiner Kenntnisnahme, oder, um bildlich zu sprechen, zur Grundlage des Gebäudes dienen, welches ich aufzuführen beabsichtige. Jeder Wink, das Rundgemälde noch gemeinnütziger und reichhaltiger zu machen, kann mir übrigens nur willkommen sein und mit Dank werde ich denselben aufnehmen.

Ob ich nun imstande sein werde, den mir vorgezeichneten Plan in seinem ganzen Umfange auszuführen, oder ob ich mich nur auf einige Abschnitte desselben zu beschränken genötigt sehen werde, hängt, wie schon bemerkt, größtenteils von der Unterstützung ab, die mir von wolwollenden Vaterlandsfreunden zu teil wird*).

Nur der Wunsch, auch noch nach meinem, durch Kränklichkeit veranlassten, Zurücktritte aus dem Staatsdienste, soviel ich es vermag, gemeinnützig zu wirken, bewog mich, mir diese, allerdings mühesame, zeitraubende und zugleich mit nicht geringem Kostenaufwande verbundene, Aufgabe zu machen.

Baden, bei Rastatt, im Januar 1838.

Fahnenberg.

---

*) Infolge meiner früheren Aufforderung sind mir bereits von nachstehenden Vaterlandsfreunden Beiträge zu teil geworden, nämlich: von Herrn Oberhofgerichtsrat Föhrenbach in Rastatt, von Hrn. geheimen Referendär Merk in Karlsruhe, von Hrn. Regirungsrat Friderich von Großlaufenburg, von Hrn. geistlichen Rat und Domkapitular Jäck in Mainz, von Hrn. Oberamtmann Gißler in Triberg, von Hrn. Oberamtmann Henzler in Mahlberg, von Hrn. Amtmann v. Jagemann in Oberkirch, von Hrn. Amtsrevisor Kohlund und Hrn. Postverwalter Malzacher in Säckingen, von Hrn. geistlichen Rat Kolb, Beichtvater im Kloster Lichtenthal, von Hrn. Posthalter Würtemberger in Oberlauchringen, von Hrn. Chorregens Dürr in Villingen und von Hrn. Schullehrer Schneggenburger im Klösterlein bei Rippoldsau, wofür ich hier meinen verbindlichsten Dank darbringe. Ueberdies habe ich von mehreren andern Vaterlandsfreunden Zusicherungen ähnlicher Art erhalten, deren gefälligen Erfüllung ich mit Verlangen entgegensehe und seiner Zeit gleichfalls zur öffentlichen Kenntnis bringen werde.

Entwurf.

1) Einleitung. 1. Lage, Begrenzung, Länge, Breite, Umfang und Flächeninhalt des Schwarzwalds. 2. Politische Verteilung. A. Badischer Anteil. Im See-Kreise: die Aemter Bonndorf, Bräunlingen, Hüfingen, Neustadt, Stühlingen, Villingen. Im Ober-Rhein-Kreise: die Aemter Freiburg (Stadt), Hornberg, Jestetten, Säckingen, St. Blasien, Schopfheim, Triberg, Waldkirch, Waldshut und die Gebirgsorte der Aemter Emmendingen, Freiburg, Lörrach, Staufen. Im Mittel-Rhein-Kreise: die Aemter Gernsbach, Haslach, Pforzheim, Wolfach und die Gebirgsorte der Aemter Achern, Baden, Bühl, Durlach, Ettlingen, Gengenbach, Lahr, Oberkirch und Offenburg. B. Württembergischer Anteil. Im Schwarzwälder Kreise: die Oberämter Freudenstadt, Horb, Calw, Nagold, Neuenbürg, Oberndorf, Rottweil. — Hierzu eine Karte des Schwarzwalds.

(Ein genaues Verzeichnis der Orte, die am Ausgange der Täler, oder dem Vorgebirge, liegen, aber noch zum Schwarzwalde gerechnet werden und mit dortigen Gemeinden im Verbande stehen, würde mir sehr willkommen sein.)

2) Geognostische Beschreibung. (Nach Selb, Rengger, Merian, Walchner, Schwarz.) Aeussere Gestaltung, Höhepunkte, Täler, Flüsse, Gebirgsseen, Bestandteile des Gebirgs, Höhlen, Mineralquellen, Klima, Vegetationsverhältnisse usw. Hierzu 1. eine Höhenkarte, 2. ein Längenprofil von Pforzheim bis Säckingen und 3. ein Querprofil des Badischen und Württembergischen Schwarzwalds.

(Nähere Angaben über die Berg- und Talverzweigungen in den verschiedenen Teilen des Schwarzwalds, über merkwürdige Naturereignisse, z. B. Bergstürze, Entstehung neuer Quellen, Erdbeben; — werden dieselben häufig auf dem Walde beobachtet und findet man nicht noch Spuren früherer Erderschütterungen? — über die Ausdehnungen der Meer-

und Süßwasserbedeckungen, über fossile Ueberreste aus dem Tier- und Pflanzenreiche, — diese großen, merkwürdigen Grabstätten der Natur, — über versteinernde Quellen usw., würden für mich großen Wert haben. Gleichfalls Wetterbeobachtungen, wenn auch nur in allgemeinen Andeutungen. Bemerkt man auf den höheren Punkten des Schwarzwalds ein Zu- oder Abnehmen der Temperatur? — Ist die Behauptung begründet, dass da, wo die Weißtanne, Pinus abies, wächst, Granit, und wo die Rottanne, Pinus picea, gefunden wird, die Sandsteinformation vorherrschend seie? — Sind die über den Schwarzwald zerstreut liegenden Felsblöcke eckigt, wie im Juragebirge, oder geründet, wie in den Alpen? Wo findet man die meisten derselben, gegen das Rheintal zu, oder im Innern des Gebirgs und in welcher Richtung? — Sind noch Ueberlieferungen vorhanden, dass ehemals in Flüssen des Schwarzwalds Gold gewaschen wurde? Ottfried scheint darauf hinzudeuten. Hat man wirklich in alten, längst verlassenen Stollen bemerkt, dass die Felsen wieder gewachsen sind?)

3) Geschichte; keine bloß politische, äußere Geschichte, sondern mehr eine innere des Volks: also eine Darstellung der Kultur und Sitten, eine Biographie des in der Geschichte wirkenden Menschengeists.

Erste Einwohner; Römerherrschaft; Verbreitung des Christentums zu Anfang des 7. Jahrhunderts; Klöster, deren Entstehung und Einfluss; Ritterwesen, Ritterburgen, Rittervereine; Geschichte der mächtigern Dynasten (wann und wie hörten die Gauen auf dem Schwarzwalde auf? War die herzogliche Gewalt und das Richteramt bisweilen verbunden?). Geschichte und Verfassung der bedeutendern Landschaften, z. B. der Grafschaft Hauenstein, der Landgrafschaft Kleggau, ebenso der einflussreichern Städte. Aufkeimen der Industrie, der Gewerbe, des Handels. Erste Volks- und Dorfschulen; erste Kunststraßen; erste Posteinrichtungen. Stiftung der Universität Freiburg usw. Kurz das allmähliche Aufsteigen eines Lichtpunkts nach dem

andern. Reformation (was sind wol die Ursachen, dass dieselbe auf dem Walde so geringe Fortschritte gemacht hat?). Zustände des Landmanns. Bäuerliche und Gemeinde-Verhältnisse. (Welche Beschaffenheit hat es mit den alten Einnungsgenossen? Sind sie gleichbedeutend mit den Markgenossen in Westphalen?) — Aelteste landständische Verfassung — im Breisgau, 1460, in Württemberg, 1482. — Wiedertäufer, Hexenprozesse, Geißelbrüder (Flagellanten), Schilderungen wichtiger Vorgänge, z. B. aus dem Bauernaufstande, dem dreißigjährigen Kriege oder aus neuern Kriegen. Züge aus dem Leben berühmter Wäldner, und ausgezeichneter Landbeamten und Seelsorger, — die wahren Woltäter des Volks. Zigeuner, Freileute genannt, Vagabundenwesen usw. Kriegswesen und Landesbewaffnung in früherer Zeit. (Quellen hierzu wären: Volkssagen, die Morgen- und Abenddämmerung der Geschichte, Legenden; alte noch nicht gedruckte Chroniken; Lagerbücher; ältere Polizeigesetze; Zunftordnungen; Kleidervorschriften. [Wann kamen die verschiedenen Volkstrachten auf? Etwa nach dem dreißigjährigen Kriege?] Alte Wald- und Jagdordnungen, Steuergesetze, Stiftungs-Vergebungsbriefe; alte Kirchenbücher und Pfarrarchive; Archive der ältern adeligen Familien.)

4) Altertümer. Vorrömische, nach griechischen Sagen und Berichten. Celtische, Römische oder Heidnische, wie sie der gemeine Mann nennt. Altdeutsche, die fast einzigen Denkmale der ersten Bewohner des Lands und die Repräsentanten der Uranfänge unserer Kultur.

(Hier bitte ich um Beschreibungen von Grabhügeln, Opferfelsen [1. Buch Moses, 28. K. 18. V.], von Sitzen eines früheren religiösen Kultus, alten Münzen, vom Volke Heidenköpflein genannt, von Steinschriften, Waffen, Gefäßen usw., die auf dem Walde gefunden wurden; ferner um Angaben über alte Gemälde, Schnitzwerke, Ruinen, Verschanzungen und Ueberbleibsel jeder Art. Spuren altdeutscher Verfassungen, wie sie Tacitus beschreibt, sollen noch vor-

handen sein, ebenso Ueberreste römischer Verschanzungen, vorzüglich im Kleggau und an der Donau Quellen. Nähere Angaben hierüber wären höchst wichtig. Auch Spuren eines ältern Ackerbaues, der terrassenartig betrieben wurde, will man bemerkt haben. Hierüber wünschte ich nähere Angaben zu erhalten.)

5) Leben, Charakter, Sitten und Gebräuche der Bewohner; bei Hochzeiten, Kindstaufen, Beerdigungen. Volksfeste und Volksspiele. (Worin bestanden die ehemaligen Volksfeste, die mit körperlichen Uebungen verbunden waren?) Charfreitagsaufzüge. Volksgesänge. (Ist der Volksgesang wirklich auf dem Schwarzwalde erstorben, oder wo findet man noch Spuren davon?) — Aberglaube, Religiösität. (Ist der Gebrauch, das Abendgebet am offenen Fenster zu verrichten, allgemein oder nur in einigen Tälern herkömmlich? Ist oder war der Gebrauch, Feuer anzuzünden und das Schlagen und Werfen feuriger Scheiben auf den Anhöhen und Bergen, in der Nacht nach dem ersten Sonntag in der Fasten, über den ganzen Wald verbreitet, oder nur in einigen Tälern, z. B. in dem von Schönau, gebräuchlich? War es ein religiöser Gebrauch, oder geschah es der Geliebten zu Ehren?) Wallfahrten, Treu und Glaube, öffentliche Sicherheit, Moralität, uneheliche Geburten. (Sind dieselben im Zu- oder Abnehmen?) Bildung im allgemeinen. Ueberhaupt alles dasjenige, wodurch sich der Schwarzwälder in Sitten und Gebräuchen von dem Bewohner des flachen Lands auszeichnet. (Getreue Schilderungen der Lebensweise auf den verschiedenen Teilen des Waldes würden mir sehr willkommen sein. Welchen Einfluss hat der Militärstand auf den Schwarzwälder?) — Hierzu eine Tabelle über die Strafgerichtspflege.

6) Volkssprache, Mundarten, Sprichwörter, besondere Redensarten.

Einteilung des Waldes nach den Mundarten: 1. Allemannischer Dialekt mit seinen verschiedenen Abänderungen; 2. Schwäbischer. (Nähere Angaben über die Ausdehnung und Abgrenzung der einzelnen Mundarten von Bezirk zu Bezirk, wodurch ich vielleicht instandgesetzt

würde, eine eigene Mundartenkarte des Schwarzwalds zu entwerfen, würden für mich großen Wert haben. Hier rechne ich vorzüglich auf die geneigte Unterstützung der hochwürdigen Pfarrämter und der Herren Schullehrer. Auch die Mitteilung älterer Sprachdenkmale würde ich mit vielem Danke erkennen. Woher kommt wol die Redensart: „Es geht aus, wie das Hornberger Schießen?“)

7) Altes Recht und Rechtsgebräuche; bloß geschichtlich behandelt. (Quellen wären: die verschiedenen Talrechte, Meiengedinge, Dingrodel, alte Prozessakten usw. Wo wurden öffentliche Landgerichte gehalten? Wie lange bestand der Gebrauch, unter freiem Himmel zu Gericht zu sitzen? Finden sich Spuren ehemals bestandener Vehmgerichte? Hat man Gründe anzunehmen, dass unter den Höfen eines Bezirks einer der Haupthof, oder Richterhof gewesen?) — Dieser Abschnitt kann nur aus schriftlichen Quellen bearbeitet werden; ich bitte daher besonders um geneigte Unterstützung.

8) Dichtung und Kunst. Aeltere und neuere Dichter und Künstler. Auch hier rechne ich auf freundliche Hilfe.

(Bruchstücke aus ältern, wenig bekannten Dichtern, alte Spruchreime der Handwerker, Rufe der Nachtwächter, alte Volkslieder, die ernsthaftern sowol, als die sogenannten Schelmenliedchen, würden mir sehr willkommen sein.)

9) Körperliche Beschaffenheit der Bewohner, vorherrschende Krankheiten und Leibesgebrechen.

(Für Auszüge aus den ärztlichen Semestralberichten würde ich sehr dankbar sein. In welchen Teilen des Gebirges ist der Blödsinn, wo der Wahnsinn — der Schwarzwälder nennt die damit behafteten Unglücklichen „Ueberhirnte, Hirnwütige“, — wo die Wassersucht vorherrschend, und welchen Ursachen schreibt man diese Krankheiten zu? Sind Selbstmorde häufig und in welchen Teilen des Gebirgs?)

10) Landwirtschaft, ältere und neuere. (In welchen Jahren wurden der Klee- und Kartoffelbau, der Fruchtwechsel und die Stallfütterung eingeführt? Wo er-

laubt das Klima, außer dem Sommerbau, auch den Winterfruchtbau? — In welchen Teilen des Gebirgs wird der Ackerbau bloß mit Pferden, oder mit Rindvieh, oder Esel betrieben? Wo nimmt die Rindviehzucht ab und tritt die Ziegenzucht an deren Stelle? Ist der Unterschied zwischen „Baufelder“ und „Mähfelder“ auf dem Walde allgemein? Auf welchen Bergen des Schwarzwalds, wie z. B. auf dem Feldberg, bleibt das Rindvieh während der guten Jahreszeit, wie in der Schweiz, Tag und Nacht im Freien?) Flachsbau. — Viehzucht. (Woher rührt die Viehkrankheit [eine Art Auszehrung], die der Landmann „Hintsch“ nennt, und in welchen Teilen des Schwarzwalds zeigt sich dieselbe am häufigsten?) Bienenzucht. Waldwirtschaft. (Welchen Einfluss hat das Abholzen der Waldungen auf das Klima, die Fruchtbarkeit der Gegend?) Hofgüter, deren Entstehung. (Geschichtliche Angaben hierüber wären von hohem Werte. Wo herrscht die größte Dürftigkeit und Armut; in den Teilen des Schwarzwalds, wo die Unteilbarkeit der Bauernhöfe besteht, oder wo Grund und Boden ins Unendliche geteilt werden kann? Findet sich die alte westphälische Bauernregel: „Frei Gut kommt nicht an die dritte Brut“ auch auf dem Schwarzwalde bestätigt?) Bauart der Häuser für landwirtschaftliche Zwecke auf den verschiedenen Teilen des Walds. Allmendverteilung. Aufhebung der Leibeigenschaft, der alten Abgaben; Zehntablösung. Hierzu eine tabellarische Uebersicht der aufgehobenen Leibeigenschaftsgefälle und alten Abgaben, nebst dem Betrage in Geld. (Angaben der Namen aller derjenigen Personen, die sich um die Weckung, Beförderung und Vervollkommnung der Landwirtschaft wesentliche Verdienste erworben haben, würde ich mit vielem Danke erkennen.)

11) Industrie im allgemeinen. Aelterer und neuerer Zustand derselben. — Bergbau. Hüttenwerke, Gewerbe, Fabriken, Manufakturen. Handel, die vorzüglichern Frucht-, Vieh- und andern Märkte. Mit einer tabellarischen Uebersicht.

12) Posteinrichtungen. Reiserutennebst Ortsentfernungen.

(Angaben der schönsten Ausflüge über den Schwarzwald, vorzüglich durch dessen minder bekannte Täler, nebst Bemerkung der Ortsentfernungen und der besten Wirtshäuser, würden mir sehr willkommen sein.)

13) Heilquellen, auf und an dem Schwarzwalde gelegen. Aeltere Geschichte, jetziger Zustand derselben.

Säckingen, Maulburg, Badenweiler, Sulzburg, Glotterthal, Suggenthal, Kirnhalden, Rippoldsau, Griesbach, Petersthal, Freiersbach, Sulzbach, Nordwasser, Antogast, Erlenbad, Hub, Baden, Wildbad, Teinach, Liebenzell.

(Die Mitteilung älterer Bad- und Polizei-Verordnungen würde ich dankbar erkennen.)

14) Oeffentliche Lehr- und Bildungs-Anstalten. 1. Im Badischen, 2. im Württembergischen Anteile.

(Schilderungen der Landschulen, wie sie ehemals waren, in Vergleichung mit ihrem jetzigen Zustande, wären höchst willkommen.)

15) Verfassung und Verwaltung. Bevölkerung. Religions- und kirchliche Verhältnisse auf dem Badischen und Württembergischen Schwarzwalde. Hierzu eine Bevölkerungstabelle.

16) Literatur, Landkarten, Bildwerke, Ansichten.

17) Namensverzeichnis der Vaterlandsfreunde, die Beiträge zu dem Rundgemälde geliefert haben.

18) Inhaltsanzeige, nebst Register über das Merkwürdigste in geschichtlicher, landschaftlicher, naturgeschichtlicher, statistischer und topographischer Beziehung.

Es seien noch einige wertvolle Sätze aus Fahnenbergs „Heilquellen am Kniebis", S. 12—17, angeschlossen:

Ein kräftiges, genügsames, biederes Volk, von grosser Fülle innern Vermögens und vielfach erprobter Treue für sein Fürstenhaus, lebt zerstreut, wie einst zur Römerzeit*), gleich dem Hirtenvolke der Schweiz, auf diesem ausgedehnten Gebirge. Wo eine Quelle entspringt, wo ein Platz für eine Wiese oder Acker, durch Wegräumung von Felsenstücken, gewonnen werden konnte, hat sich eine Familie angesiedelt. Und nur, wo aus einem Tale, oder einer größern Schlucht dem Haupttale ein Bach zueilt, entstand allmählich ein Dorf; und wo ein Nebenfluss in den Hauptfluss einströmet, ein Städtchen. Der sich öffnende Schoß der Berge, das aufgeschwemmte Vorland, das erweiterte Tal, die sich kreuzenden Straßen, ein vorüberströmender Waldbach, diese und ähnliche begünstigende Umstände sind es also, welche die Bewohner bestimmten, sich näher zusammen zu drängen. Die so zerstreut liegenden, wahrhaft alemannischen Wohnungen**), mit ihren schimmernden Fenstern und patrarchalischen Umgebungen tragen nicht nur zur Verschönerung und Belebung der einsamen Bergabhänge, Täler und Schluchten bei, sondern gewähren auch ein einladendes Bild der Behaglichkeit, des Friedens und des Schutzes. Der eigentümliche Reiz dieses an Naturschönheiten so reichen Gebirgs wird noch durch die Mannigfaltigkeit der Volkstrachten erhöht.

---

*) „Nullas Germanorum populis urbes habitari, satis notum est; ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus et nemus placuit" C. C. Tacitus de situ, moribus et populis Germaniae Libellus cap. 16.

**) Dieselben bestehen, wie in der Schweiz und in Tirol, aus vierseitig behauenen, aufeinander liegenden Baumstämmen, inwendig in mehrere Stuben abgeteilt, die mit sauber gehobelten Brettern ausgetäfelt sind. Gegen die Ost- und Südseite ist eine Reihe dicht nebeneinander stehender Fenster angebracht, welche die Licht- und Sonnenstrahlen auffangen und dem Innern einen seltenen Grad der Heiterkeit und Wärme mitteilen. Eine hölzerne Gallerie, häufig mit Blumenstöcken geziert, läuft um das ganze Haus. Sie wird durch das weit hervorragende Dach von Stroh, oder Schindeln, gegen Wind und Regen geschützt, sowie gegen die ungeheure Last des Schnees, den die winterliche Jahreszeit, in diesem Gebirge, niederwirft.

Denn jeder Bezirk, ja jedes Tal hat seine besondere. Im allgemeinen zeichnet sich die Kleidung der Katholiken, besonders des weiblichen Teiles derselben, durch hellere, mehr in die Augen fallende Farben aus, wo dagegen die Trachten der Protestanten dunkler und anspruchsloser sind. Und so spricht sich auch hier wieder der Charakter beider Religionen aus.

Altdeutsche Sitte und Sprache, die alemannische*), sind in diesem Gebirge und namentlich in den mehr abgeschiedenen Teilen desselben, noch vorherrschend.

In den Thälern, die in Hinsicht der Fruchtbarkeit wohl wenigen andern Gebirgsgegenden nachstehen, herrscht mehr Wolstand und daher auch ein größerer Hang zum Genuss und Aufwand. So wie aber die Natur auf den Höhen einförmiger und in ihren Erzeugnissen kärglicher wird, wirkt dies auch auf den Bewohner zurück. Er wird einfacher in Sitten und Bedürfnissen und mäßiger in seinen Anforderungen**). Je weniger übrigens der Boden dem Bewohner des höheren Gebirges bei höchst mühsamer Arbeit gewährt, desto freigebiger hat die Natur ihn selbst ausgestattet. Wolgebaut, kräftig und gesund an Geist und Körper, mit Wenigem zufrieden, wo er Mehreres nicht zu erstreben vermag, aber bei hellem Verstande tätig und erfindungsreich, weiß er sich Wolstand und oft selbst Reichtum zu schaffen. Und so verleugnet sich auch hier der ewige Einfluss nicht, den die physische Natur auf den Menschen ausübt: dies geheimnisvolle Ineinandergreifen des Sinnlichen und Aussersinnlichen.

Die Hauptnahrungszweige und Gewerbe der

---

*) Kaiser Julian hat die Sprache der Alemannen mit dem Gekrächze wilder Vögel verglichen, was noch heute mancher Südländer finden dürfte. —

**) In den abgelegenen Teilen des Hochgebirgs wird das weiße Brot noch wie ein Leckerbissen angesehen und von Bäckern aus den niederen Tälern von Hütte zu Hütte feilgeboten; weißes Mehl nur für Kindbetterinnen gekauft. Milch, schlechtes Haber- oder Roggenbrot und Kartoffeln, dies Manna der Armen, sind des Bewohners gewöhnliche Nahrung. Das Spanholz des Kienbaums ersetzt dem Schwarzwälder das Talglicht und unbesorgt wandelt er damit durch das ganze Haus.

Bewohner sind: Viehzucht, Feldbau, Bienenzucht, Holzfällen, das Verarbeiten und Verflößen desselben, der Handel damit; Teer-, Kienruß- und Kohlenbrennen, Pechsieden; der Verdienst, den Hammer- und Eisenwerke, Glashütten und Bergbau gewähren; das Brennen von Kirschen-, Heidelbeer- und Himbeerenwasser, das Spinnen und Weben von Leinwand und anderen Stoffen aus Wolle und Baumwolle, besonders die Barchent- und Zeugweberei; in den höheren Teilen des Gebirgs: Holzarbeiten verschiedener Art für häusliche Zwecke, die Holzuhrenmacherei und der Handel damit, das Strohflechten, sowie das Verfertigen grober und feiner Strohhüte, von Löffeln aus Blech und anderer kleiner Geräte, von Zunder, Bürsten usw. Die Hauptgewerbszweige der Schwarzwälder zeichnen sich dadurch sehr vorteilhaft von denen anderer Gegenden aus, dass sich die Arbeiter nicht in großen Gebäuden vereinigt und zusammengedrängt befinden, sondern dass jede Hütte sozusagen eine kleine, für sich bestehende, Fabrikanstalt bildet, wodurch die Arbeiter dem häuslichen Leben und Berufe nie ganz entzogen werden.

Zur Geschichte des deutschen Buchhandels im 15. Jahrhundert.

Von Peter P. Albert.

Nachstehende acht Aktenstücke aus dem Archiv der Stadt Freiburg*) dürften, so geringfügig sie auf den ersten Blick sich auch ausnehmen mögen, für die engere Geschichte des deutschen Buchhandels, der in seinen ersten 50 Jahren eine weit innigere Verbindung mit dem Buchdruck zeigt, als dies heute der Fall ist, nicht ganz ohne Bedeutung sein. Sie gewinnen noch an Wert durch die eine der darin auftretenden Hauptpersonen, einen der drei Altmeister der Buchdruckerkunst, den als talentvollen Schönschreiber und Typenschneider ebenso wie als Drucker bekannten Peter Schöffer den Aeltern aus Gernsheim (1449—1503).

Schöffer war der Schwiegersohn Johannes Fusts, des Bruders des Bürgermeisters Jakob Fust, eines ebenso geldkräftigen wie geriebenen Geschäftsmanns, der 1450 mit Johannes Gutenberg gemeinsame Sache gemacht, nach fünf Jahren aber, um von ihm, der ihm zu viel experimentirte, loszukommen, zur Herauszahlung seines Geschäftsanteiles in der Höhe von 2020 Gulden klagend gegen ihn vorging. Da Gutenberg nicht zahlen konnte, fielen die Druckgerätschaften an Fust, der nun gemeinsam mit Peter Schöffer tätig war. Im Jahre 1456 vollendete dieser die von Gutenberg begonnene 42zeilige Bibel, ein Meisterwerk ersten

*) Erhaltene Rechte Nr. 50.

Rangs, und legte sofort Hand an das Psalterium, das nicht nur als schönste und gelungenste Schöpfung der kaum erstandenen Kunst dasteht, sondern auch das erste Druckwerk überhaupt ist, das durch die Angabe von Drucker, Druckort und Erscheinungszeit eine vollständige Datirung bietet.

Weil Peter Schöffer mit dem „schlau berechnenden Kapitalisten" Fust einen Vertrag einging, der hauptsächlich die Ausnutzung der Erfindung Gutenbergs und seiner Zwangslage bezweckte, so ist viel zu seinen Ungunsten geschrieben worden. Allein wirft auch der Prozess Fusts gegen Gutenberg kein gutes Licht auf jenen, so deutet doch auch nichts darauf hin, dass Schöffer sich dazu gebrauchen ließ, gegen seinen Lehrmeister Gutenberg, von dem er vieles von der neuen Kunst gelernt hatte, schroff und feindselig oder gar hinterlistig aufzutreten. Seine Begabung für die Druckerkunst scheint indessen so groß gewesen zu sein, dass sie für Fust diejenige Gutenbergs im Falle der Not zu ersetzen vermochte.

Zu der Zeit, da Gutenberg sich bemühte, seinem Partner Fust die Möglichkeit und Ergibigkeit des Druckens mittels beweglicher Typen vorzuführen, im Jahre 1449, befand sich Schöffer als Kalligraph an der Universität zu Paris. Er kam wahrscheinlich um 1452 nach Mainz, wo er zunächst als Gehilfe Gutenbergs mit Typenschneiden, dann auch als Setzer und Drucker beschäftigt war. Durch seine Verheiratung mit Fusts Tochter Christine wurde er dessen Geschäftsteilhaber und eigentlicher Geschäftsleiter, denn Fust gab nach wie vor nur das Geld, ohne irgendwie zu versuchen, in die Technik des Buchdrucks einzudringen*).

Die hier mitgeteilten Urkunden zeigen uns Peter Schöffer in einer Prozeßangelegenheit, die gleichzeitig zu Freiburg und Basel sich abspielte. Der Freiburger Handel wird durch den Wortlaut der Aktenstücke selbst erklärt. Ueber den

*) Vgl. H. Meisner und J. Luther, Die Erfindung der Buchdruckerkunst. Bielef. u. Leipz. 1900. S. 80.

Verlauf der Sache zu Basel sei folgendes bemerkt. Am 9. Dezember 1478 bringt Johannes Frei (Fry) von Freiburg als Bevollmächtigter des Bernhard Inkuß von Frankfurt am Main vor dem Gericht zu Basel vor: Inkuß habe die von Mentz in Acht gebracht, und es sei ihm erlaubt worden, auf ihre Habe zu greifen; er habe bei Ulin Wartenberg Beschlag auf Vermögen von Leuten von Mentz gelegt und begehre, dass derselbe angebe, was er von solchen in Händen habe usw.

Am 3. April des folgenden Jahrs erscheinen Ratsboten vor dem Basler Gericht und erklären: Bernhart Inkuß von Frankfurt habe einem Priester, der ein Glied der hohen Schule sei, einen Trog voll gedruckter Bücher mit Gewalt aus dem Hause genommen, weil derselbe einer von Mentz sei, die er mit Urteil und rechtem Gericht in Acht gebracht und „Anleitin“ auf alles ihr Gut erlangt habe usw.

Am 24. April schreibt dann der Schulheiß des Stadtgerichts an die ehrsamen Peter Fusten (recte: Schöffer) und Konradin Hinkuß seinen Tochtermann zu Mentz: Bernhart Inkuß von Frankfurt habe erklärt, es befänden sich etliche gedruckte Bücher in Basel, welche ihnen als „Gemeindern“ zugehörten und auf die er zu greifen begehre laut obengenanntem Urteil; wenn sie etwas dagegen einzuwenden hätten, so sollten sie das binnen 14 Tagen nach Empfang dieses Briefs vor dem Gericht zu Basel anbringen.

Demzufolge erscheinen am 15. Mai vor dem Basler Gericht Bernhard Inkuß einesteils und Hans Roder als Bevollmächtigter des Konrad Henkis und Peter Schöffers von Mentz. Bernhard Inkuß erklärt, dass er Bürgermeister, Rat und ganze Gemeinde der Stadt Mentz in Acht gebracht habe, und dass diese Acht sich auch auf die Hintersassen der Stadt Mentz erstrecke. Da nun Konrad und Peter zu Mentz wohnhaft seien, daselbst haushäblich sässen und eigenen Rauch hätten, so habe er hier auf ihr Gut und Bücher gegriffen. Die Beklagten antworten: die Acht berühre sie nicht, denn sie hätten ihre Wohnung zu Mentz bloß „in gastes wise“ und seien der Stadt weder mit Bürgerrecht, Steuer, Gewerfen,

Eiden, Diensten, Zunftrecht noch andern Pflichten zugehörig. Zum Beweise der beiderseitigen Behauptungen setzt das Gericht einen Termin von dreimal 14 Tagen nach Recht und Gewohnheit der Stadt Basel.

Diese Beweise suchen beide Teile am 1. Juli vor dem Gericht zu erbringen, worauf dieses erkennt: Inkuß habe den besseren Beweis erbracht; deshalb seien die Beklagten von der durch das Hofgericht zu Rottweil über die Stadt Mentz verhängten Acht mitbetroffen.

Als dann am 21. August ein Bevollmächtigter des Bernhard Inkuß in der Angelegenheit ein endgültiges Urteil begehrt, erkennt das Gericht: die Bücher der Beklagten, welche beim Wirt zur Sonne in Basel liegen, sollen an Inkuß herausgegeben werden, jedoch sollen der Schultheiß und die Amtleute sie vorher von Stück zu Stück aufschreiben, damit man wisse, was es gewesen sei.

Darauf werden am folgenden Tage die in Rede stehenden Bücher aufgenommen und dem Bevollmächtigten des Bernhard Inkuß übergeben[1]).

Umständlicher und mit einem für Bernhard Inkuß dem vorstehenden gerade entgegengesetzten Ergebnis verlief der Handel zu Freiburg.

1) 1479 Februar 8, (Mainz?)

Den ersamen und wolewisen schultheissen und urteilsprechern des werntlichen gerichts zu Fryburg ime Bryssgaüwe, meinen lieben herren und guten fründen, in (jungher)[2]) Wilhelm von Lichtenfels hant.

Min willig dinst zuvor. Ersamen wiesen lieben herren und fründe. Es hot dieser bote von Friburg / ime Bryssgaüwe uf hute datum diess briefs ein verkundigungsbrief, von (jungher)[2]) Wilhelm von Lichtenfels / statschriber[3]) des schulteissenampts usgangen, an mich getragen und überantwurt, des datum / stet uf mantag nach

[1]) Vgl. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels 11, Leipz. 1888, Nr. 89, 100, 101, 103, 106, 110 u. 111.

[2]) Nachträglich eingefügt.

[3]) Soll heißen: stathalter.

sanct Anthonien tag[1]) anno LXXIX haltende an Conrat Juckus[2]) und Petern bede buchdrucker und gemendre zu Mentze also genant umbe ire gut, so Johannes Freyg mit vollem verschriebenen gewalt zü gerichte verlesen gnugsam erkennet Bernhart Jnckus von Franckfurt und von sinen wegen mit dem stab zu Frieburg gefront, vor gerichte verrechtiget und ufgeboten habe inne vierzehen tagen den erhsten zu losen etc. Mit fürterem inhalt han ich gelesen und solicher verkundigunge danken ich uwer wissheit flissiglich und fugen uch zu wissen, das Peter Schoffer von Gernssheym und ich Conrat Henckis von Gudensperg in sampt handel zu Frieburg etliche büchere der universiteten zu gude daselbs zufuren lassen haben. Ob dasselbige unser gut und büchere durch Bernhart Jnckus von Franckfurt angefallen oder behempt ist, wissen wir nit von was ursachen, haben auch desselben Jnckus forderunge oder beschuldigunge an uns noch nie gehort oder vernommen. Wir wissen auch nichts mit ime zu haben, deshalb mich soliche sine korze, stumpfe anfertigunge nit wenig bestimpt. Und nochdem nu der gemelte Peter Schoffer, miner stifdochter man, itze ein zit lang nit inne heimsche, sunder uswendig lands gewesen und noch nit inne heimsche ist, und wir inne den dingen samptlich handeln, darumbe so bitten ich uwer wissheit, ire wollent die dinge verziehen und damite nit also gestatten zu ylen unser gut hinweg zu slagen. Ich bin inne meinunge und wil binnen korze inne abewesen meines eidens vorgemelt bei uch inne den dingen einen gewalt senden, wie der sin furnemen zureden und underrachtunge zu thun. Und ob Jnckus sin fürnemen gründen und setzen wurde von der gemeinen stat Mentze wegen, so soll uwer wissheit durch solichen minen anwalt ein soliche redeliche underrachtunge furbracht werden, dadurch unser gut, als ich getruwen, von ime mit recht entslagen werden sülle, und uch herinne gutwillig bewiesen, das mit unserem gute also hinweg zu slagen nit geylet werde, das wullen Peter min eiden und ich gerne verdienen. Geschriben under meiner pitschit uf mantag nach sant Dorotheen Dag anno ec. LXXIX.

Conrat Henckis von Gudesperg
buchdrucker etc.[3])

---

[1]) 18. Januar.

[2]) Soll heißen: Henckis. Ueber diesen Schwiegervater und Geschäftsteilhaber Peter Schöffers vgl. Archiv f. Gesch. d. dtschen. Buchhandels 12, 68 u. 105; 11, 178 und die oben angeführten Stellen.

[3]) Pap., Orig., Siegel abgegangen.

2) 1479 Februar 9, Mainz.

Den ersamen unsern lieben besondern amptman, schultessen, burgermeister und rate zu Fryburgk im Bryssgaüwe.

Diether von gotts gnaden erzbischof zu Mentze etc. und churfürst. Unsern gruss zuvor. Ersamen, lieben besondern. Uns langt an durch unser diener und liben / getruwen Conradten Henkyss und Petern Schofer von Gernssheym, wie ine einer gnant / Wilhelm von Lichtenfels statthalter des schultessenampts bi uch inhalt eins ufin versiegelten briefs, das ire gut von Bernhart Jnckus von Franckfurdt und von sinen wegen mit dem stab zu Friburg gefront, vor gericht verrechtfertigt und ufgeboten sei etc. verkundet habe, in massen ire des auch us schriften desselbigen Conradten Henkyss hierbi gefertigt genüglich unterrichtung entphinden werdent. Solichs uns dann nit wenig befrembdet, angesehen als wir verstehen, die gemelten unsere Diener keins mit ine zu thun noch auch heutbetag ob er ichts gein sie furzunemen vermeinte, ustrags vor uns zu verfolgen weigern wolten, sich erboten haben, darzu wir irer auch mechtig sin. Wo abir die forderung us gemeiner schuld unser stadt Mentze ursachen haben solte, mogen wir abirmals den furnemen kein pillichkeit geben. Nachdem wir das zuvoran von Bernhart Jnckus noch gestalt derselben unser stadt Mentze nit ersucht sin, uns auch des mit unserer geburlichen antwort gein ine zu halten wol gewust hetten, so sint auch die berurten beswerten nit unsere burger zu Mentze. Hierumb begern wir an uch gutlich mit ernstlicher ersuchung, ire wollet benanten Jnckus sins mutwilligen furnemens nit gestehen, sonder daran sin und schaffen, soliche beswerung ungesumet abegestalt, die unsere also wider billichkeit nit umbgetrieben noch beschedigt werden unser zusampt der billichkeit zugeniessen als wir uns zu uch versehen, ire selbst des us anzeigunge der sachen verhandelung wol geneigt sie sollet zu enthebung ferrer kost und mühe. Daran bewiset ire uns besonder denklichs wolgefallen, das wir auch wiederumb in glichem gnediglich zu bedenken nit wollen vergessen. Geben in unserer stadt Mentze am Dinstag sanct Appollonien tag anno ec. LXX nono.[1])

[1]) Pap., Orig., Siegel abgegangen.

3) 1479 Februar 17, Heidelberg.

Von gots gnaden Philips pfalzgrave bi Rine, erztruchses und kurfurste etc.

Unsern grus zuvor. Lieber, besunder Wilhelm von Lichtenfels, / stathalter des schultissenampts zu Friberg im Brissgauw, / und ersamen, wisen burgermeister, rate und urteilsprecher / daselbst. Uns hant unser lieb getruwen Conrat Henckus und Peter Schofer von Gernssheym, buchdruckern, furbracht, das ine ir gut zu Friburg, nemlich etwevil gedruckt bucher daselbst mit dem gerichtsstabe bekommert sin durch Bernharten Jnckus von Franckfurt von schuld wegen der er sich vermisset, doch unersucht gegen den egenanten den unsern als lantleufig und recht ist. Nu sint die obgenanten buchdruckere lang zit in unser vordern, auch unseren schirm herkommen und sie und das ire in unserm schirm steen, uns zu versprechen und verantworten herumb nach gnaden und friheiten wir als ein pfalzgrave bi Rine und kurfürste von romischen keisern, konigen und dem rich haben besunder us der gulden bullen keiser Karlle des vierden und dann der egenanten unser verwanten zu recht fur uns, unserm hofrichter und reten mechtig sint, so bergern wir an uch mit sunderm ernst, bitten, das ir die genanten Conraten und Petern nach lut unser friheit fur uns und unser rete wisen und kein urteil über lut derselben unser friheit geburt. Daran thunt ir uns zur billicheit sunder gut gefallen. Datum Heydelberg under unserm ufgedrucktem secret uf mittwoch nach Valentini anno ec. LXXIX^{0}.[1])

4) 1479 Mai 25, (Rottweil).

Wir Tegenhart von Gundelfingen, fri, anstatt und in namen des wolgepornen grave Johannsen von Sultz, hofrichter von dez allerdurchtigisten fürsten und herren, hern Fridrichs römischen / kaisers, zu allen ziten merers dez richs, zu Hungern, Dalmacien, Croacien ec. kunigs, herzogen zu Osterrich und zu Steyr etc., unsers allergnedigisten herren gewalte, an siner statt uf sinem hove zu Rotwil bekennen offentlich und tuen / kunt allermenglichem mit disem brief, das wir zu gericht gesessen sind uf dem hove zu Rotwil an der offen, frien, kaiserlichen strasse uf disen tag als dirre brief geben ist. Und stund vor uns uf demselben hove Bernhart Jncus

---

[1]) Pap., Orig., Siegel vorhanden.

von / Franckfurt volmechtiger procurator mit namen Hainrich Sätzlin, ain underschriber dez vorgenannten hofgerichtz, und clagt durch sinen fursprechen als recht ist zu der fursichtigen, ersamen und wisen burgermaister, schulthais, rat und gericht der statt Friburg im Brissgöw, wie der genant Bernhart Jnckus deren von Mentz als siner offen verschriben echter gutere angefallen und deshalb vor irem stattgericht gehandelt nach erkanntnus ir gesprochen urtail und si daruf sein auchtbrief und sine erlangte recht alhie von hofgericht ausgangen gezögt, angerüft und ervordert hett, daruf zu hanthaben und zu schirmen und im solich gut zu seinen handen verfolgen zu lassen, das im aber von in nit hett mogen gedihen, wiewol in der, so mit dem gut alda lege, daran nit verhinderte, bis uf ir haissen deshalb er hofft, im sölte darumb zu in gericht werden mit aucht und anlaitin wie recht ist. Darzu der vest Cunrat von Bossenstain, schulthais der statt Friburg, Johannes Gottschalck, stattschriber, und Michel Moner, procurator als volmechtig anwält der genannten von Friburg antwurten auch durh iren fursprechen als recht ist: sölich clag neme si fremd und unbillich und das zu merken, so hette der genannt Bernhart Jnckus uf ain aucht über die von Mentz sagend, etliche getruckte bücher mit dem stab zu Friburg angefallen und gefrönt und daruf Johannes Fryen gewalt geben sölicher frönung mit dem rechten daselbs nachzefolgen. Derselb Johannes Frye wäre fur gericht komen, hette die gut ufgeboten und begert im darumb recht ergeen zu lassen, dem wäre ain gericht gehorsam gewesen und mit urtail erkennt, Cunrado Jnckus und Peter Schäffern baid buchtruckern denen dann sölich bücher als si bericht weren, zustunden, sölich frönung zu verkünden; das wäre durch Johannes Fryen usgefertiget, Cunrat Jnckuss verkunt und Peter Schöffern, als der auslendig gewesen wäre, nit mogen verkunt werden. Und als Johannes Freye und Conrat Jnckus durch seinen machtboten Jacob von Heinstatt uf den gesetzten tag fur gericht zu Friburg komen wären, hette derselb Jacob von Heinstatt lassen furtragen, wie das Cunrat Jnckus und Peter Schäffer zu Mentz weder burger, zunftig noch in irem versprechen wären, als ouch das etlich geschriften von unsern gnedigen herren von Mentz und pfalzgrafen, die er verlesen hett assen zum tail zu erkennen geben, deshalb sölich aucht und frönung denselben buchtruckern an dem iren kainen schaden bringen sölte. Daruf hette Johannes Frye geredt, die ding wären in zu kurz ankomen, das er darin nit wol wiste zu handeln, und begert im acht tag ufslag zu geben; sölichs an Ber[n]hart Jnckus zu bringen, furo

darzu ze antwurten, dwil nu Peter Schäffern nit gnugsam verkunt wäre, so hetten die richter dez gerichtz zu Friburg daruf und uf dez Fryen beger der sach ain ufslag mit urtail sechs wochen und dri tag, das man noch baiden tailen sölichs anderwart sölte verkunden, wie dann sölichs ain urtailbrief, dez si ain copi zögten und verlesen liessen, clarlich sagten, dem wäre witer durch Bernhart Jnckus noch sinem gewalthaber nit nachgefolgt, und legen sölich bücher noch also sinenthalb in verbot und soverr die urtail volstreckt wäre, so hette man darin recht lassen ergan, des si sich als die gehorsamen furo ze tund täten erbieten in hoffnung im witer nit pflichtig ze sind. Nu nach dem allem so wäre Bernhart Jnckus uf sampstag vor reminiscere nechstvergangen fur rat und gericht komen, hette den gewalt Johannes Fryen gegeben, abkunt dabi gezögt etlich brief, die er est[1]) ausbracht und als er redt damit der von Mentz gut und die gemelten getruckten bücher mit recht erlangt hette und begert im die von stund an ervolgen ze lassen etc. Dez were im geantwurt, er hette sölich bücher uf ain aucht mit dem stab bi in angefallen und gefrönt, und wären darinne etlich urtailen ergangen, dabi liessen si es beliben und den möchte er nachfolgen, was im dann mit recht erkennt wurde, liessen sie gescheen. Und dwil si also und nit anders hirinne gehandelt und im recht gan lassen hetten und sich dez zu tund nach mals erbüten, so hofften si dann gnug getan und im der clag halb nit zu antwurten haben; aber was wir und die urtailsprecher uf die geschriften von unsern gnedigen herren von Mentz und pfalzgrafen und nach gestalt der sach mit recht möchten erkennen, das si tun solten, dem wolten si gehorsam sein. Dawider Hainrich Sätzlin reden liess, Bernhart Jnckus hette die statt Mentz mit urtail und recht alhie zu aucht gepracht und daruf alles ir gut erlangt und ervolgt, auch sölich bücher uf die aucht mit dem stab zu Friburg angefallen und verboten und, als erkennt wurde, seinen echtern zu verkunden. Solichs wäre gnugsamlich zu hus und ze hof verkunt worden gen Mentz, da si dann wäsenlich mit husröchi sesshaft und, wiewol si villicht nach lut der baider churfursten schriben nit burger noch zunftig zu Mentz weren, sie usvergangner geschichten erwachsen, das weder burger nach zunften und nit destminder am statt und lut noch alda sigen, deshalb sölich geschriften Bernhart Jnkus an sinen erlangten rechten und besonder alledwil si baid, Cunrat Jnckus und Peter Schaffer sesshaft da sigen, kainen schaden

[1]) D. i. ehestens.

bringen söllen; es sige auch not, daz gelutert werde, an welches end und wie man verkunden sölle; das es nach dem rechten gnugsam si und getruwt, die von Friburg söllen im söliche bücher in kraft seiner erlangten recht verfolgen und darumb recht ergen lassen. Der von Friburg anwält liessen darzu reden glich wie vor, und satzten baid tail die sach mit mer worten zurecht. Darumb fragten wir der urtail und ward nach unser frage mit gemainer gesamnoter urtail, alz recht ist, ertailt, daz die genannten von Friburg Bernhart Jnckus vorgenannt uf sein ervordern nachmals lassen recht ergan. Und ward der urtailbrief ertailt zu geben. Hierumb zu offem urkunt ist dez hofgerichtz zu Rotwil insigel offenlich gehengt an disen brief. Geben an zinstag vor dem hailigen pfingstag nach Cristi gepurt vierzehenhundert sibenzig und nun jare[1]).

5) 1479 Oktober 4, (Freiburg).

Wir burgermeister und rat zu Friburg im Brissgow tund kunt meng / lichem mit dem briefe, als diss nachgenante parthien uf ein haft / etlicher truckten bücher für gericht bi uns komen und aber mit clag / und antwurt für uns zu recht gewisen sind, hat Bernhart Jnkus anwalt meldung getan einer urteil, durch die Conraten Henckis von Gudesperg und Peter Schöffer von Gernsshein buchtruckern zu Mentz solher haft verkündt, ob nu dieselben zwen gegenwirtig sien und dawider reden, wöllen sie hören; sie des nit, so was sin meinung, wir solten im die bücher in craft ir erlangten rechten vervolgen lassen. Dagegen liess der erwirdig hochgelert herr Johannes Letscher, frier künsten meister, der heiligen rechten doctor, und Walther Roland von Konigstein ein gewaltsbrief, uf si und ander lutend, hören, in meinung, in craft desselben gewaltz zur sach rechtlich zu reden. Denselben verlesnen gewalt understund Bernhart Jnkuss procurator zu vernichten und redt, Conrat Henckis und Scheffer als burger und inwoner zu Mentz, desglich der richter, so den gewalt besigelt hett, weren all ächter nach lut sins achtbriefs, darumb das procuratorium nüt gelten und uncreftig sin solt. Doch soverr die genanten anwelt sicherheit geben oder bürgen sin, die cleger stellen umb houptsach, costen und schaden gnug tun, so wölten si an in benügen han, were das nit irs willens, so getruwt er, Bernhartem Jnkus solten die bücher zu sinen handen geben werden. Doctor Johanns und Walther Roland redten, si wolten mit gemeiner statt

[1]) Perg., Orig., Siegel unbeschädigt.

Mentz noch derselben sachen, sonder die zwen, die inen gewalt geben hetten, und ir gut von Bernhart Jnkus in verbot gelegt, verantwurten, dem angefengten rechten gnug tun; da wer nit not, die houptsecher darzestellen, dann die sach sig nit pinlich und mög wol durch anwalt gehandelt werden. So gestunden si ouch nit, das die zwen gewaltgeber burger zu Mentz noch ächter weren noch der von Konigstein darin verhaft; der sie ein amptman des bischofs von Mentz über ein tal. Und ob die zwen ächter weren, des si doch nit gestunden, so möcht sich nit minder ein yeder ächter und bemüger wol in recht verantwurten, mit erbietung, ob des gewaltz me sin sölt, so wolten si den erstatten nach unserm erkennen.

Bernhart Jnkus anwalt was nit gemeint mit doctor Johannsen noch Walther Rolanden in abwesen der zweier secher, die bürger und inwoner zu Mentz und demnach achter sien, vil zu rechtigen. Dann im were bevolhen, si erschinen oder nit, solt er diss gut ervordern in craft siner erlangten rechten; in der gestalt stund er da und begert des wie vor. Und als diser teil nit gehal, das Peter Scheffer noch Conrat Henckis den von Mentz weder mit burgrecht noch andern dingen verwandt, ouch nit ächter werent und damit anrüftent und begerten inen als die uf vorgemelt verkündung zu recht gehorsam erschinent, ir gut, das nit mentzisch sig, mit recht zu entslahen, lidig zu erkennen und vervolgen zu lassen und beiderst die sach zu uns ins recht satzten, hand wir nach clag, antwurt, red, widerred und aller verhörung zu recht erkennt. Nachdem beid teil uf ein verkündung vor unserm schultheissen und gericht uf gester donrstag durch ir anwelt und procurator verschribner gewalt zu recht erschinen und umb dieselben sach für uns gewisen sind, bring Bernhart Jnkus in sechs wuchen und drie tagen den nechsten, des zu recht gnug ist, vor uns für, das die genanten Conrat Henckis und Peter Scheffer zu Mentz burger, inwoner oder in irem verspruch und zu dieser acht und erlangung begriffen sien, wie sin anwelt solhs zum teil gemelt hand, sol witer, diss fürbringen bescheh oder nit, ergen, was recht ist.

Demnach sind uf mentag vor sant Michels tag beider teil anwält zu recht für uns komen. Und hat Bernhart Jnkus procurator sin fürsprechen lassen reden, er hab nit anders gewisst, er sölt Bernharten und was zum fürbringen dient, hie vinden und in mangel des uf gester sonntag ein boten gen Basel geschickt, hüt antwurt vom wirt empfangen, Bernhart sig vor drien tagen mit den kuntschaften, die er zu Basel ouch in der glich sach geübt hab, abgescheiden, in

meinung, die zu disem rechten zu bruchen; ob im aber herren oder libsnot zugestanden, were im verborgen. Und dwil an sinem vliss nüt erwunden sig, begert er fürter ufslag, in hoffnung, er sölt im mit recht gönnt und hierin nit überylt werden. Doctor Johanns Letscher und Walther Roland begerten die urteil zu hören und wolten daruf des fürbringens erwarten; sover das nit beschech, hoffen die beid, söllen Bernhart Jnkus clag lidig erkennt werden. Dann nachdem sich Bernhart Jnkus anwalt nechst rumpt als gevasset, das die zwen burger und in der von Mentz verspruch weren, sig unser zulassen sechs wochen und drig tag us gnaden gangen und mochten das in der zit allweg wol erstattet, inen darzu verkündt und nit bis uf den letsten tag verzogen haben, zoüg nit fliss, sunder geverd und verzog an wie vor ouch beschehen, ir teil zu sweren costen und schaden gefürt, sigen in meinung, so nit anders dann wort und kein glouplicher schin fürkert werd, wir sollen inen als den gehorsamen recht ergen lassen, der zusprüch lidig erkennen, und satzten den handel zu uns aber ins recht. Daruf hand wir zu recht erkennt: swert Joss Lentzlin ein eid zu got und den heiligen, daz er nit anders gewisset, wann daz er den, der solich kuntschaften har solt bracht haben zu disem rechten gevasset hie vinden solt, und darin sinen besten fliss fürkert, kein geverd noch verzog darin gesucht, wie er solichs verantwurt hat, so geben wir im mit unserm rechtspruch acht tag ufschub sich darunder zu erfaren, und söll demnach uf mentag nach sant Michelstag, er kom oder nit, aber ergen, was recht ist. Uf eroffnung diser urteil erstattet Joss Lentzlin den eid, wie im erkennt was. Und kam uf denselben tag für uns zu recht und stalt für uns Swartz Jergen, der sagt, er hab ein verkündbrief von unserm gericht usgangen einem under den zwein geantwurt, der wer zu Mentz anheimsch und het für und rauch daselbs. Darnach sagt Ludwig Crafft, er hab Walther Rolanden und Peter Scheffers husfrowen ein verkündbrief zu Mentz in irem hus geantwurt und nach Conraten Henckis gefragt; darumb wurd im zu erkennen geben, er were in sechzehen wuchen zu Mentz nit sesshaft gewesen, sunder mit wib und kind gen Franckfort gezogen. Jtem Hanns Zwyling von Mentz sagt, vor sechs jaren sigen die beid zu Mentz sesshaft gewesen; ob si aber noch dasitzen, sie im nit wissend. Hanns von Basel sagt, er hab den knecht, der die bücher harbracht und verkouft, etwan gefragt, der geb im antwort: sin herre hiess Conrat Henckis und were sesshaft zu Mentz. So gestund Walther Roland obgenant, Peter Scheffer sesse zu Mentz mit sunder friheit als ein

buchtrucker. Zudem legten si etlich missiven für uns, in den sich Peter Schäffer und Conrat Henckis underschribent von Mentz, in meinung, gnugsamlich fürbracht haben, das die beid von Mentz zu diser acht vergriffen sigen und daz Bernhart Jnkus demnach die bücher in craft erlangter recht vervolgen sollen. Doctor Johanns und Walther Roland redten dawider, menger schrib sich in briefen von einer statt und hett doch weder lib noch gut under derselben statt pflicht; so sitz menger in einer statt und sig doch derselben statt nüt verbunden, derglich personen wir bi uns ouch haben. Peter Schäffer sitz ouch in der gestalt zu Mentz, nit als ein burger noch zu der acht verwandt. Darumb si nit hoffen, das furbracht sig nach lut unser vorigen urteil und söllen der clag und hafts lidig erkennt werden. Joss Lentzlin redt, wir hörten, der widerteil gestund besunder, daz Peter Scheffer inwoner zu Mentz were, den begriff die acht und het sich zu Rotwil nie verantwort; so were Bernharten in craft diser erlangung ir gut zu Basel ouch vervolgt, und satzts wie vor. Und als doctor Johanns meldet, die beid weren nie ervordert noch geladen, warumb si sich dann verantworten sölten in vertruwen, diewil si allein ir hantierung zu Mentz gebrucht in friheit und fürworten gesessen, mit burgrecht noch andern dingen der statt nüt verpflicht, noch diser aucht verwandt, und meinten, diss fürbringen wer nit beschehen nach lut der urteil, und solten der clag und hafts mit recht lidig werden, und bidersit die sach zu uns ins recht satzten, hand wir zu recht erkennt: Bernhart Jnkus noch sin anwalt haben nit fürbracht nach lut unser vorgesprochen urteil.

Nach offnung diss spruchs begert doctor Letscher lidigung der ansprach und hafts irs guts; das wolt diser teil nit zulassen und hofften, si solten mit recht niemer lidig erkennt werden, sunder das gut in haft bliben. Wart von uns witer zu recht erteilt: dwile nach unserm rechtlichen erkennen von wegen Bernhart Jnkus nit fürbracht ist nach lut vorgesprochner urteil, daz dann Conraten Henckis und Peter Schäffern ir gut und bücher der clag und hafts bi uns lidig vervolgen söllen. Und geben des zu urkund beiden teilen uf ir beger glich briefe under unser statt secret versigelt uf mentag sant Franciscus tag anno etc. LXXVIIII°.[1])

[1]) Pap., Kopie (gleichzeitig).

6) 1479 Oktober 21, (Rottweil).

Wir Tegennhart von Gundelfingen, fry, anstatt und in namen des wolgepornen grave Johannsen von Sultz hof / richter von des allerdurchluchtigisten fürsten und herren hern Fridrichs römischen kaisers zu allen ziten merer / des richs, zu Hungern, Dalmacien, Croacien etc. kung, herzog zu Oesterrich und zu Stir etc. unsers allergnädigisten herren / gewalte, an siner statt, uf sinem hove zu Rotwil empieten schulthais, burgermaister, raut und gericht zu Fryburg im Bryssgö unsern gruss und tugen üch kund, daz wir zu gericht gesessen sind uf dem hove zu Rotwil an der offen frien kaiserlichen strass uf disen tag, als dirre geben ist, und stund vor uns uf demselben hove Bernhart Juckus von Frannckfurt vollmächtiger procurator und clagt von üch, wie daz ir im siner ächter güter, so er mit recht alhie uf dem hofgericht erlangt und über daz ir im zu schirmen gegeben sind, nit volgen laussen habend, wiewol ir des bericht sind, hus und roch zu Mentz habend und sölich gut den ächtern entschlagen, begerende, im wandel und bekerung ze thon mitsampt ablegung costen und schaden, deshalb erlitten, oder es sölle darumb zu üch gericht werden mit aucht und anlaitin wie recht ist. Darumb fraugten wir des rechten und ist ertailt üch sölich clag und vordrung zu verkunden. Die verkunden wir üch mit disem des hofgerichtz zu Rotwil geschwornen boten und besigelten brief, daz ir üch des verantwurten uf dem hove zu Rotwil des nechsten hofgerichtz, so wirt uf zinstag vor sant Martinstag episcopi nechstkomende. Wann täten ir des nit, alsdann unverzogenlich so wurde dem vorgenanten cleger und sinem procurator an siner statt dannzumal darumb zu üch gericht mit aucht und anlaitin, wie recht ist. Geben mit urtail mit des hofgerichtz zu Rotwil ufgedrucktem insigel besigelt uf dornstag nach sant Gallen tag abbatis anno domini MCCCCLXXIX.[1])

7) 1479 November 9, (Rottweil).

Wir Tegenhart von Gundelfingen, frei, anstatt und in namen des wolgeborn grave Johannsen von Sultz hofrichter von des allerdurchleuchtigisten fürsten und herren herrn Fridrichs / römischen kaisers, zu allen ziten merer des reichs, zu Hungern, Dalmacien, Croacien etc. kings, herzogen zu Oesterreich und zu Steyr etc. unsers

---

[1]) Perg., Orig., Siegel unverletzt.

allergnadigisten herren gewalte, an seiner statt / uf seinem hove zu Rotweyle bekennen offenlich und thun kunt allermänglichem mit disem briefe, das wir zu gericht gesessen sint uf dem hove zu Rotwyle an der offen frien kaiser/lichen strasse uf disen tag als dirre brief geben ist, und stund vor uns uf demselben hofe Bernhart Jnckus von Frannckfurt und clagt durch seinen fürsprechen, als recht ist, zu den ersamen und weisen schulthaiss, burgermaister, raut und gericht der statt Fryburg im Breyssgow, wie das si im seiner ächter güter, so er alhie uf dem hofgericht mit recht erlangt hett, und über das si im zu schirmern gegeben weren, nit volgen lassen hetten, wiewol si des bericht weren huse und rawch zu Mentz habend und söllich gut den echtern entslagen, hoft und getrawt, si solten mit recht underweist werden, im darumb mitsampt costen und schaden wandl, abtrag und bekerung zu tund oder zu in zu richten mit aucht und anlaitin, wie recht ist.

Darzu der von Fryburg vollmächtig anwalt und gewalthaber antwurten, auch durch ire fürsprechen, als recht ist: sollich Bernhart Jnckus clag und vordrung neme dieselben von Fryburg frembd und unbillich, und das zu merken, so hette si Bernhart derselben güter halb vormals auch alhie mit recht furgenomen und were nach vil worten von baiden tailen im rechten gebrucht ain urtail gangen und erkennt, das si im uf sein begern zu den gütern recht solten ergeen lassen, wie dann das ain urtailbrief mit mer worten besagt, den si verlesen und daruf reden liessen. Uf das were Bernhart Jnkus durch seinen machtboten für gericht und darnach für raut zu Fryburg komen und zu den gütern rechtz begert, des weren rechttag gesetzt, den parteien verkundt und im ain fürbringen zu tund erkennt, das er aber nach lut derselben urtail nit gnugsam furbracht, deshalb das recht geben hett, das man seinem widertail die güter verfolgen lassen und sein verbot, daruf bescheen, ab sein solte, wie dann das der gerichtzhandl, deshalb ergangen, auch mit mer worten besagt und zu erkennen gab, den si auch verlesen und daruf reden liessen, von sollicher urtail hette Bernharts machtbot geappelliert und si daruf der appellacion nachgekomen, die güter also lassen ligen, die auch noch unverendert noch da legen, und hoften damit gnug getan, angesehen, das si im das recht volgen lassen und nach ir besten verstentnus darinne geurtailt haben. Ob aber Bernhart Jnckus ye mainen wöllt, das die urtail nit toglich sein söllt oder möcht, des si doch nit gestünden, so möchte er der appellatz nachfolgen, was er dann mit recht daruf erlangte, wöllten si im seins rechten wol

gönnden und getruwten im der clag halb weiter nit zu antwurten haben.

Bernhart Jnckus liess darwider reden, sein clag were nit, das im das recht nit gangen were, sonder si weren gnugsamlich bericht und wissent, das die güter seiner ächter, die dann zu Menntz hus und roch hetten, und begert nit mer, dann das si derzu sagten: ja oder nain. Man hett auch das an dem gerichtzhandl, den si hetten lassen verlesen, und besonder an seinen dargestalten kuntschaften und briefen söllichs wol verstanden. Si hetten im auch seinen urtailbrief, den er in der glich sachen zu Basel erlangt und zu Fryburg zu verhoren begert hett, nit wollen hören, der im dann wol und nützlich hett mögen sein. Auch der sachen halb ain ganze leutrung geben und ob das not were, begerte er denselben brief vor uns auch zu verhören und über söllichs alles und besonder das si gewisst, das die zwen zu Menntz hus und rouch hetten, hetten si im die güter nit wöllen lassen verfolgen, sonder seinen ächteren haim und von im ledig gesprochen. Und dwil das hofgericht und alle recht wisen, wa ainer seiner ächter güter, die er dann mit recht erlangt hät, ankompt und begert im die in craft seiner erlangten recht erfolgen zu lassen, als er auch des an die von Fryburg und besonder als seine schirmherren erfordert und auch darzu bibracht hät, das die güter seiner ächter, die dann von Menntz seien, erfolgen und werden lassen söll. Und dann die von Fryburg das nit getan haben, so hoft er, si söllen im darumb wandl und bekerung tun mit ablegung costen und schaden, oder es sölle darumb zu in gericht werden mit aucht und ainlaitin.

Der von Fryburg anwalt liessen darzu reden, si hetten in diser sach niemand zu lieb noch zu laid, sonder geurtailt und gehandelt nach ir besten verstentnus, als man auch das an dem gerichtzhandl wol vermerkt hett. Si hetten im auch brief und anders, so er der sach halb im rechten zu verhören hett, begert oder dargelegt, gefarlich nit versagt noch abgeslagen, sonder baid tail gnugsamlich und nach notturft verhört, auch nit gewisst gott darumb zu verantwurten und weren söllicher swerer clag von Bernhart Jnckus billich vertragen, hoften im auch dabi nichtzit schuldig ze seind.

Und als baid tail die sach mit mer worten zurecht satzten, fragten wir die urtailsprecher des hofgerichtz der urtail und des rechten. Die haben nach unser frag mit gemainer gesamnoter urtail, als recht ist, ertailt: Mögen schulthaiss, burgermaister, raut und gericht der statt Fryburg vorgenannt, als si ungefarlich in irem besetzten raut und an dem gericht sitzen, sweren gelert aid zu gott

und den hailgen, wie recht ist, das si Bernhart Jnckus haben lassen recht gan, in massen wie si das durch iren fursprechen verantwurt händ, das sie des sovil geniessen und im nit zu antwurten haben. Und nachdem Jnckus geappellirt hat, das dann sollich hab und gut bi im in haft und verbot ligen solle bis zu verschinung der appellacion und wollen si sollich recht thun, das si das thun, vor dem erwirdigen herrn Petter abt des wirdigen gotzhus zu sant Petter etc. uf dem Schwartzwald gelegen hie zwischen und dem andern hofgericht, das da wirt uf zinstag nach sant Hylarien tag episcopi nechstkomend und dem genannten Bernhart Jnckus achttag zuvor verkunden, uf welchen tag si sollich recht tun wöllen, das er oder sein machtbot dabi und mit seien, das zu sehen und zu hören, ob er wölle und das auch die genannten von Fryburg in irem offen besigelten brief für sich und alle die iren und die inen zuversprechen stand, dem genannten Bernhart Jnkus und seinem machtboten trostung und glait geben, das si dabi und mit und widerumb von dann bis an ir gewarsame ungefarlich sicher seien und das im auch söllicher verkundt und gelaitzbrief geantwurt werd an das end, da er das bestimen soll ungefarlich, wa er aber sollich bestimung nit tät, das si dann im söllich verkund und gelaitzbrief schicken gen Rotweyl in Hainrich Sätzlins seins procurators hus und des gnug sei. Also hat Jnckus dhain end bestimpt, wahin si im verkunden und glait schicken sollen und das auch der genannt herr Petter abt zu sant Petter uns und den urtailsprechern in seinem offen besigelten brief uf das vorbenempt hofgericht gloplich schrib, das si söllich recht vor im getan haben. Beschen söllichs nit, wie vor stet, so solt füre bescheen das recht ist, und ward der urtailbrief ertailt zu geben. Hierumb zu offem urkund ist des hofgerichtz zu Rotweil insigel mit urtail offenlich an disen brief gehangen, der geben ist uf zinstag vor sant Martins tag des hailigen bischofs nach Cristi gepurt vierzehenhundert sibenzig und newe jare.[1])

8) 1480 Januar 18, (Rottweil).

Wir Tegenhart von Gundelfingen, fri, anstatt und in namen des wolgeborn grave Johannsen von Sultz hofrichter von des allerdurchleuchtigisten / fursten und herren herrn Fridrichs romischen kaisers zu allen ziten merer des richs, zu Hungern, Dalmacien, Croacien etc. kungs, herzogen zu Osterrich / und zu Steyr etc. unsers

[1]) Perg., Orig., Siegel unverletzt.

allergnädigisten herren gewalte an seiner statt uf seinem hove zu Rotwyle bekennen offenlich und thun kunt aller/menglichem mit disem brief, das wir zu gericht gesessen sind uf dem hove zu Rotwyle an der offen frien kaiserlichen strasse uf disen tag, als dirre brief geben ist, und ward vor uns in gericht offenlich gezögt und verlesen ain offner besigelter brief, darinen uns und den urtailsprechern der erwirdig Pettrus apt des gotzhuss sant Petters im Schwartzwald sant Benedicten ordens Costenntzer bistumbs tat schriben, wie als den strengen vesten ersamen und weisen burgermaister, schulthaiss, raut und richter zu Fryburg im Bryssgöw uf clag und spruch Bernhart Jnckus von Frannckfurt alhie vor uns und dem hofgericht ain aid und recht vor im als ainem commissarien zu tund erkennt und ufgelegt were, inhalt ains urtailbriefs von uns und dem hofgericht besigelt darum usgegangen. Also hetten die genanten burgermaister, schulthaiss, raut und richter zu Fryburg dannzumal in diser sach burgermaister, schulthaiss, raut und richter so gewesen sint, söllichen aid und recht nach lut der hieigen urtail vor im getan, darzu auch dem genannten Bernhartten Jnckus von Franckfurt, wie die urtail gegeben, verkundt und gelait zugeschickt. Das schrib er auch, wie im das zu tund geburte. Daruf Michel Moner von Fryburg obvermelt als ain vollmächtiger procurator und anwalt der genannten von Fryburg reden liess, dwil der commissari glaplich tat schriben, das burgermaister, schulthaiss, raut und richter zu Fryburg obgemelt das recht und den aide inhalt der urtail vor im getan hetten, so hoffte er, si solten von Bernhart Jnckus clag ledig sein und geabsolvirt werden, und satzt das zurecht. Darumb fragten wir die urtailsprecher des vermelten hofgerichtz der urtail und der rechten. Die haben uf unser frag mit gemainer gesamnoter urtail ertailt, als recht ist: dweil der erwirdig Pettrus abt zu sant Petter im Swartzwald obvermelt als commissari uns glaplich thue schriben, das burgermaister, schulthaiss, raut und richter zu Fryburg obvermelt, so dannzumal gewesen sint, das recht und aid vor im getan haben, das dann die genannten burgermaister, schulthaiss, raut und richter zu Fryburg obgemelt Bernhart Jnckus clag billich ledig sien. Und ward der urtailbrief ertailt zu geben. Hierumb zu offen urkund ist des hofgerichtz zu Rotwyl insigl mit urtail offenlich an disen brief gehenkt. Geben uf zinstag nach sant Hylarien tag episcopi nach Cristi gepurt vierzehenhundert und im achtzigisten jare.[1])

[1]) Perg., Orig., Siegel unbeschädigt.

Von der französischen Universität Freiburg i. B. 1688.

Von Hermann Mayer.

Durch den Frieden von Nimwegen am 5. Februar 1679 wurde bekanntlich die Stadt Freiburg, die sich schon am 16. November 1677 an Marschall Créqui hatte übergeben müssen, an Frankreich abgetreten und blieb nun unter der Herrschaft desselben bis zum Frieden von Ryswick (30. Oktober 1687), also fast zwei Jahrzehnte lang. Schon vor der offiziellen Abtretung im erstgenannten Friedensschluss hatte sich die Universität nach Konstanz geflüchtet. Es war nicht das erstemal, dass sie fliehen musste, die Alma mater. Schon im 16. Jahrhundert hatte die Pest sie mehr als einmal aus den Mauern der Breisgaustadt vertrieben, und sie hatte ihren Sitz bald in Villingen, bald in Mengen, bald in Radolfzell aufgeschlagen. Aber es war doch immer nur auf kurze Zeit. Jetzt aber, wo Ludwig XIV. die Perle des Breisgaus eingenommen, wagte man es nicht zu hoffen, so bald wieder von der französichen Herrschaft befreit zu werden, und fasste den Entschluss, die Hochschule vollständig an die Ufer des Schwäbischen Meeres zu verlegen, namentlich nachdem der Reichstag zu Regensburg auf eine dahingehende Anfrage entschieden hatte, dass die Universität nicht ein Adpertinens der Stadt Freiburg, sondern ein Corpus independens, d. h. eine nicht an Ort und Stelle gebundene Körperschaft sei. Aber der französische König, der Freiburg als einen Vorplatz für Frankreich auf die Dauer zu behaupten bestrebt war und deshalb auch bekanntlich die Stadt ganz neu durch seinen

Festungsbaumeister Vauban befestigen liess (vergl. Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg IV, 209 ff. und von der Wengen im XIV. Band der Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde S. XXI ff.), wünschte, auch eine Hohe Schule in dieser seiner neuen Eroberung am Oberrhein zu haben. So kam es, dass damals neben der deutschen Universität in Konstanz eine französische, ein Studium Gallicum, in Freiburg entstand. Freilich vergingen mehrere Jahre, bis sowol die in Konstanz eröffnet werden konnte (1686), als auch bis alle Vorbereitungen zur Neugründung der französischen Universität, an die hauptsächlich Jesuiten berufen wurden, in Freiburg getroffen waren. Die Feierlichkeit der Eröffnung der letzteren fand am 6. November 1684 im Münster statt (das Nähere bei Schreiber, Geschichte der Universität II, 455). Aber es musste immer aufs neue wieder die Werbetrommel gerührt werden. Eine solche Einladung an die Bevölkerung, ihre Söhne der neuen Schůle, die man aber als die eigentliche Fortsetzung des altehrwürdigen Alma Mater darzustellen bemüht war (vergl. unten im Text), anzuvertrauen, findet sich in den auf die Universität sich beziehenden Akten im Archiv der Stadt Freiburg und zwar in deutscher sowol als in französischer Sprache. Ich gebe die beiden immerhin merkwürdigen Schriftstücke ohne weitere Bemerkung hier wieder:

„Es wird männiglichen kund und zu wissen gethan, sonderlich aber jenigen auch außwertigen Eltern, welche verlangen, dass ihre Kinder nit nur allein in denen Studiis, welche bey diser allhiesigen uralten durchgehnd berühmten Universität durch alle Facultäten beständig florirt, und annoch floriren thun, und von Zeit zu Zeit man zu deren noch mehreren Florirung geflissen seyn werde, sich qualificirt machen, sondern zumahlen auch die Frantzösische Sprach neben anderen exercitiis von fechten und dantzen und solches alles in einen sehr geringen Preiss erlernen mögen, wie es dann auch specificirt folget, als nemblich:

Die vornembern Kosten die Wochen à 2 fl. 6 Batzen.

Die andere, da man auch täglich neben einer halben

Mass Wein, mit Fleisch, Voressen und Gebratens gespeisst wird, à 2 fl. auch 1 fl. 12 Batzen.

Die dritte auch mit einer halben Mass Wein, alle Tag Fleisch und dreymal Gebratens, à 1 fl. 9 Batzen, auch 1 fl. 5 Batzen.

Die vierdte dess Tags mit einem Quartal Wein, alle Tag Fleisch und zweymal Gebratens, à 1 fl. 3 Batzen.

Die fünffte aber ohne Wein, und doch in der Wochen 3 mahl Fleisch und einmal Gebratens à 1 fl.

Und die mindiste à 13 Batzen 5 Pfenning oder auch 12 Batzen.

Dem Sprachmeister, welcher von 8 biss 10 Uhren Vormittags, und von 1 biss 3 Uhren Nachmittags offen Schul haltet, von einem Scholaren dess Monats 9 Batzen.

Welche aber von denen übrigen Stunden eine absonderliche Stund verlangen, geben dess Monats von einer Stund, es seye dero einer, zween, drey, vier oder mehr, alle zumahlen mehrers nit 1 als 3 fl. 9 Batzen.

Dem Dantzmeister dess Monats von einem 1 fl. 12 Batzen.

Und dem Fechtmeister dess Monats auch von einem 1 fl. 3 Batzen, und dises alles allein in rauher Währung.

Zumahlen dises Orts Bequemlichkeit, Lustbarkeit, gesunde und frische Wasser und Lufft, Sonderung vermittelst der erbauten und noch täglich erbauenden Cazernen der Soldaten von denen Studenten, treffliche und schöne Ordre so wol dess Tags, als zuff Nachts auf denen Gassen, und dass sich die ganze Zeit hindurch entzwischen selbigen einige Händel und Thätlichkeiten nit erzeigt, ohne das bekandt, welches dann absonderlich Ihnen denen auswertigen Eltern zu Ihrem desto mehrerm Trost gereichen soll, dass Sie Ihrer studierenden lieben Jugend halber, ohne einige Sorg seyn und leben mögen.

Freyburg im Breissgau den 3. Jan. 1688.

Avertissement au Public.

Messieurs. Il n'est point necessaire de vous dire, comme quoy le Roy, apres avoir fait fortifier la ville de Fribourg en Brisgau cedée à Sa Majesté, par le dernier traitté de paix

a aussi eû soin de restablir la très celebre, et ancienne Université du dit Fribourg puisque personne ne peut ignorer quel'on y regente publiquement par toutes les Facultez avec une application très particuliere il y a déjà quatre ans. Ce n'est que pour vous asseurer, que la discipline militaire ne scauroit estre observée avec plus d'exactitude qu'elle l'est au dit Fribourg, et que par ainsy vous ne scauriez envoyer vos Enfans en aucun lieu, pour estudier, ou ils soyent scurs, qu'en cette ville quoyque l'ou pretende vous faire accroire le contraire. C'est ce qui vous doit convier Messieurs a y envoyer vos Enfans, et les Escoliers a y aller en Foule, d'autant que l'air y est tres bon, que les vivres y abondent, et que les pensions y sont tres raisonables, veû que les meilleures ne sont qu' à quatre livres tout au plus et qu'il y en a méme jusqu'à trente sols par sepmaine, que d'ailleurs les Bourgeois font au large chez eux toute la Garnizon est ant logée dans les Cazernes. Et qu' enfin outre les Estudes de quelque science que ce puisse estre, ils y pourront apprendre a méme temps, scavoir les François la langue Allemande, et les Allemands la Françoise ensemble, plusieurs autres excercices y ayant des Maistres qui monstrent a un prise trés raisonable.

Scavoir le Maistre de langue Françoise par ses principes a raison de deux Escus par mois ce qui ne reviendroit, qu'à une piece de trente sols lorsque trois ou quatre se voudroyent assembler dans un mesme lieu.

Le Maistre de danse a danser, et a jouer de toutes sortes d'instrumens a un Escus par mois.

Et le Maistre d'armes a faire des armes a raison de quarante sols par mois.

Qu' en outre il y a un avantage tres particulier pour les Enfans François, qui est qu'ils y pourront estudier, dans les petites Classes qu'ils scachent l'allemand ou non parceque les Maistres d'icelles expliquent et donnent les themes en François comme en allemand.

Voila de quoy l'on estoit bien aise d'avertir le public pour qu'il n'en ignore.

Fait à Fribourg en Brisgau le troisième Janiuer 1688.

Die Grenze von anlautendem k gegen anlautendes ch.

Von **Karl Bohnenberger.**

II.

Es ist mir noch vor Ablauf der Herbstferien gelungen, den südöstlichen Teil der Grenze k-ch zur Hauptsache zu bestimmen.

Was ich jetzt gebe, beruht nicht auf schriftlicher Mitteilung wie der erste Teil meiner Grenzbestimmung, ich habe es vielmehr persönlich an Ort und Stelle gehört. Schriftliche Erkundigung war bei den hier zu erwartenden schwierigen Verhältnissen ausgeschlossen, ich glaube mich derselben nicht einmal zur Ergänzung dessen, was ich persönlich gehört habe, bedienen zu können. Auch die Aufnahme an Ort und Stelle war nicht immer leicht. Der Explosivlaut wird an der Grenze so stark aspirirt gesprochen, dass man scharf hinhören muss und oft einer Reihe von Proben bedarf, um ihn von Affricata und Spirans zu unterscheiden. Dann ist in der Schweiz nicht allein wie in Deutschland mit Einmengung von schriftsprachlichem k, sondern auch von zürichisch-thurgauischem ch zu rechnen. Endlich kommt das Misstrauen des Schweizers gegen den Reichsdeutschen dazu, dem in der Eile auch derjenige nicht ganz entgeht, der reichliche Erfahrung in solchen Untersuchungen hat. Lücken bleiben mir, ich veröffentliche aber doch, was ich habe, da wenig Wahrscheinlichkeit ist, dass ich selbst die Lücken in absehbarer Zeit ergänzen kann. Vielleicht helfen Näherwohnende nach.

Oberhalb des Bodensees stehen wie unterhalb desselben anlautende Spirans ch und anlautende Explosiva fortis k einander gegenüber, letztere ist hier sehr stark aspirirt. Affricata habe ich nirgends gefunden. Die Ansetzung derselben (s. S. 124) beruht auf ungenauer Beobachtung. Ich habe auch mehrfach zunächst Affricata zu hören geglaubt, näheres Zuhören hat aber überall nur stark aspirirten Explosivlaut ergeben. In Vorarlberg sind die Walserorte, soweit sie Walser Mundart bewahrt haben, auszuscheiden. Sie haben anlautende Spirans mitten unter k-gebrauchender Umgebung. Fischers Grenzlinie setzt an richtiger Stelle ein, in ihrem Endverlauf bleibt sie dagegen, vermutlich durch die Walser Aussprache irregeführt, zu weit nördlich.

Vorarlberg, abgesehen von den Walserorten, hat durchweg k. In Liechtenstein bin ich nicht gewesen. Geborene Liechtensteiner habe ich aber k gebrauchen hören und sie haben diese Aussprache als ihre heimatliche in Anspruch genommen. Auf dem linken Rheinufer gilt k im allgemeinen im Rheintal von Oberried an abwärts und am Seeufer hin bis Staad vor Rorschach. Des näheren haben Rorschach und beide Grub (St. Gallisch wie Appenzellerisch) ch, in Staad, Rheineck und Thal habe ich nur k gehört, in Heiden vorwiegend k neben einigen ch, in Oberegg habe ich nicht bestimmen können, welcher von beiden Lauten heute der einheimische ist, oder ob etwa gegenwärtig beide nebeneinander gesprochen werden, in Reute habe ich nur k gehört. Weiterhin gilt ch im Bergland, so Appenzell, Eggerstauden, und in Altstädten und Leuchingen in der Rheinebene. Im übrigen hat die Rheinebene bis zum Hirschensprung k, also Marbach, Rebstein, Balgach unterhalb Leuchingen und Montlingen, Oberried mit Kobelwald oberhalb Altstädten, aber auch, was besonders zu beachten ist, Kriesern zwischen Altstädten und dem Rhein.

Nach den Gesamtverhältnissen, die für die heutige Grenzlinie k-ch gelten, ist anzunehmen, dass auch das Stück

oberhalb des Bodensees durch Vorrücken von k und Zurückweichen von ch entstanden ist, und die Lage des heutigen linksrheinischen k-Streifens weist unmittelbar auf ursächlichen Zusammenhang mit dem rechtsrheinischen k-Gebiet hin. Die natürlichen Bedingungen scheinen freilich auf den ersten Blick wenig günstig. Zur Trennung durch den ungebärdigen Fluss kommen die vielen Lachen und die grossen Riede hinzu. Aber Lachen und Riede scheiden auch wieder die gleichufrigen Orte voneinander, die Verkehrsverhältnisse zwischen den Orten derselben Flussseite sind also denen zwischen Orten verschiedenen Ufers nicht so sehr überlegen. Und weit ungünstiger als die Verkehrsverhältnisse über das Tal hinüber sind die an den Rändern gegen Osten und Westen hin. Bergrücken und Wälder scheiden hier in sehr starkem Masse. Beide Seiten des Rheintals sind aufeinander angewiesen.

Auch geschichtlich gehören beide Talseiten von der Gaugrafenzeit bis ins 15. Jahrhundert zusammen. Sie bilden zusammen den Rheingau (s. die Auseinandersetzung zwischen Pupikofer, Mooser und Meyer von Knonau in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees V. VI), nachher gehören sie zu Werdenberg-Montfort. Als Haus und Besitz Werdenberg-Montfort um 1230 mit Graf Hugo II und Graf Rudolf in die Zweige Werdenberg und Montfort auseinanderging, bildete zwar zum Teil der Rhein die Grenze, die Werdenbergischen Besitzungen erstreckten sich aber auch auf das rechte Ufer (nach J. N. Vanotti, Gesch d. Graf. von Montfort 1845). Tiefer hat erst der Uebergang des unteren linksrheinischen Teils an St. Gallen und die Schweizer Kantone im 15. Jahrhundert eingeschnitten. Aber auch da dauerten noch allerlei Beziehungen zwischen beiden Ufern fort. G. Meyer von Knonau hat in Alemannia III, 81 Belege für Beziehungen bis ins 17. Jahrhundert veröffentlicht. Gegen Westen und Süden bleibt die St. Gallische Talseite auch weiterhin als Landschaft Rheinthal durch die Herrschaften Sax und Appenzell begrenzt.

Im einzelnen bedarf der Verlauf der Grenze an drei

Stellen der Erklärung, bei Staad, bei Oberried und bei Altstädten. Einfach liegt die Sache bei Staad. Nach Leu (Hans Jakob Leu, Allgem. Helvet. Eydgen. oder Schweiz. Lexikon 1747 ff.) war noch zu dessen Zeit das kleine Staad kirchlich von dem durchfließenden Bach an die rheinthalische Pfarrei Thal-Rheineck und die St. Gallische Pfarrei Rorschach geteilt. Beide Pfarreien aber gehörten seit Jahrhunderten zu verschiedenen Herrschaften. Ist meine Beobachtung, dass Staad heute k spricht, richtig, so ist die St. Gallische Hälfte der Rheinthaler gefolgt.

Weniger einleuchtend liegen die Verhältnisse am oberen Endpunkt, bei Oberried mit k gegen Rüti mit ch. Zwar läuft auch hier die Sprachgrenze in der Nähe der Grenze der Herrschaft Rheinthal, aber es fällt die südlichste Gemeinde des Rheinthals, Rüti über die Sprachgrenze hinaus. Rüti, das heute ch hat, gehörte mit Oberried zusammen und noch zum Rheinthal, erst Sennwald mit seinem Filial Lienz gehörte zur Herrschaft Sax. Dagegen sind Oberried und Rüti durch eine sehr ausgesprochene natürliche Grenze, den Hirschensprung, geschieden. Ein Bergriegel ragt weit in die Ebene herein und stößt beinahe bis zum heutigen Flusslauf vor. In dieser natürlichen Grenze muss ich nach meinem historischen Wissen die Ursache der Sprachgrenze sehen. Zwar ist, soviel ich sehe, gemeine Annahme, am Hirschensprung habe der alte Rheingau auf dem linken Flussufer seine Südgrenze gehabt (so Meyer von Knonau im Anzeiger f. Schweiz. Gesch. N. F. V, 19 und in den Mitteilungen des hist. Vereins in St. Gallen XIII, 95), es scheint mir aber nirgends eine Begründung für diese Annahme vorzuliegen und es ist nicht statthaft, eine so weit zurückliegende Grenze beizuziehen, wenn nachher in unmittelbarster Nähe Jahrhunderte lang eine andere Herrschaftsgrenze vorbeilief. Mit Oberried geht das auf der Höhe liegende Dorf Kobelwald, früher Filial von Oberried-Montligen und heute noch im Verkehr auf Oberried angewiesen.

Wenn Leuchingen mit Altstädten geht und mit dieser Stadt zusammen eine ch-Insel im Rheinthal bildet

weiß noch Leu anzugeben, dass die Leuchinger Bürgerrecht in Altstädten hatten. Kriesern aber, außen in der Rheinebene, gehörte gerichtlich mit Montligen zusammen zum Hof Oberried. Die Abweichung der Sprachinsel von der Umgebung erklärt sich zur Hauptsache wol aus dem städtischen und damit selbständigeren Charakter von Altstädten, zum Teil vielleicht auch noch aus seinem Marktverkehr mit dem appenzellischen Hinterlande. Es kann hier wie bei Basel die Stadt den älteren Laut bewahrt haben, nur dass dieser hier ch, in Basel k ist.

An Gründen für den heutigen Verlauf dieses südöstlichen Stückes der k-ch-Grenze fehlt es nicht, auf die Entstehungszeit der Grenze wage ich aber aus diesen Gründen nicht zu schließen. Gewiss waren die Bedingungen für die Ausbreitung des Explosivlauts vom rechten auf das linke Rheinufer günstiger als beide Seiten noch zum selben Gau und nachher der ungetrennten Herrschaft Werdenberg-Montfort gehörten, aber auch als Werdenberg und Montfort auseinandergingen und selbst in der St. Gallischen Zeit des Rheintals waren noch genügende Berührungspunkte vorhanden. Ebensowenig weiß ich an den Ecken im Norden und Süden die scheidende Wirkung der dortigen Verkehrsverhältnisse zeitlich genau zu umgrenzen. Ob ein Näherwohnender den einzelnen Gesichtspunkten bestimmtere Ergebnisse abgewinnen oder entscheidende Gesichtspunkte hinzufügen mag? Vielleicht liegen noch maßgebende Sprachdenkmäler in einer Rheinthaler Kanzlei.

Im ganzen genommen kann ich der heutigen k-ch-Grenze nur ein bescheidenes Alter zuerkennen. Man kann also nur mit großer Vorsicht aus dem heutigen Verbreitungsgebiete beider Laute auf das frühere schließen und darf nur mit beträchtlichen Einschränkungen das heutige Gebiet für die örtliche Bestimmung älterer Denkmäler verwenden. Auch darf man nur mit besonderer Begründung andere mundartliche Eigentümlichkeiten, die heute auf die Seite von k- oder ch- fallen, für frühere Zeiten derselben Seite zuteilen.

Beitrag zur Freiburger Theaterchronik.

Von J. Kartels.

Im 11. Jahrgang des „Schauinsland“ gibt C. Geres einige Notizen zur Geschichte des Freiburger Theaters, die er einer Mitteilung Ernst Julius Leichtlens im „Freiburger Wochen- und Unterhaltungsblatt“ vom Jahre 1827 entnimmt. Das älteste der darin angegebenen Spiele datirt erst aus dem Ende des 16. Jahrhunderts: das St. Johannisspiel, das 1598 am Feste des Heiligen zum erstenmal aufgeführt wurde.

Das Universitätsarchiv enthält nun eine kurze Aufzeichnung eines Spiels aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, das der jeweilige Münsterpfarrer am Corporis Christi-Fest aufführen lassen musste[1]). Leider scheint die Aufzeichnung nur unvollständig zu sein, da Maria, die nach dem Personenverzeichnis eigentlich viermal auftreten soll, tatsächlich nur einmal erscheint, es müsste denn sein, dass ein Teil des Spiels als bloßes Bild nach Art unserer heutigen lebenden Bilder aufzufassen ist. Wieviel im ersten Falle das uns Erhaltene dem Umfang nach vom ganzen Spiel beträgt, ist nicht festzustellen, doch lassen sich je nach dem Auftreten der Maria etwa vier Szenen unterscheiden. Die erste schildert wol die Verkündigung der bevorstehenden Menschwerdung durch

---

[1]) Freib. Universitäts-Archiv: Akten der Münsterpfarrei. Darauf bezieht sich offenbar auch die Angabe einer andern Handschrift aus derselben Zeit über die „Beschwerden der Pfarr Freyburg“: „So muess auch ein pfarrherr uff corporis Christi das hüttlin erhalten uff drey disch mit morgensuppen und dem malzeitt.“

den Engel im Betgemach Marias: „Maria im hitlin“; in der zweiten erblicken wir Maria bei ihrer Base Elisabeth, denn nur so lässt sich die Bezeichnung „Maria ubers birg“ verstehen; in der dritten gelangt die Verkündigung der Geburt Christi durch den Engel an die Hirten und die Anbetung derselben zur Darstellung: „Maria in der Sunnen“; die vierte endlich veranschaulicht die Darstellung Christi im Tempel: „Maria im tempel“ [1]).

Personen:

Engel
Hirten 3
Maria
a) im hitlin
b) ubers birg
c) in der Sunnen
d) im tempel
Anna prophetissa
Elisabeth
Symeon
Joseph
duo scolares ceraferarii cantantes: lumen ad revel.
puer gerens columbas
pueri quatuor portantes tabern.

Zu dem ersten singt der Engel:

„Gloria in excelsis deo etc.

Der erste hirtt.

O gesell was mag das sin
Ich hab gesehen ein liechten schin

[1]) Ueber die Entwicklung des Weihnachtsspiels von dem Wechselgesang bis zu dem wirklichen Spiel vergl. Karl Weinhold, Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien, Wien 1875. Eine schöne Sammlung derartiger Spiele gibt außer Weinhold Dr. Anton Schlossar, Deutsche Volksschauspiele, Halle 1891, und Julius Schröer, Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn, Wien 1862; letzterer schildert ausführlich Charakter und Darstellungsweise eines solchen Spiels.

Ich bin erschrocken gar und gantz
Ab disem hellen liechten glantz.

Der ander hirtt.

O bruder lass uns schweygen still
Wer weyst was gott hütt würcken will.
Bey disem plast sollen mir verston
On wunder wirt es nit vergon.

Der Engell.

Ir hirten fürchten euch nitt unnd hant kein leydt
Wan ich verkundt euch grosse freud
Warlich uns heutt geboren ist
Von Maria unser her Jhesus Christ.
Ir sollendt nitt under wegen lon
Gen Bettlehem sondt in gon
Do finden ir das kindlin kleyn
Schon ingewicklett fin und rein.

Der dritt hirtt.

Als uns der Engell hat veryehen
Unnd mir des wunder hand gesehen
Wir wertt nitt under wegen lon
Gen Bettlehem wentt mir gon.

Der erst hirtt.

O gott vatter in Ewigkeytt
Gross lob und Ehr sey dir geseyt,
Als mir hant genumen des engells war
So ists ietz volendet gar.

Unser frauw im Tempell.

Simeon was du lange zitt hast begert
Des wurst du hutt von gott gewertt
Se hin Jhesum das kindlin min
Unnd sag lob und danckh dem schopffer din.

Simeon.

Gott sey gelobt in Ewigkaytt,
Das ich durch in heutt bin erfreuwtt;
Her nun lass ietz dinen knecht
Nach dinem wortt in frid gon recht
Dan mine augen hand gesehen
Dein heyll, das muss ich veriehen,
Wie du hast beraytt fürwar
Von dem angesicht aller volker gar,
Ein liecht zu erleuchtung schon
Den heyden, sollent ir verston
Unnd ein Ehr dins Volckhs Israhel,
Des sunst must leyden grosse quell.

Die schüler.

Lumen ad revelationem gentium et gloriam plebis tuae Israhel.
Maria du gesegnet bist
Ob allen weybern zu diser frist,
Und zu ayner ufferstentnus clar
Viler in Israhel fürwar;
Auch zu eynem zeychen wie ich find,
Dem wider gsprochen wirt geschwindt.
Un din selb seel wirt versertt
Mitt eynem bitterlichen schwert
Uff das viller hertzen fürwar
Gedencken werden offenbar.

— —

Die Vorlage für Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“.

Von **Paul Beck.**

Schillers Vorlage ist unzweifelhaft in der Legende der im Jahre 1271 geborenen, 1336 gestorbenen Königin Elisabeth von Portugal, Tochter Peters III., Königs von Arragonien, vermählt mit König Dionys von Portugal zu suchen, welche — nach Karl Stengels, Abts des Benediktinerklosters Brenz-Anhausen in Schwaben, „Stammbuch oder denkwürdige Historien usw.“, München bei Joh. Jäcklin, 1668, II S. 42—45 — folgendes Vorkommnis erzählt: „Die hl. Elisabetha hätt ein getrewen gar tugendsamen Edelknaben, durch welchen sie pflegt das Allmusen auszutheilen. Der ward von einem andern bösen schalckhafftigen Edelknaben solcher argen Sachen (jedoch fälschlich) bey dem König angegeben, dass der König entschlossen, den frommen Knaben umbzubringen. Desshalben befalch er einem Kalchbrenner, wann er auff einen solchen Tag, Stundt und Zeit ihme einen Knaben zusenden werde, denselben alsbald mitten ins Kohlfewer werffen und verbrennen soll, hat auch bestelltermassen den Knaben zum Kalchbrenner geschickt.

Es must aber der gesandte Knab für ein Kirchen gehen, und höret mit dem Glöcklein ein Zeichen geben, dass man den hochwürdigsten Leichnamb dess Herrn (zum angedencken der geschehenen fürstellung im Passion) auffheben wolte. Er gieng hinein, fiel nieder auff seine Knye, höret dieselb Mess gar auss, auch zwo andere Messen hernach, gedachte er wolte dess Königs Geschäfft (davon er doch nit wuste, was es war)

noch mal verrichten. Vnderdessen hat sich auss Gottes Schickung die gegebne Stundt seines Todes verloffen.

Der König hätt den aussgang der sachen gern gewüst; und sandte den andern bösen Edelknaben hiernach, den Kalchbrenner zu fragen, ob er dess Königs Befelch verrichtet hätt? Der Kalchbrenner vermainte, dieser wär der Edelknab, welchen er nach dess Königs Befelch verbrennen soll. Wurff ihn also vnderm reden in Kalchofen. Der fromme Edelknab kam bald hinnach, fraget den Kalchbrenner, ob er dess Königs Befelch erfüllet hätt? Er antwortet: wann er ein wenig früher kommen wär, so hätt ers gesehen. Mit dieser Antwort kehrt er widerumb zuruck, solches dem König anzuzeigen. Vnd als ihn der König ersehen, erschrack er sehr, dass das Widerspil geschehen, und nit der, sondern der ander wär verbrennt worden. Fraget derhalben, wo er sich auffgehalten, dass er seinen Befelch nit ehe verrichtet hätt. Der fromme Jüngling erzehlet dem König, dass er zu der hl. Wandlung kommen, und wie er allzeit pflegte, die folgende Mess biss an das End gehört. Hierauss erkennet der König, das alles, was sich begeben, Gottes Vrtheil, jener Schwätzer schuldig, dieser aber vnschuldig.

Dieses Jünglings Vatter war ein edler Rittersmann, welcher dem König sehr lieb war, am Todtbeth seinem einigen Sohn vnder andern auss Vätterlicher vermahnung folgende Puncten zu halten ernstlich befohlen hat. Erstlich, dass er täglich ein gantze Mess hören. Am andern, sich der hochgeehrten Gebärerin Gottes Gottseeligklich befleissigen. Vnd zum dritten, die Keuschheit halten, oder zum wenigisten sich vor aller Büberey und Vnzucht hüten soll. Weil er nun diesem seines Vattern sel. Befelch fleissig nachkommen, ist er also von dem vnfürsehnen Todt wunderbarlich errettet worden, auch letstlich seeligklich im Herrn entschlaffen. S. Elisabeth leget nach ihres Mannes Absterben S. Clarä Habit an, opffert sich, und ewige Reinigkeit auf vor einem Crucifix mit weinenden Augen, erwählet alsbald Jesum also bluetig zum ewigen Gemahl. Sie beflisse sich in allem, S. Elisabeth Königin in Vngarn, deren Baass sie auch war, in

allen Tugenden nachzufolgen, wegen dess Namens. Im 95. Jahr ihres Alters wird sie tödtlich krank, wil nit, dass man das hochwürdigste h. Sacrament zum Beth trage, sondern stehet allein auff, legt ihre Klosterkutten an, gehet auss der Kammer in Saal zum Altar, empfahet das h. Sacrament knyend auff bloser Erden, halb todt, sagt Gott dank, gehet wider in ihr Beth, und entschlafft im Herrn, ist vom Päpstl. Heyl. Urbans VIII i. J. Christi 1615 in der hl. Zahl eingeschriben worden.“ — Dieselbe Legende hat ein portugiesischer Dichter Ignaz Pizarro de Moraçs Sarmento in einem 1841 zu Lissabon erschienenen Romançeiro nach dem vom Bischof von Oporto D. Fernando Correa de Lacerda 1739 verfassten Leben der hl. Isabella zum Vorwurf einer Romanze benützt, ohne noch Schillers Ballade zu kennen (Friedr. Heinr. von der Hagen, neues Jahrbuch f. d. Sprache usw., VII. 1846, S. 422—24). Die gleiche Erzählung, nur nicht so in extenso und mit dem Unterschied, dass hier die handelnden Personen, die zwei Edelknaben als Kammerdiener laufen und der eine derselben drei nacheinander beginnende hl. Messen mitangehört habe, bringt nach den Chroniken des hl. Franziskus Alphons Roderic. tractat de Sac. Miss., bezw. die deutsche Ausgabe der „Uebung der Vollkommenheit und christlichen Tugenden“ von Alphons Rodriguez, S. J., IV. Bd. (zweite Hälfte des zweiten Buchs), dritte Auflage, Wien, Druck und Verlag der Mechitaristen-Kongregationsbuchhandlung, 1854, S. 361—363 in der achten Abteilung, 16. Hauptstück unter der Rubrik: „Beispiele der Andacht bei der hl. Messe.“ Danach findet sich die Legende auch in dem bekannten, seinerzeit namentlich in Oberschwaben weitverbreiteten und oft aufgelegten Katechismus (Praxis Catechistica) des im Jahre 1592 zu Weingarten geborenen, 1659 gestorbenen Ochsenhauser Benediktinermönches und theologischen Schriftstellers P. Placidus Spieß, wo der Fall als Warnung erzählt wird. Diesem Spießschen Katechismus hat wol auch „Joh. Chf. Wagners „Alter und neuer Schreibkalender auf d. J. 1689, Stuttgart, gedruckt und verlegt bei Joh. Weyrich Rößlins Wwe.“, die in der „Bes. Beilage“ des württ. Staatsanzeigers von 1890

Nr. 6/7 vom 24. Juni S. 108—109 als Quelle für Schillers Ballade in Anspruch genommene Erzählung: „Der bezahlte Verleumder" entnommen, in welcher die Edelknaben-Kammerdiener als Lakaien figuriren. — Aber auch sonst, von der Legende der hl. Elisabeth abgesehen, fehlt es, wie auch aus den zahlreichen Nachweisen in Goedekes „Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung usw.", zweite neue Auflage, V, S. 206—207 zu ersehen, nicht an Vorlagen, selbst das Böhmerland weist eine solche auf. Nach Svateks „Kulturgeschichtliche Bilder aus Böhmen" (S. 210) soll eine romantische, seit Jahrhunderten im Munde des Volks fortlebende Sage, deren ursprüngliche Wiege die Umgegend von Schloss Purglitz ist, den Stoff dazu gegeben haben. Danach wäre der strenge Graf von Savern in der böhmischen Sage König Wenzel IV., an die Stelle der Gräfin tritt Königin Johanna (erste Gemahlin Wenzels); der fromme Knecht Fridolin heißt hier Jan und der Jäger Wok. Als Ziel des Gangs wird Althütten (Böhmens ältestes Eisenwerk) bezeichnet. Die kleine Kirche, in welcher der fromme Knecht bei der Messe gedient, ist die uralte Kapelle zu Stradonec am Wege von Purglitz nach Althütten.

Alte Liederdrucke im britischen Museum.

Von Mary Elizabeth Marriage.

Als ich eines Tags im vergangenen Herbst im Katalog des britischen Museums unter „Lied“ nachschlug, fand ich zu meinem Erstaunen eine Menge fliegender Blätter, meistens alte Drucke des 16.—17. Jahrhunderts, dort aufgezeichnet. Unter „Lieder“ standen wieder sehr viele. Da war meine Freude groß; ich fing an zu ahnen, welche Schätze fürs Volkslied in der Bibliothek verborgen liegen könnten. Das Museum besitzt bekanntlich keinen Realkatalog, so dass ich mich fürs erste mit diesen Spuren begnügen musste. Nach und nach ließ ich mir die genannten Blätter alle vorzeigen, und da viele in Sammelbänden stehen, bekam ich manches zu sehen, was nicht an der Stelle im Katalog aufgezeichnet war. Weiter wurde mir erlaubt, im privaten Zettelkatalog nachzuschlagen, in welchem die Titel in derselben Ordnung stehen wie die Bücher auf den Regalen. So habe ich denn den ersten Teil folgender kleiner bibliographischen Arbeit zusammengetragen. Auf Vollständigkeit macht sie keine Ansprüche: die würde sich erst dann erzielen lassen, wenn man unter den Büchern selbst arbeiten dürfte, was mir bis jetzt nicht erlaubt war. Ich habe mich also vorderhand darauf beschränkt, die Sammelbände fliegender Blätter des 16.—17. Jahrhunderts aufzuzählen und die Titel der darin enthaltenen weltlichen Lieder anzugeben. Vom reinhistorischen Liede, wie vom geistlichen Liede und von den „Zeitungen“ habe ich für diesmal abgesehen. Den zweiten Teil, die Liederbücher der Tonsetzer des 16.—17. Jahrhunderts, habe ich nach dem Musikkatalog und den Werken selbst mit Hilfe der Biblio-

graphien von Goedeke, Eitner und Becker, beschrieben. Die Ordnung ist folgende: a) Datum, b) Druckort, c) Name des Tonsetzers und Titel, d) Bibliotheksnummer, e) Verweise auf obige Bibliographien. Die genauen Titel führe ich des Raums wegen hier nicht an, weil sie (in den meisten Fällen auch mit Inhaltsangabe) bei Goedeke an den angegebenen Stellen zu finden sind. Daten, mit Fragezeichen versehen, sind dem Katalog entnommen.

I. Sammelbände fliegender Blätter des 16.—17. Jahrhunderts.

1) **11515 a 47.** „German Poetry, 1507—1550“, 13 Stück, hpts. Meistergesänge und geistliche Lieder, darunter:

(1) Ain schön Lied von ainem Ritter auss der Steyrmarck (Trinumitas und Horedebel). Augspurg Hans Zimmermann, oj.

(4) Ein kürtzweylig Lied zu hören von dem haussrat in des Schillers meyen weiss. Nürnberg Jobst Gutknecht, oj.

(9) Zwey schöne newe Lieder, das erst dem durchleuchtigisten Johan Friderichen Churfürsten zu Sachsen und allen Gefangnen Christen, oouj.

2) **11515 a 48.** „German poetry, 1550—1560“. Kl. 8°. 12 Stück, hpts. geistlichen Inhalts.

(1) Ein Lied von dem Tod, wie er alle Stände der Welt hinweg nimpt. In des Regenpogen plaen thon oder in der Ritter weiss, ein gemess. Nürnberg Valentin Newber 1550.

(4) Wie ein Mayer sein Hauss Gesyndt auff weckt, oouj. (Vgl. unten 10, 19).

(12) Schöner ausserlessner Lieder zehen. Nürnberg Valentin Newber 1560?

Ach vnfals neidt / so lange zeyt
Ach werde frucht / deyn zucht
Ach weyblich art / hart / trübstu mein hertz
Ein Thurnier sich erhaben hat
Ich rew vnnd klag / das ich mein tag
Man sicht noch wol / wie stät du bist
Mich zwingt dazu / dz ich kein rhu
So wünsch ich jr ein guter nacht
zu hundert tausent Stunden

Vil glück vnnd heyl ist niemands feyl
Wol kumpt der May / mit mancherley der blüm-
lein zart.

3) **11515 a 51.** „German poetry, 1590—1600". 18 Stück.

(9) Ein hüpsch new Lied vonn einer stoltzen Müllerin wie sie jhre Hüner Genss Enten vnnd Schwein verkaufft In dem Thon: Do Hermann inn der Scheuren lag, oouj 1600?

(10) Ein Lied von einer faulen Diernen, oouj 1600?

(11) Ein schönes Lied von dem Pfarrherr im Federfass in dess Heinrich Müglings Thon, oouj 1600?

(12) Ein schön Lied der Grossfresser im frischen thon Hans Vogel, ein anders Lied der paur mit dem Saffran im spiegel thon Frawen Ehren porten.

(14) Ein schöns news Lied von der Königin von Franckreich vnd von jrer falschen Bühlschafft wie sie neün Studenten umb jr Leben bracht hat. Augsburg Michael Manger, oj.

(15) Eine andere Ausgabe desselben. Augsburg Mich. Manger, oj.

(16) Ein schöne Tageweiss, oouj.

(„dieweil mein Hertz thut lieben ein edle Jungkfraw zart").

Vergl. 11517 a 22 ein schöne Tagweyss ... Augspurg durch Michaelem Manger, oj. 1600?

4) **11522 df 87,** „German poems, 1600—1696". 4 Stück, 2 geistl. Inhalts, 1 Prosa (bewerte Kunst wie jm einer ein ansehen machen soll 1601, oo.).

(4) drey schöne neue weltliche Lieder, oo. 1696.

Ey so gehts uns Menschen all
Frisch auff ihr tapffere Handwercksbursch
Komb her mein liebe Schwester komb.

5) **11515 a 52.** „German poetry, 1603—1607". 18 Stück, hpts. geistl. Inhalts.

(2) Zwey schöne neue Lieder ... Augspurg Valentin Schönigk, 1603.

Als von Braunschweig Hertzog Heinrich / zoge zum heyligen Grabe
Die frantzösische Chronica / sagt wie vor manchem Jahre.
(Geschichte der Melusina).

(3) Fünff schöne lustige vnd kurtzweylige neue Lieder. Augspurg durch Valentin Schönigk, oj.

Ach Gott was soll ich singen
Ach hertziges Hertz mit Schmertz erkennen thu
Gross Lieb hat mich vmbfangen hart
Nun bin ich ein mal frey
Ohn dich muss ich mich aller Freuden massen.

(4) Ein schön newes Lied ob eim jungen Gesellen ein Weyb zu nemen sey oder nit als Aristoteles schreibet . . . Augsburg Valentin Schönigk, oj.

(5) Ein schön newes Lied: es fleugt ein kleines Waldvögelein der Lieben für die Thür . . . Augsburg Valentin Schönigk, oj.

6) 11515 a 53. „German poetry, 1608—1611". 18 Stück.

(5) Ein schön newes Liede / ach grüss mir die im rodten Rock, oo. 1610.

(6) Ein schön news Lied: Vnd ein Meystergesang / o Welt was ist dein Meisterschafft . . . oouj.

(10) Ein schön new Lied von der rothen Saw / das Laster der Trunckenheit rürend . . . oo. 1610.

(11) Ein schön neus Liedt / vonn einem edlen Jüngling auss Armenia . . . Augspurg bey Dauid Francken 1610.

Schlusszeilen:

Johann Wartz von der newen Stat
Diss Liedlein new gedichtet hat
Welcher ein Mangel daran het
Der wiss das ich bin kein Poet.

(15) Vier hüpsche weltliche Lieder vom Fitz vnnd Federle . . . 1611 oo.

Es fuhr ein Baur ins Holtz
(vgl. Ambr. Lb. 84)

Es wolt ein Baur ins Elsass faren
(vgl. Ambr. Lb. No. 239)

Es wollt ein Fuhrmann ins Elsas fahren
(vgl. Böhme, AD. Lb. Nr. 480 b)

Ich ritt einmal zu Braunschweig auss
(vgl. Ambr. Lb. Nr. 148).

(17) Zwey schöne newe Meysterlieder: das Erst wie drey Frawen vber jhre Mägd klagen etc. In dem Rosenthon Hans Sachssen, das ander die faule Haussmeyd im frischen thon Hans Vogels, oouj.

7) **11515 a 54.** „German poetry, 1612—1617". 18 Stück, hpts. geistl. Lieder und Zeitungen, darunter 3 Heiligenlegenden von St. Ita (1613), St. Bläsy (1617) und St. Oswald (1617).

(11) Zwey schöne herliche Meisterlieder. 1. Auss dem Cento Nouella von dem vergifften Salvenstock im Rosenthon Hans Sachsen. 2. Von der grossen Treu der Edlen Tugendsammen Frawen zu Rom, die da jren Vatter den man hungers sterben wolte mit jhren Brüsten seuget . . . In dess Schillers Hoffthon, oouj.

8) **11517 b 3.** „German Ballads, 1617—1630". 7 Stück.

(1) Drey schöne newe weltliche Lieder von dem Krieg zu Armenhausen . . . oo. 1617.

Da ich ein junger Geselle war da thet ich mich erfrewen
Hört zu ihr Herren in der still
Schneider ich will dirs weisen meine Kleider zerreissen.

(5) Zwey schöne newe Lieder, das erst Wilhelmus von Nassawe, oo. 1629. (Das zweite geistl.)

(6) Zwey hüpsche newe Lieder / das erst / wie Marggraff Albrecht für Franckfort gezogen ist, oouj.

Was wöllen wir aber heben an
(der Fähndrich, Uhland Nr. 203).

Es ist nicht lang das es geschah
(Lindenschmid Uhland No. 139).

(7) Ein gar trauriges Lied von einem Studenten, welcher im Jahre 1608 zu Franckfort an der Oder . . . sich erstochen, oouj.

Kehr vmb mein Seel vnd traure nicht.

9) **11515 a 55.** „German poetry, 1618—1620". 16 Stück, hpts. geistl. Lieder und Moritaten.

(5) die geystliche Sommerzeit 1618.

(7) um 1618 enthält die Erzählung vom alten Großvater und Enkelkind, vgl. Grimms Märchen Nr. 78.

(14) Zwey schöne Klag Lieder, das erste von dess Königs Laszla vnschuldigen Todt, oouj.

(16) Ein schön news Lied die Ehebecher Bruck, oouj.

10) **11515 a 56.** „German poetry, 1620". 20 Stück.

(1) Ein schön new Lied von einem allen Man und einem jungen Fräwlein. Der Thon wie man den Bottenbuben singt, oouj. 1620?

(2) Ein schön newes Lied von einem Burgersknecht und von einer Bettlerin. Im Thon Zu Costentz sass ein Kauffmann reich, oouj 1620?

(3) Ein schöns Lied ich hab ein Weyb bey achtzig Jaren. Im Thon: Ich waiss mir ein Maydlein ist hüpsch und fein, oouj.

(4) Ein schöns newes Lied der Braune Stier genandt. In seiner eygnen Melodey zu singen. Oder: Es hatt ein Mâidlein ein Schreiber hold, oouj.

(5) Ein gar newes vnnd schönes Lied / einer Bayrischen Jungkfrawen vom Adel zu Ehren gemacht. Im Thon: Warumb wiltu wegk ziehē / mein Schatz. Oder / Ins Rulands Thon, oouj.

Jungkfraw es ist mir leide wann ich gedenck der Zeit.

(6) Drey schöne neue Lieder, das Erste ist ein Antwort deren Persohn umb welcher willen sich der Student zu Franckfurt an der Oder erstochen . . . 1620, oo.

(Die beiden anderen Lieder geistl.)

(10) Drey schöne neue Lieder . . . oouj. 1620.

Gott grüss euch schöne Schäferin so reine
Angelica die schöne Schäfrin zart
Wie wird doch nur geschehen mir armen Knäbelein.

(11) Drei schöne neue Lieder so vormals nie in Truck aussgangen . . . oouj. 1620?

Ach wo soll ich mich wenden hin
Es wolt gut Schiffer schiffen
(vgl. unten 15)
Ihr Mägdlein schön vollkummen
(vgl. unten 16)
Und welcher ohn Gelt hausen will.

(12) Zwey schöne new Lied . . . oouj.

Warmub wilt du wegziehen mein Schatz mein Augentrost.
Mir wil schöns Lieb mein hertz vor Schmertz im Leibe gar zerspringen.

(13) Zwey schöne newe Lieder . . . oouj.

Von der Fortuna werd ich getriben umb
Mein Liebelein vnnd ich giengen einmal spazieren.

(14) Zwey schöne neue Lieder, das Erst von dem Burger vnd Bauren Krieg. Im Thon wie man den Geistlichen Buchsbaum singet, oouj.

Ein Krieg hat sich gefangen an zwischen eim Burger vnd Baursmann.
Ich passiert einmal alleine wol in dess Meyens Zeiten.

(15) Zwey schöne neue Lieder . . . oouj.

Es wolt gut Schiffmann schiffen (vgl. oben 11)

Ir Mädelein volkummen machet euch auff die Ban (vgl. 11)

(16) Zwey schöne neue Lieder, das Erst die newe Jagt genandt . . . oouj.

Mit Lust vor wenig Tagen einem Jäger kam in Sinn
Einmal thet ich spatzieren sonderbar allein

(19) Der Meyer wie er sein Haussgesind auffweckt.

„Ich bin genandt der kluge Meyer
In d'Statt trag ich Hasen / Hüner vnd Eyer."

Getruckt bey Joh. Schröter 1620 (vgl. oben 2, 4).

11) **11515 a 57.** „German poetry, 1621—1628". 13 Stück, hpts. geistl. Inhalts, auch Zeitungen.

(1) New Bohemische Venus gesangsweiss gestelt im Thon Venus du vnd dein Kind 1621, oo.

(7) Newe vnd erschröckliche Kornzeytung von einem armen Baursmann, welcher von seinem Nachpaurn Korn entlehnen wollte. Embs bey Bartholeme Schnell 1622.

(Zwei geistl. Lieder von 1621 und 1622 sind „im Thon wie der Buchsbaum".)

12) **11515 a 58.** „German poetry, 1630—1690". 12 Stück, hpts. geistl. Inh.

(10) Stampen müssen die Welschen ein schön new Lied von der Belägerung vnnd Einnehmung der Vöstung Dachstein, Mutzig vnd Moltzen. Im Thon: es schifft gut Leininger vber den Rhein. Christlingen, Philipp Seuberlich, oj.

(11) Zwey schöne newe Lieder, so vormals nie in Druck aussgangen, oouj. (Am Schlusse steht der Name Paul Math.)

Bey (auch pey) mir mein Hertz ohn allen Schertz will gantz vnd gar verderben,
In Lieb bin ich verwund Jungkfraw zu aller Stund.

13) **11522 df 89.** „German poems, 1650—1754". 8 Stück. Meist historische Lieder des 18. Jahrh.

(1) Ein schönes lustiges weltliches Lied, genannt der Küh-Reihen in einer angenehmen und lustigen Melodey zu einer Ergetzung des Weidmanns und deren jungen Gesellen, oouj.

(2) Eine andere Ausgabe desselben.

(3) Zwey schöne neue weltliche Lieder der weltlich Coridon.

Nun will ich nicht mehr leben mit dir o Coridon
Ach wie unglückselig bin ich o Coridon

14) **11522 df 94.** „German poems, 1600—1714“. 6 Stück.

(2) Zwey schöne neue Lieder: ein Klag- vnd Traurlied über den tödtlichen Abgang des Helden Gustavi Adolphi, oo. 1633 (mit 4stimmigem Satz).

(3) Drey schöne weltliche Lieder: das erste ist ein Discurs oder Gespräch zwischen Carol Stuart König in Engel-, Schott- vnd Irrland und Olivier Cromwell, oouj. 1690?

15) **11522 df 4.** German poems, 1668—1774“, als einziges fl. Bl. in einem Bändchen Gedichte steht

(1) Ein schön Gespräch Lied von dem alten Hildebrand mit seinem Sohne, oo. 1668.

Ich will zu Land aussreiten, sprach sich Meister Hildebrand
Nun singet alle frisch und schnell („der Schneider Lobgesang“).

Ein älterer Druck des ersten Lieds befindet sich 11517 aa 26 fl. Bl. Nürnberg bei Christoff Gutknecht, oj.

Von späteren Sammelbänden sind zu nennen **1347 a 12** und **11521 b 35**, beide aus dem Ende des 18. bis Anfang des 19. Jahrhunderts. Ersteres enthält viele recht volksmäßige Lieder (darunter das Lied von der schönen Bernauerin), deren ein gut Teil wol aus Oesterreich stammt; beinahe alle sind oouj. Letzteres besteht aus 7 fl. Bl., sämtlich oouj.; die beiden ersten sind gereimte Fassungen der Sagen von der hl. Genovefa und der Kommandantentochter von Großwardein, besser bekannt als die Sultanstochter im Garten.

Aus den Jahren 1805—1814 laut der handschriftlichen Anmerkung auf dem Deckel ist ein Band **11521 ee 28** mit 86 Stück fl. Bl., welche dem Ansehen nach meist aus einer, oder von zwei Verlagsfirmen hervorgegangen sind. Vielleicht die gesammelten Drucke von C. L. Wittig in Hannover, denn die meisten, welche überhaupt einen Druckort angeben, weisen seinen Namen auf. Sehr viele beziehen sich auf Napoleon oder auf den Schluss der französischen Herrschaft. Größtenteils sind es Lieder, und zwar schwülstige „Drehorgel-Arien“. Eine noch spätere Sammlung ist **12331 ee 19**; 42 Stück meist aus dem Verlag von C. F. Witzsch in Waldenburg um 1850? Hauptsächlich Mordgeschichten mit dazu passenden Liedern.

II. Liederbücher der Tonsetzer des 16.—17. Jahrhunderts.

1536 Nürnberg: Heinrich Fincks Lieder, nur Altus. K 2 c 2 (GG II 33).

1544 a) Nürnberg: Schmeltzels Quodlibet vollst. K 2 h 13 (GG II 39).
b) Nürnberg: J. Ott, 115 Liedlein, 1551 und 1565 im Besitz Paul Behams, in Prachteinband vom Jahre 1551. Bassus schriftlich ersetzt. K 2 a 7 (GG II 38).

1545 Nürnberg: G. Rhau, Secundus Tomus Biciniorum, superior et inferior vox. K 2 c 3. (GG II 39).

1549 Nürnberg: G. Forster, I TDAB K 394 (dritte Ausgabe GG II 34); II nur Diskant K 395 (zweite Ausgabe GG II 35); III TDAB, die letzten 6 S. des Tenors schriftlich ersetzt. K 396 (erste Ausgabe GG II 36).

1569 München: O. di Lasso, newe Teutsche Liedlein mit 5 St. Vollst. A 335 (zweite Ausgabe GG II 45).

1573 München: O. di Lasso, sex cantiones, sechs teutsche Lieder, nur Tenor. A 334 c (GG II 46).

1574 Nürnberg: Alexander Vtenthal, Lieder TDABV A 553 e (GG II 50).

1577 Nürnberg: L. Lechner, Lieder, 5 Tle. vollst. A 249 a (GG II 51 No. 3).

1578 Dresden: A. Scandelli, Liedlein (wol eine spätere Ausg. der Liedlein von 1570. GG II 45), nur B. A. A 407 a.
Nürnberg: J. Regnart, Lieder, I u. II zusammengebunden, A 369 b, nur Diskant, früher in der kgl. Bibl. Berlin (zweite Ausg. GG II 49 No. 1).

1579 Nürnberg: J. Regnart, Lieder mit 5 St., vollst.; hrsg. von L. Lechner, A 369 c (GG II 52 No. 4); ein zweites Exemplar des Vagans, A 369 d.

1581 Nürnberg: A. Gosswin, Lieder, nur Diskant, A 212 (G II 54) oo., Nürnberg; J. Knöfel, Liedlein, nur Diskant, A 244 a (GG II 53).

1583 Nürnberg: O. di Lasso, Lieder mit 5 St., nur Diskant, A 335 a (GG II 46 Nr. 5).
München: Regnart, Lieder, nur Diskant, A 369 e (erste Gesamtausg. GG II 49 Nr. 4).

1585 München: J. Pühler, Teutscher Lieder XX, nur Tenor, A 252 (GG II 55).

1586 Nürnberg: J. Regnart, Lieder, nur Vagans, A 369 g (GG II 50 No. 7).

1588 Helmstadt durch Jacobum Lucium: Otth. Sigfried Harnisch, newe auserlesene teutsche Lieder zu fünff und vier Stimmen. T. A. G. A 228 (weder bei GG noch Eitner zu finden). Becker S. 239.

Helmstadt: Thomas Mancinus, das erste Buch weltlicher Lieder, nur Tenor, A 299 (GG II 56).

Nürnberg: L. Lechner, Lieder nach Art der welschen Canzonen. Nur secunda vox. A 249 e (GG II 52 Nr. 6).

1589 Nürnberg: O. di Lasso, neue Teutsche Lieder, gstl. u. wltl. mit 4 Stimmen, nur Tenor, es fehlen Lieder XXVIII bis XXXIII; A 335 c (GG II 46 No. 6; die zweite Ausgabe, erste München 1583).

Königsberg: Johann Eccard, Newe Lieder mit 5 u. 4 St.; nur Tenor. A 186 (GG II 53 No. 2).

1590 Nürnberg: Frantz Joachim Brechtel, Liedlein mit 4 u. 5 St. nach Art der welschen Canzonetten; es fehlt der Quintus. A 47 (GG II 58 No. 2).

1592 Augsburg: Adam Haslmair, Newe teütsche Gesang mit 4, 5 u. 6 St. D. A. Quint. D 106 (GG II 59).

1593 Nürnberg: O. di Lasso, diese spätere Ausg. der Lieder von 1583 (s. oben) findet sich nicht bei GG, Becker, Eitner.

1594 Nürnberg: F. J. Brechtel, Liedlein mit 4 St. nach Art der welschen Canzonetten. Nur Altus. A 47 b (GG II 58 No. 3).

Nürnberg: Valentin Haussmann, noch mehr Lieder mit 5 St.; Cantus, Altus, Basis. A 227 (GG II 59 No. 2).

1595 Nürnberg: Chr. Demantius, neue teutsche wlt. Lieder mit 5 St.; nur Cantus. A 168 (GG II 64 No. 1).

Nürnberg: J. Regnart, Threni Amorum, hrsg. Abraham Ratz, erster und ander Teil zusammen in einem Bande, nur Altus von beiden. A 369 i (GG II 65).

1596 Augsburg: H. L. Hasler, neue teutsche Gesang nach Art der welschen Madrigalien vnd Canzonetten; T. D. B. C 68 c (GG II 65).

Nürnberg: V. Haussmann, neue teutsche wltl. Canzonetten mit 4 St.; nur prima und secunda vox. A 227 c (GG II 60 No. 4).

1597 Nürnberg: V. Haussmann, andere noch mehr neue teutsche wltl. Lieder mit 4 St. nach Art der Canzonetten. Prima

secunda tertia vox. A. 227 b (bei GG Becker und Eitner nicht zu finden).

Nürnberg: S. Haussmann, neue teutsche wltl. Lieder zu 5 St. mit höfelichen kurtzweiligen Texten. Alt, Discant, Quint. A 227 a (bei GG Becker und Eitner nicht zu finden).

1601 Nürnberg: Paul Sartorius, Liedlein T. C. A. B. vollständig (GG II 68) D 1040.

Nürnberg: H. C. Haiden, gantz neue lustige Täntz und Liedlein. T. C. A. B. vollständig. C 66 (GG II 67).

1602 Nürnberg: V. Haussmann, Fragmenta, nur Cantus. (GG II 60 No. 8) A 227 d.

Nürnberg: M. Franck, Farrago; T. C. B. (Text unterschiedl. in jedem Teil) C 193 a (GG II 69 No. 2).

Nürnberg: M. Franck, Tenor, Cantus, Altus, musikalischer Bergkreyen. C. 193 d (GG II 69 No. 1).

1604 Coburg: M. Franck, deutsche wltl. Gesäng vnnd Täntze, nur quinta vox; nach dem Register fehlen die Lieder 1—7 und 8—24, letztere aber sind nur Tänze ohne Text. C 193 d (GG II 69 No. 5).

1606 Nürnberg: M. Haussmann, Auszug aus Lucae Marentii ... Vilanellen, Tenor, Cantus (GG II 60 No. 12).

Nürnberg: J. Stade, Lieder nach Art der Villanellen, nur Tenor. D 120 (GG II 74 No. 1).

1607 Nürnberg: Joh. Jacobi Gastoldi ... Tricinia, hg. V. Haussmann, nur Cantus. D 85 a (GG II 61 No. 15).

1608 Nürnberg: V. Haussmann, musicalische teutsche wltl. Gesänge, nach Art der ital. Canzonen vnnd Madrigalien T. C. B. B 98 a (GG II 61 No. 16).

Nürnberg: Chr. Demantius, Conviviorum deliciae T. A. B. B 45 a (GG II 65 No. 4).

1609 Augsburg: Andreas Berger, Threnodiae Amatoriae. Altus Cantus. C 159 a (GG II 71).

1610 Frankfurt: Joh. Moller, ein new Quodlibet. Tenor. B 105 (GG II 76).

1612 Nürnberg: Joh. Lyttich, musikalische Streitkräntzlein. B 117 a. T. C. B. Sext. (GG II 75 No. 4).

Nürnberg: M. Odontius, musicalisch Rosengärtlein, Tenor B 119 (GG II 71, diese wol die zweite Ausgabe, erste Fkft 1605).

1613 Nürnberg: S. Völckel, Gesänglein, Basis. B 143 (GG II 78).

1614 Nürnberg: Joh. Hess, Studentgärtleins ander Teil. Cantus. B 54 (GG II 74 führt nur Ausgaben von 1619 u. 1622 an), Becker S. 244.

Nürnberg: J. C. H(aiden), Tenor. C 197 (1) (nicht bei GG, Becker, Eitner).

1619 Wittenberg: J. H. Schein, Venus Kräntzlein, Tenor. B 133 a (GG II 71).

1621 Coburg: M. Franck, Convivium, quinta vox (enth. nur Lieder 13—34, 1—13 waren wol vierstimmig) C 193 q (GG II 70 No. 15).

1623 Coburg: M. Franck, Lustgärtlein, quinta vox. C 193 s (GG II 70 No. 18).

Zum Schluss möchte ich nur noch dem Vorstand und den Beamten des britischen Museums meinen warmgefühlten Dank aussprechen für ihre Bereitwilligkeit, jede Hilfe zu gewähren, welche das Arbeiten im Museum so sehr erleichtert.

Fragebogen über Tieraberglauben.

1. Welche Tiere (Vögel, Fische, Insekten usw.) sollen für denjenigen, der sie sieht, Glück (bezw. Unglück) bedeuten?
2. Welche Tiere sollen dem Hause, in dem sie sind, Glück (bezw. Unglück) bringen?
3. Welche Tiere sollen einen Todesfall verkünden?
4. Welche Tiere sollen den Preis des Korns, die Reichhaltigkeit der Ernte usw. voraussagen?
5. Wird den letzten Kornhalmen ein Tiername beigelegt? Sagt man, dass ein Tier durch das Feld laufe, wenn das Korn sich vor dem Winde wiegt?
6. Werden Tiere (Vögel usw.) im Hause gehalten, um das Glück festzuhalten, um Krankheiten zu wehren usw.? Sollte man das Erstgesehene einer Tiergattung im Frühling fangen, grüßen usw.? Giebt es Tiere (Vögel, Eier usw.), die man nicht nach Hause bringen sollte?
7. Welche Rolle spielt die Farbe des Tiers im Aberglauben? Werden weiße Tiere bevorzugt?
8. Gibt es Tiere, die örtlich für heilig gehalten werden, d. h. die man weder töten noch essen darf, die man ungern berührt, und deren gewöhnlichen Namen man nicht nennt?
9. Werden gewisse Tiere nur einmal im Jahre, oder einmal im Jahre mit besonderen Feierlichkeiten gegessen?
10. Gibt es Tiere, die einmal im Jahre gejagt oder bei Volksbelustigungen getötet werden? Oder solche, die verfolgt

oder gepeitscht werden? Oder Vögel, deren Eier man ausnimmt und zerstört?

11. Werden Tiere oder Tiergestalten umhergeführt, ins Osterfeuer geworfen usw.? Werden Vögel oder Insekten einmal im Jahre verkauft? Werden sie gekauft, um in Freiheit gesetzt zu werden?
12. Glaubt man besondere Heil- oder Zauberkräfte zu erlangen, indem man das Fleisch von gewissen Tieren isst, dieselben berührt oder in der Hand sterben lässt? In welchem Alter sollte man dies vornehmen?
13. Welche Tiere wendet man in der Zauberei und der Volksmedizin an und zu welchen Zwecken? Wann sollten die dazu bestimmten Tiere erlegt werden?
14. Werden Kuchen in Tiergestalt oder sonstige Tierfiguren gemacht, oder solche, denen man einen Tiernamen beilegt?
15. Glaubt man, dass die Toten Tiergestalt annehmen?
16. Glaubt man, dass die Hexen Tiergestalt annehmen?
17. Welche Tiere sollen die menschliche Sprache verstehen?
18. Welche Tiere sollen Menschengestalt in anderen Ländern annehmen oder nach Belieben als solche erscheinen? Welche Tiere sollen verwünschte Menschen sein?
19. Welche Tiere sollen die kleinen Kinder bringen und woher?
20. Werden Märchen von Schwanenjungfrauen bezw. -jünglingen erzählt? Oder solche von Vorahnen in Tiergestalt oder mit tierischen Körperteilen, von Tiergeburten usw.?
21. Spielen Tiere eine Rolle in Geburts-, Hochzeits- und Begräbnisbräuchen?
22. Werden Tierköpfe oder -schädel an den Giebeln angebracht, oder um die Felder aufgestellt?
23. Welche Tiere findet man als Wirtshausschilder und als Wetterfahnen?
24. Gibt es Kinderspiele, die nach Tieren genannt oder worin man Tieren nachahmt? Werden Eierspiele, -läufe usw. zu Ostern veranstaltet?
25. Werden gewisse tot aufgefundene Tiere aus abergläubischen Gründen begraben, zu Fastnacht beerdigt usw.?

Es wird gebeten:

1. Jedesmal den Ort anzugeben.
2. Auch mundartliche Tiernamen (mit schriftdeutscher Uebersetzung) mitzuteilen.
3. Bei Beantwortung der 14. Frage womöglich die Kuchen selbst, sonst Abbildungen derselben einzuschicken. Zur Erläuterung der sich auf Frage 22 beziehenden Antworten sind Abbildungen auch erforderlich.

N. W. Thomas.

The Anthropological Institute, 3 Hanover Sq.
London.

Schatzverse.

Dem Wunsche auf S. 157 der Alemannia entsprechend teile ich hier mit, was ich an „Schatzversen" weiß. Ich habe sie sämtlich aus meiner Studentenzeit (Erlangen) her, doch sind sie auch volkstümlich, natürlich mit Ausnahme des einen mit *. Also:

Mei Schatz is a Vikarle,
A Vikarle muss sei,
Des Vi(eh) ghört em König,
Des Karle ghört mei.

Mei Schatz is a Trumpeter,
A Trumpeter muss sei,
Des Trumm ghört em König,
Der Peter ghört mei. —

Mei Schatz is a Schuster,
Wenn i 'n âschau, na hust'er,
Und des hab' i net gwusst,
Dass er allweil so hust.

Mei Schatz is a Schneider,
Bal i 'n âschau, na schreit er,
Und des hat mi net gfreut,
Dass er allweil glei schreit. —

Schwarz, schwarz, schwarz
Sind alle meine Farben,
Was schwarz is, des liəb i,
Weil mei Schatz a Schlotfeger is.

Rot, rot, rot
Sind alle meine Farben,
Was rot is, des liəb i,
Weil mei Schatz a Metzgermeister is.

Gold, gold, gold
Sind alle meine Farben,
Was gold is, des liəb i,
Weil mei Schatz a Goldarbeiter is.

* Schwarz, rot, gold
Sind alle meine Farben,
Was schwarz-rot-gold, des liəb i,
Weil mei Schatz a Bubenreuther is.

Ferner siehe Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten Heft 3, S. 153, Nr. 18.

Memmingen. J. Miedel.

Berichtigung*).

Herr Archivar Dr. Albert macht in der Einleitung zu seinen in Heft 1, 2 dieser Zeitschrift v. l. J. veröffentl. „Ungedruckten Aktenstücken zur Geschichte der Belagerung Freiburgs 1713" S. 79/80 in Betreff des von mir zur Drucklegung bearbeiteten Werks: „Die Belagerung von Freiburg i. J. 1713" (Freiburg 1898) die Bemerkung, dass ich hiezu das gesamte Quellenmaterial herangezogen, indessen wären mir einzelne kleinere ungedruckte Stücke entgangen oder absichtlich von mir außer Betracht gelassen worden, da sie für meinen Zweck nur von nebensächlicher Bedeutung gewesen.

Ich muss diese Bemerkung dahin erläutern, dass von mir absichtlich gewisse Quellen nicht ausser Betracht gelassen worden sind. Unter den oben erwähnten ungedruckten Quellen dürfte Hr. Dr. Albert jedenfalls die handschriftlichen Tagebücher hiesiger Beamten und Bürger meinen, welche sich im Besitze unseres Stadtarchivs befinden, was mir nicht bekannt gewesen ist, als ich mit meiner Arbeit beschäftigt war.

Es sind die nämlichen Tagebücher, welche schon Schreiber für die Schilderung der Belagerung im IV. Teile seiner „Geschichte der Stadt Freiburg" (Freiburg 1858) Kap. XXXIX S. 235—266 verwertet hat, ohne dabei zu bemerken, wo sich diese Quellen befinden. Was sich aber für die Zwecke meiner Arbeit eignet, hat Schreiber

*) Diese Bemerkungen werden auf Wunsch ihres Verfassers hier zum Abdruck gebracht, obwol nach Ansicht der Schriftleitung nichts irgendwie Wesentliches durch dieselben berichtigt ist.

P.

meistenteils in seine Chronik aufgenommen, und da ich dieselbe als Quelle benutzte, so haben jene nachträglich aufgefundenen Tagebücher für mein Werk wenigstens auf diesem indirekten Wege Verwertung gefunden.

Ferner sagt Hr. Dr. Albert, ich hätte bei der Aufzählung der gedruckten Quellen auch der im „Freyb. Wochenblatt" 1793, Bd. I S. 136—143 erschienenen Skizze der Belagerung Erwähnung tun sollen. Mir ist dieser Aufsatz allerdings nicht bekannt gewesen und ebenso wenig unserem Chronisten Schreiber, der ihn sonst sicherlich für seine durch den „Freiburger Adresskalender" 1830 veröffentlichte und späterhin ziemlich wortgetreu in seine oben zitirte Geschichte der Stadt übernommene Beschreibung jener Belagerung benutzt haben würde, was aber, wie sein Quellenverzeichnis ergibt, nicht geschehen ist. Der in Frage stehende Aufsatz des „Freyburger Wochenblatts" ist ein Auszug aus der deutschen Uebersetzung der Mémoires du Duc de Richelieu, welche 1790 in Jena erschien. Mich kann aber auch in dieser Beziehung nicht der Vorwurf eines Versäumnisses treffen, da ich, wie mein Quellenverzeichniss S. XII ergibt, die 2. Auflage des französischen Originalwerks (Paris 1793) benutzte und die in demselben für die Belagerung in Betracht kommenden Mitteilungen verwertete.

Freiburg, 19. Dez. 1900. Fr. von der Wengen.

Anzeigen und Nachrichten.

Dr. Karl Reiser. Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Bd. I. Kempten, J. Kösel, 1894—97. 8⁰. 567 S. Preis 9 M., geb. in Hfz. 10.90 M., in Lwd. 11.10. M.

Schon das Verschwinden der früher üblichen fremdländischen Bezeichnung „Folklore“ und deren Ersatz durch das viel schönere „Volkskunde“ lässt darauf schließen, wie sehr in jüngerer Zeit die genauere Erforschung deutschen Volkstums um sich gegriffen und alle Kreise erfasst hat. Einzelsammlungen von Sagen und Bräuchen, Schriften über Trachten und Hausbau, sowie zusammenfassende Werke über deutsche Volkskunde sind in dem letzten Jahrzehnt in so reicher Anzahl ans Licht gekommen, wie nie zuvor. Und was das Erfreulichste dabei ist: Dem Volk selbst scheint allmählich ein Verständnis aufzudämmern für diese Dinge. Man kann allenthalben, beim Bürger wie beim Bauern, heutzutage fragen hören über Sinn und Bedeutung dieses oder jenes Herkommens, Ausdrucks, Namens, und mit weit geringerer Zurückhaltung, ja zuweilen mit einer gewissen Redseligkeit, erzählen manche, wenn man die Rede darauf bringt, was sie noch davon wissen, wie es früher zu Vaters oder Großvaters Zeiten war. Ja, wäre nicht die Scheu vieler vor dem Schreiben, so würden Vereine wie z. B. der für bayerische Volkskunde eine noch weit größere Liste von Beitragspendern verzeichnen können.

Aber es ist auch an der Zeit, dass man eifrig daran geht, die Schätze, die noch im Schoße des Volkes ruhen, zu heben, ehe sie bei der immer mehr um sich greifenden Ausgleichung und Verflachung unwiederbringlich der Vergessenheit und dem Untergang geweiht sind. Eine der umfangreichsten, gediegensten und zugleich eigenartigsten Sammlungen von Volksüberlieferungen ist die vor-

liegende von K. Reiser. Der Verfasser, selbst ein Allgäuer, der an seiner Heimat Sonderart mit besonderer Liebe hängt, hat die große Mühe nicht gescheut, viele Jahre hindurch seine freie Zeit zu Wanderungen durch das prächtig grüne Gelände des alten Alpgaus zu benützen, um selbst dessen Bewohner auszuhorchen und sich erzählen zu lassen von dem, was sie bewahrt haben von den Tagen der Urväter her. So ist dieses Buch gleichsam im Wandern entstanden und birgt in sich den Hauch echter Volkstümlichkeit, der sich besonders offenbart in der Schlichtheit der Darstellung, die verwoben ist mit einer Reihe mundartlicher Ausdrücke und Bezeichnungen. Und wie trefflich muss es der Sammler verstanden haben, sich das Vertrauen seiner sonst ziemlich zurückhaltenden Volksgenossen zu erringen; denn wir staunen über die überraschend reiche Ausbeute, die der Lohn seines Fleißes ward. Es ist somit ein Buch geworden, das einerseits aus dem Volk für das Volk geschaffen ist, andererseits aber auch der Wissenschaft großen Nutzen zu bringen geeignet ist. Es wird wol kaum eine Landschaft geben, die nach dieser Seite so gründlich durchforscht ist, freilich auch nicht leicht eine, die so viel des Besonderen bewahrt hat, wie das in fast jeder Hinsicht ein abgeschlossenes Ganze bildende Allgäu.

Der 1. Band zerfällt in 12 Abschnitte, in die nach Möglichkeit die einzelnen Sagen eingeordnet sind, und zwar enthält der 1. Göttermythen von Wotan, Donar usw., 2. Göttinnen und sonstige weibliche Gestalten, 3. Elben, Zwerge und Kobolde, 4. Hexen und Truden, 5. Zauberer und Schwarzkünstler, 6. Naturmythen: Elemente, Seen- und Schatzsagen, 7. Tiermythen, 8. Seelenmythen und Geistersagen, 9. Legenden von Kirchen usw., 10. Vermischte Sagen, 11. Geschichtliche Sagen, 12. Schwänke, Streiche und Ortsneckereien. Es sind im ganzen 619 Nummern; bei jeder ist genau angegeben, wo sie herstammt. Eine Deutung ist mit Recht unterlassen, doch liegt eine Andeutung für die Beziehung der einzelnen schon in der Einreihung in den einen oder andern Abschnitt.

Die Brauchbarkeit wird erhöht durch Anfügung eines genauen Inhaltsverzeichnisses, sowie durch ein Orts-, Sach- und Personenregister. Die Ausstattung ist ganz vortrefflich. Zahlreiche Bilder veranschaulichen meist die Oertlichkeit, an welche die Erzählung den Leser führt. Ein hübsches Titelbild in Lichtdruck, von einem Münchner Künstler, stellt „die Sage“ dar, eine allegorische Frauengestalt, der als Hintergrund die auf steilem Felskopf das Pfrontener Tal überragende Ruine Falkenstein dient.

Es wird gebeten:

1. Jedesmal den Ort anzugeben.
2. Auch mundartliche Tiernamen (mit schriftdeutscher Uebersetzung) mitzuteilen.
3. Bei Beantwortung der 14. Frage womöglich die Kuchen selbst, sonst Abbildungen derselben einzuschicken. Zur Erläuterung der sich auf Frage 22 beziehenden Antworten sind Abbilduugen auch erforderlich.

N. W. Thomas.

The Anthropological Institute, 3 Hanover Sq.
London.

Babinhusun u. ä. weggelassen sein? Ein Grundwort doch wol nicht. Wollte man etwa den Wegfall der Präposition (stellenweise samt Artikel) als Ellipse nehmen, so würde man wol so ziemlich alle älteren Ortsnamen für elliptisch erklären müssen, und die genitivischen Ortsnamen wären dann auch zugleich dativisch elliptisch; denn bei ihnen stand sicher ursprünglich ein *ze dem* o. ä. voran, wie die Urkunden, die bei vokalisch anlautenden Namen häufig hinübergezogenen m (vgl. oben „Mazzen") und selbst der heutige Sprachgebrauch noch bezeugen. Es standen somit die weggelassenen Grundwörter auch nicht im Nominativ, sondern im Dativ. Mit Unrecht sind also Streitelsfingen, Riggatshofen und Dunkertshofen auf S. 87 eingereiht. Nebenbei bemerkt sind dies die einzigen -hofen und Streitelsfingen das einzige -ingen in dem ganzen Bezirk, -heim und -dorf fehlen merkwürdigerweise gänzlich. Das weist doch sicherlich auf späte Besiedelung hin; es mag wol dort, wie ja teilweise auch heute noch, sehr sumpfig gewesen sein.

Nach den einleitenden Betrachtungen folgen vier Verzeichnisse: das erste S. 14—51 enthält die s ä m t l i c h e n noch gebräuchlichen Namen in alphabetischer Reihenfolge mit Angabe der Gemeinden, zu denen sie gehören; das zweite (S. 52—54) scheidet die b e w o h n t e n O r t e aus nach ihrer Zugehörigkeit zu 16 Gemeinden; das dritte (S. 55—64) bringt die z u s a m m e n g e s e t z t e n N a m e n alphabetisch geordnet n a c h d e n (108) G r u n d w ö r t e r n; das letzte (S. 65—91) macht den Versuch einer s p r a c h l i c h e n u n d s a c h l i c h e n E r k l ä r u n g, wobei eine sinngemäße Gruppirung vorgenommen ist, im ganzen 223 Nummern. Auf dieses letzte Verzeichnis verweisen die im ersten beigesetzten Zahlen; es enthält aber nicht alle Namen: diejenigen, deren Erklärung Schwierigkeit macht, sind in I. mit Stern versehen und hier nicht eingefügt. Es sind deren nicht gerade viele und lauter tatsächlich meist recht zweifelhafte.

Auf diese Weise ist eine sehr gute Uebersicht gewonnen und die Möglichkeit gegeben rasch die Stelle zu finden, an der die einzelnen Ortsnamen besprochen sind. Die Erklärungen selbst sind kurz und gut. Doch ist es natürlich eine heikle Sache, über manche ein Urteil abzugeben ohne Kenntnis urkundlicher Formen, der mundartlichen Aussprache oder der genauen Lage der betreffenden Oertlichkeit; denn ohne solche Hilfsmittel werden Benennungen wie Belgrad, Saffriansgut u. dgl. natürlich immer dunkel bleiben. Aber mit einem dadurch bedingten Vorbehalt ist es vielleicht gestattet,

dem Wunsch des Verfassers im Vorwort zu entsprechen und einige wenige Bemerkungen über ein paar Namen anzufügen.

Das „Köpfle“ findet sich auch sonst geschrieben für „Käpfle“ (Kapf zu kapfen = gaffen, also „Auslugort“).

Sack braucht durchaus kein Tal zu sein; an der Iller gibt es mehrere landzungenähnliche Vorsprünge, die wegen ihrer Form so heißen.

Aspach und Espach mit den Zusammensetzungen hat vermutlich mit der Espe gar nichts zu schaffen; es ist das mundartlich Eschbe lautende Wort (zuweilen auch Espan geschrieben), das eine nicht zur Gemeindemark gehörige, von einzelnen als Weide benützte Flur bezeichnet.

Die Flohwiese mag wol gleich dem Fluhacker an einer „Fluh“ gelegen sein und

Hörrenbach wie Hyrenbach ursprünglich hurwin bach (= am sumpfigen Bach) gelautet haben; demnach „im Hyren“ = im Sumpf.

Für Hoiren müsste es nicht schwer sein, eine alte Form zu finden; so wie das Wort gesprochen wird, scheint es aus hoiweren entstanden (alam. oi = ahd. öu, Weinh. alem. Gramm. S. 107); dann wäre es eine Bildung wie Sciltarun, Zidelarun, Harderen (Herdern bei Freiburg) und = bei den Heuern.

Oberreitnau heisst 805 Rettinauwia; hat also als ersten Bestandteil offenbar einen P. N., etwa Rado.

Die Flurnamen „im Amseler Fugler“ usw. sind echte Ellipsen, bei welchen m. E. am einfachsten „Feld“ zu ergänzen ist. Sie finden ihre Entsprechung in Ackernamen wie in dem Altheimer u. ä. (Mon. Boic. XXII, 471). Das gleiche gilt auch von der Bezeichnung ze der Holbaininun (S. 87). Ich halte dies für eine Wiesenbenennung, wie sich deren in den Mon. Boic. etwa 35 finden, z. B. die hafnerin, hofmennin, schreiberinne usw. In beiden Fällen tragen die Fluren den Namen des Besitzers in eigentlicher Zusammensetzung, also: im Feld des Amseler, Vogler, Altheimer, die Hafner-, Holbeininwiese. Von diesem Gesichtspunkt aus wären die Gruppen 6—8 auf S. 87 zu einer zusammenzufassen.

Abgegangene Namen des Gebiets sind nicht angeführt; der Verfasser will sie sich für später sparen und dann auch Belege zu den bisher behandelten bringen, eine Arbeit, welche das vorläufig Geleistete erst in höchst wünschenswerter Weise ergänzen wird und nach dem so wol gelungenen Anfang auch einen guten Fortgang — hoffentlich in nicht zu ferner Zeit — erwarten lässt.

Memmingen. J. Miedel.

Gustav Trockenbrodt. Ascheberger Sprüch'. Gedichte in Aschaffenburger Mundart. Aschaffenburg. C. Krebssche Buchhandlung (Wilh. Hausmann). 1900. (VIII u.) 58 S. — Dasselbe. Zweite vermehrte Auflage. Mit Zeichnungen von Adalbert Hock. Ebenda. 1900. (XI u.) 72 S. 1.50 M.

Wenn in unserer, der Dialektpoesie im Versgewande nicht eben übermäßig günstigen Zeit ein Büchlein obigen Titels binnen weniger Monate eine zweite Auflage erzwingt und es der Verleger noch dazu wagen kann, trotz der dabei erfolgenden Beigabe vortrefflicher sachgemäßer Bilder beim erstangesetzten billigen Preise von $1^1/_2$ Mark zu beharren, so muss doch etwas mehr als durchschnittliche Spiegelung alltäglicher Vorgänge dahinterstecken, wie sie in den allermeisten mundartlichen Ergüssen heutigen Datums begegnen. Die „Ascheberger Sprüch'“ Gustav Trockenbrodts sind samt und sonders eigenes Gewächs und zwar augenscheinlich ohne Anlehnung an sogenannte berühmte Muster entstanden. Schon deshalb verdienen sie, ganz abgesehen von ihrem grossen Geschicke in dichterischer Ausprägung volksmäßiger Stoffe, hier nachdrücklichen Hinweis: ist es doch echte und rechte südwestdeutsche Art, die in diesen flinken Strophen und frischblütigen Schnurren zur Geltung kommt, sprachlich sowol als hinsichtlich der Stimmung. Des Verfassers, eines Rechtspraktikanten, der mit den natürlich fühlenden Schichten seiner engsten Landsleute dauernden Zusammenhang aufrechterhielt, Vorwort äußert darüber u. a.: „Ein gemütliches und heiteres Völkchen ist es, das an der äußersten Nordwestgrenze des diesseitigen Bayerns in dem prächtig gelegenen Aschaffenburg, im Volksmund kurzweg Ascheberg genannt, seine Heimstätte aufgeschlagen hat“ und spricht sich danach über die Mundart und das ihr mannigfach entsprechende Wesen des sie redenden Volksbruchteils aus, in welchen beiden die rheinpfälzer Anklänge vorwiegen, ein Bodensatz der langjährigen Zugehörigkeit des Fürstentums Aschaffenburg zum Erzstifte Mainz; des letzteren kurfürstliche Regenten, so auch der letzte der Reihe, Dalberg, wählten mit zahlreichem Ingesinde das geschützte Aschaffenburg am hohen rechten Mainufer gern zum vorübergehenden Wohnsitze, notgedrungen auch für weitere Frist. So hielt eine Fülle sprachlicher Eigentümlichkeit, desgleichen von Volkstum und Sitte verschiedensten Schlags am Rande des Spessarts Einzug, der man noch jetzt ihren rheinischen Ursprung deutlich anmerkt: „Määnzer“, „Pälzer“ Wort und Brauch flossen gleichsam mainaufwärts. Diese fesselnde Tatsache lässt sich durch allerlei bezeichnende Ausdrücke

und grammatische Erscheinungen, die Trockenbrodt feinsinnig verwob oder in — unauffälligen, doch germanistisch beachtenswerten — Fußnoten anmerkt, klipp und klar belegen, auch ohne dass man unseres volks- und sprachkundigen Dichters einleitende Bemerkungen von vornherein annimmt oder seinen höchst humorvollen, selten ernsttönenden Musenkindern den maßgeblichen Einfluss jener main-rheinischen Karnevalstadt auf den Kopf zusagt. Eine zugleich überaus anmutige wie dem Forscher lehrreiche Gabe, jedem zu Genuss.

Aschaffenburg. Ludwig Fränkel.

Dr. Alfred Hagelstange. Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter. Leipzig. Verlag von Duncker und Humblot 1898. (VI u.) 268 S. Gr. 8⁰. 5.60 M.

Diese überaus gründliche, stellenweise fast erdrückend stoffreiche Arbeit hat, obwol aus germanistischer Feder, bisher bei den Historikern mehr Teilnahme erregt. Wenigstens zähle ich in deren Fachzeitschriften eine Reihe, zumeist eingehender Anzeigen, voran von Th. Knapp, histor. Ztschr. N. F. 46. Bd., S. 500—502, und Albert, Mitteilungen aus d. histor. Litt. XXVII, 4. Heft; dann die kulturgeschichtlich nachprüfenden Referate von H. Jantzen, Beilage z. Allgem. Ztg., 1898, Nr. 112, S. 6 f.; O. B(renner), Mittlgn. u. Umfragen zur bayerischen Volkskunde, 1898, Nr. 1, S. 4; v. B(elow?), Litterar. Centralbl., 1898, Nr. 30. Sp. 1130; G. Grupp, Allgemein. Litteratur-Blatt, 1900, Nr. 2, endlich ein Anonymus in den Grenzboten, 57. Jahrg., Nr. 28, S. 49—58. Sonderliche Begeisterung für die von Hagelstange redlich bepflügte harte Strecke entdeckt man freilich darin nirgends, wol aber Vorwürfe von Lücken betreffs ganzer Gebiete oder bedeutsamer Einzelheiten; einer, v. B., tadelt nicht nur, wie andere, die Darstellung in formalen Dingen, sondern behauptet, viele Flüchtigkeiten liefen unter, keine Frage werde gründlich erwogen, das Ganze sei keine selbständige Untersuchung! Insbesondere vermisste ich deutschphilologische Berichterstatter mit Hinweis auf das erkleckliche Material, das H. neu oder durch Vereinigung älterer Forschungen aufspeichert. Das Blatt hinter dem Titel trägt eine Widmung an des Verfassers „hochverehrten Lehrer“ Moritz Heyne, unter dessen Auspizien die Ergebnisse H.s wol entstanden und behufs Promotion approbirt wurden, und obzwar man die Arbeiten der Schüler dem Lehrherrn nie aufs Konto setzen soll, konnte ich jenes absprechende Urteil über eine deutsch-antiquarische Sammelarbeit Heynescher Flagge nicht ungeprüft annehmen. Fern liegt mir eine Ehrenrettung, zumal jene Angriffe auf andres zielen, als was uns hier

berührt. Nur der Gerechtigkeit muss Ausdruck gegeben werden, insofern als die Stichhaltigkeit der kulturhistorischen und, wie es v. B. andeutet, der „Grenzboten“-Artikel auszuführen versucht, nationalökonomischen Folgerungen der weitschichtigen H.schen Materialien für uns im einzelnen außer Betracht bleibt, statt dessen aber die letzteren selbst in den Vordergrund treten.

Diese Stoffsammlung, aus der mosaikartig die Auseinandersetzungen erwachsen, fußt auf einer sehr rühmlichen Belesenheit und Umsicht, und diesen Eigenschaften H.s gebührt um so mehr Anerkennung, als heutzutage gerade die beliebten Kulturskizzen und Schilderungen aus dem sozialen Leben unserer Vorfahren, wofür Gustav Freytags unvergleichliche „Bilder“ leider arg Schule gemacht haben, „schnell fertig mit dem Wort“, nämlich dem der benutzten alten Texte, sind. Im Gegensatze zu unzähligen Sudlern, auch manchen Jüngern der beiden Rufer im Streit, was ältere deutsche Kultur- und Wirtschaftsgeschichte anlangt, K. Lamprecht und G. v. Below, hat H. außerordentlich peinlich die ausgedehnten Triften der direkten und indirekten, der belletristischen, urkundlichen und dokumentarischen Quellen abgegrast. Wieweit er daraus Schlüsse und zwar seine Schlüsse zu ziehen Grund hat, kümmert uns hier nicht, weil wir nach der Kehrseite schauen: was springt für die Erkenntnis der litterarischen Denkmäler heraus, die H. zum Nährboden seiner Ableitungen wählt. Und da halte ich mit einer persönlichen Erfahrung nicht zurück: zwei Artikel, die ich vor Erscheinen des H.schen Buchs für die „Allgemeine Deutsche Biographie“ bearbeitete, Wernher der Gärtner und Heinrich Wittenweiler, würden mannigfach anders aussehen, falls sie von seinen Zusammenstellungen noch hätten zehren können; die am Ende des zweiten, A. D. B. 43, 616, in der Korrektur nachgetragenen Seitenziffern H.s enthalten mein Bedauern über das „zu spät“. Und wie er diese zwei typischen Literaturwerke, „Meier Helmbrecht“ und „Der Ring“, vielseitig beleuchtet und mittelbar erläutert, so zehren Neidhart und Seifried Helbling, neben dem „Ring“ sein Seitenstück und Zwillingsgedicht „Von Metzen Hochzeit“, die älteren Fastnachtspiele übergenug von den rastlos beiordnenden Betrachtungen. Ein Vorzug zeichnet ihn dabei vor den meisten Germanisten aus, die dergleichen Realienstudien in Angriff nahmen: die umfängliche Durchsicht und Ausschlachtung der prosaischen Niederschläge zeitgenössischer Volksanschauungen, der Gesetze, Rechtsbücher, Weistümer, dazu H.s eifrige Nachfrage bei den vielen Aufsätzen und Notizen zur altdeutschen Kulturgeschichte

seit deren Beginn vor rund 50 Jahren: ein schönes Zeugnis von Gewissenhaftigkeit und Urteilsfähigkeit, dass er da den kundigsten Germanisten unter den bezüglichen Forschern, Karl Weinhold, am häufigsten und nachdrücklichsten anführt. Betreffs Herkunft seiner Materialien lässt sich (mit Knapp a. a. O. S. 501) nur die öftere Verwendung späterer Belege aus dem Reformationszeitalter, sogar aus dem dreißigjährigen Kriege und danach, hie und da Vermischung älterer Daten aus der höfischen Zeit mit jüngern bis ins 17. Jahrhundert rügen[1]). Doch braucht H. solche spätere Tatsachen immer nur beiläufig, nie stützt er den Kern der Behauptungen darauf; man kann in der unermüdlichen Zufuhr von Parallelen hübsche Ansätze zu vollständiger Entwickelung des Themas sehen. Für die Forscher auf den Feldern mittelhochdeutschen Schrifttums bleibt der durch H. dargebotene Sachkommentar zur bäuerlichen Gattung Hauptsache: er illustrirt deren sämtliche erwähnenswerten Erzeugnisse, mögen sie ritterlicher, geistlicher oder bürgerlicher Herkunft sein, und macht frühere kleine Uebersichten wie A. Inowraclawers Breslauer Gymnasialprogramm „Meier Helmbrecht von Wernher d. G., eine Quelle für deutsche Altertumskunde“ (1882), künftig eigentlich überflüssig.

Es fällt weder auf noch beeinträchtigt es die Abgeschlossenheit der Untersuchungen, dass H. sich auf das süddeutsche Bauernleben beschränkt, wo er die Verhältnisse des Standes vergegenwärtigen will, der in jenen Zeitläufen des eigentlichen Mittelalters den vierten unserer Nation abgab. In Oberdeutschland pulsirte bis in die Anfänge der Neuzeit das kulturelle und gesellschaftliche Getriebe des Vaterlands viel schneller und heißer als in Mittel- und gar in Norddeutschland, kein Wunder drum, dass die Ueberzahl der herzurechnenden literarischen Werke süddeutschen Ursprungs ist. Dabei hängt H. aber keineswegs einseitig, was sein Gemälde trüben würde, an bestimmten Landschaften, sondern blickt fortwährend nach benachbarten Gegenden, wofür Belege zufließen, aus. Er darf daher getrost die knappe Einleitung mit der Erwartung beenden, seine Auslassungen ließen sich, außer dem im Gerichtsverfahren mannigfach abweichenden Westfalen, auf andere Bezirke übertragen. Der erste Satz dieser 17zeiligen Einleitung klingt in Anbetracht der überaus ergebnis- und gehaltreichen Leistung zu bescheiden: „Die folgenden Blätter enthalten einen kleinen Beitrag zur Kenntnis

---

[1]) Z. B. S. 81 Anm. 4. Fischart, S. 83 Hans Sachs neben Oswald von Wolkenstein; sieh besonders S. 89 Anm. 3 ein Beispiel dafür.

deutschen Bauernlebens im Mittelalter." Wir schreiben H. das Verdienst zu, die Lage der maßgeblichen Kreise deutscher Bauernschaft im Mittelalter aus der Gesamtheit der literarischen Unterlagen lebensvoll verdeutlicht und zum Verständnisse der letzteren eine große Menge willkommener Erklärungen geliefert zu haben. Die fünf Abschnitte, die soziale Lage, Familien- und Wirtschaftsleben, Gerichts- und Beamtenwesen, Feste und Vergnügungen handelt er mit gleichmäßiger Liebe ab und hinterlässt nachfolgenden Arbeitern einen festen Stock, um dafür Ergänzungen und Berichtigungen[1]) anzufügen. Man wünscht ja mancherlei anders gefasst, sähe gern die Gegenstände der Volkskunde genauer berücksichtigt, vermisst schwer ein Register zu den verzettelten Einzelheiten (in England und Frankreich wäre ohne ein solches ein Buch dieser Art schier undenkbar), könnte auch einige ältere — z. B. Joh. Bolte, der Bauer im deutschen Liede, Acta Germanica I, 3 (1890) — und mehrere neuere einschlägige Sonderarbeiten[2]) hinzuziehen. Das soll uns jedoch nicht in offenem Lobe des Volleindrucks beirren, der für uns im gesammelten und ausgeschöpften Stoffe ruht. Wir messen den sachlichen und pragmatischen Gesichtspunkten, wie sie H. mit beneidenswertem Fleiße aus hunderten und aberhunderten von Fundorten aufgeklaubt und sauber angeordnet hat, einen viel unverächtlicheren Wert bei als jener Referent ‚—tt—' von G. Ratzingers „Forschungen zur bayerischen Geschichte [des Mittelalters]" (1897) im „Litterar. Centralbl." 1898 Nr. 33, Sp. 1226, der zu diesem, im übrigen freudig begrüßten Bande bemerkt: „Der Abschnitt ‚Bäuerliches Leben im 13. Jahrhundert' wäre besser weggeblieben. Die Schilderung ‚höfischer' Dichter (‚Werner der Gärtner' sah als Geistlicher gewiss auf die Bauern herab!) liefert unseres Erachtens ein Zerrbild der Tat-

[1]) Aus Kürschners Litteraturkalender für 1900 (Sp. 499) ersehe ich, dass H. sich am Germanischen Museum zu Nürnberg befindet; aus eigener Tätigkeit daselbst heraus erwarte ich, dass er das verschiedenartige dort vorhandene Material zusammenträgt und uns das Bild seiner Buchdarstellung ‚retuschirt', vielleicht in die farbigen Dezennien des Bauerndaseins im 16. Jahrhundert hinein fortsetzt. Dazu gewähren ihm dann auch die nahen fränkischen und schwäbischen Archive großartige Hilfsmittel.

[2]) Emil Stutzer, Deutsche Sozialgeschichte, vornehmlich der neuesten Zeit (Halle a. S., Waisenhaus, 1898) an vielen Stellen (s. Register S. 263 f.), bes. S. 51—89; G. Grupp, Die ländlichen Verhältnisse Böhmens seit dem Ausgang des Mittelalters: Historisch-politische Blätter, 121. Bd., 10. H., S. 697—717.

sachen. Es ist nicht zu begreifen, wie derartige Quellen von Historikern besonderer Beachtung gewürdigt oder gar in ausführlicher Weise wiedergegeben werden, wie dies bei Ratzinger (S. 545 f.) und Michael, Gesch. d. dtsch. Volkes I, S. 61—85 geschieht[1])." Lassen wir diesen unliterarischen Herrn, der wol G. Freytag heute scharf darüber abkanzeln würde, wie man „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" schreiben muss, im Vollbewusstsein seines kritischen Gewissens und räumen wir der ehrlichen Emsigkeit A. Hagelstanges das Prädikat ein, das ihr unsererseits allein geziemt: höchst erfolgreich für Ausbeute und Aufhellung deutscher mittelalterlicher Literatur und Kultur, voran des Südens und Südwestens unseres Vaterlands, und mit dem Schwerpunkte auf der Seite des Volksmäßigen.

Aschaffenburg. Ludwig Fränkel.

Leonh. Müller. Badische Landtagsgeschichte. II. Teil: 1820—1825. Berlin, Rosenbaum & Hart, 1900. Gr. 8°. XI, 248 S. mit 2 Bildnissen. Preis 4.50 M.; geb. in Leinwand 6 M.

Mit großartiger Ausdauer hat Leonh. Müller an der Weiterführung seiner badischen Landtagsgeschichte gearbeitet und nun auch deren II. Teil, die Jahre 1820—25 umfassend, bereits fertig gestellt. Nachdem wir dem I. Buche (oben S. 173—82) eingehende Aufmerksamkeit geschenkt haben, können wir uns bei dem vorliegenden II. kürzer fassen, zumal da es in Anlage und Sprache, in Form und Farbe dem I. so ähnlich ist wie ein Ei dem andern.

Auch hier nehmen wieder, wie aus der verschwenderischen Fülle des Kleindrucks und der Gänsefüßchen auf einen Blick ersichtlich ist, die wörtlichen Anführungen, Inhaltsangaben und Auszüge aus Reden, Kammerberichten und Denkschriften, aus Zeitungen und Büchern weitaus den breitesten Raum ein. Mit seinen eigenen Gedanken tritt der Verf. bescheiden zurück, um den ganzen Schwung und alles Feuer seines Geists in Schlagworten und Kraftsprüchen blitzen lassen zu können. Das Ganze zerfällt bloß wieder in 5 Kapitel, 13 Hauptabschnitte, 37 Abschnitte, 45 Unter- und 27 Unterunterabschnitte. Den „Kampf mit dem Innsbrucker System in der II. Kammer" z. B. hat er in 5 Akte zerlegt, aus denen wir folgende

[1]) Vgl. dagegen über diese quellentreuen objektiven Abhandlungen des Bauernkenners und Bauernfreunds Ratzinger Kt. i. d. „Münch. Neuest. Nachr." Nr. 28 v. 19. Jan. 1898, S. 2 (s. meinen Artikel über Ratzinger „Biograph. Jhrbch. u. Dtsch. Nekrolog" IV 247).

Auftritte hervorheben: „Liebenstein gibt Winter eine Lektion, wie man in einem konstitutionellen Staate Regirungsvorlagen zu vertreten habe“ — „Das Recht der Mitwirkung (wessen?) bei der Gesetzgebung wird in Frage gestellt“ — „Ein alarmirender Bericht“ — „Die Kammer unterscheidet zwischen Regent und Regirung“ — „Das Recht der Steuerbewilligung wird in Frage gestellt“ — „Metternich schleudert den Bannstrahl gegen die süddeutschen Liberalen“ — „Liebenstein nimmt den Fehdehandschuh auf“ — „Der offiziöse Pressknecht wird in eine Kaltwasserbehandlung genommen“ — „Eine tragische Ironie“ — „Die Katastrophe“.

Wir glauben zur Erheiterung unserer Leser auch aus dem II. Teil der badischen Landtagsgeschichte eine kleine Blütenlese jener wunderbaren Bilder, Szenen und Tableaux veranstalten zu sollen, mit denen Leonhard Müller sein Werk wie eine Köchin ihren Gugelhupf — um bei der Sprache seines Geschmacks zu bleiben — mit Rosinen gespickt hat. Hier nun legt ein „k. k. Hofrat“, den es gar nichts angeht, „die Axt an die Wurzel des landständischen Lebens“ (S. 4), dort wird in das „Freiburger Wochenblatt“ „ein Ei gelegt, aus dessen Inhalt Gedanken wiedergegeben werden“ (S. 17). In der Kammer, in der alle Motionen „entweder ganz auf die Seite gelegt oder auf die freie Zeit vertröstet, d. h. auf die lange Bank geschoben“ werden (S. 27), spielt der Herr v. Berckheim „mehr die Rolle einer älteren Gardedame, denn eines Sprechministers“ (das.). Schlachten werden in der II. Kammer jetzt keine mehr geschlagen. Es gibt nur noch „lebhaftere Gefechte“ und „kleinere Scharmützel“, da die Regirung nach Leonhard Müllers genauer Informirung nur noch ein einziges Geschütz besitzt, das der Herr v. Berckheim „wenigstens in der Nähe abzufeuern den Mut hat“ (S. 31). Als aber „der gefürchtete Liebenstein“ sprach, „die alte Garde wieder den Schlachtruf ihres Führers vernommen hatte, eilte sie auf die Stelle, wo die zerschossene Fahne von anno 19 wehte“ (S. 32). Doch o weh, die Reihen der alten Gardisten sind stark gelichtet, ihr Heldenmut ist gebrochen: der Abgeordnete Fecht ist nicht mehr „wachhabender Offizier des Freisinns“, sondern hält lange „salbungsvolle Reden“ (das.), und Freund Fries spricht schon „mit vor Rührung gebrochener Stimme“ (das.). Die Angriffe, welche jetzt gegen die Regirung geschleudert wurden, „entbehrten jener vornehmen Kampfesweise, die nicht bei jeder Blösse des Gegners zu einem Lanzenstosse ausholt“ (S. 39). Nur „Ludwig v. Liebenstein stand nach wie vor auf der Höhe echt staatsmännischer Oppo-

sition. Die Kammermajorität dagegen bot diesmal ein wenig erfreuliches Bild. Zeitweise trat eine förmliche Entzweiung zwischen ihr und der bisherigen Führung ein" (S. 40) — genau so wie es von jeher bei den Freisinnigen zugegangen ist: heute liberal, morgen reaktionär. Doch nur noch kurze Zeit, und auch Held Liebenstein — er kannte seine Pappenheimer! — „glaubte sich auf den Standpunkt des praktischen (vernünftigen! der Setzerlehrling) Staatsmannes und Gesetzgebers stellen (d. h. auf deutsch: „die alte zerschossene Fahne des Fortschritts" verlassen) zu müssen" (S. 49); er „forderte die Abgeordneten auf, der Regirung ihren Dank zu Füßen zu legen" (S. 52). Wie geistvoll und lieblich ist doch diese Schwenkung des unbestechlichen freisinnigen Kammerführers markirt! Ihr Hofhistoriographen, da könnt ihr lernen! Wie selbstverständlich erscheint bei Liebensteins Berufung ins Ministerium die „Weise, wegen welcher ihm die öffentliche Stimme nichts vorwerfen kann, von dem traurigen Lose (der Freisinnigen!) befreit zu sein, den Stein des Sisyphus mitzuwälzen und das ewigleere Fass der Danaiden zu füllen" (S. 109). „Die Volksvertretung — man beachte diese feine Charakteristik der freisinnigen Volksvertretung! — die führerlos, vom kleinlichen Interessenstandpunkt beherrscht, zwischen der Hofsonne und dem Auflösungsgespenst umherirrte, imponirte ihm nicht mehr" (das.). So fand sich leicht „die Basis für eine freundliche Annäherung" — an den badischen Metternich von Berstett. Kein Wunder, dass „dieser Schritt im Lande — zu einer Zeit, da man die Häutungen des Freisinns noch nicht so gewohnt war — das größte Aufsehen erregte". Aber Herrn v. Liebenstein ließ das kalt, wie er „am 21. Februar 1821 kurz vor seiner Uebersiedelung nach Karlsruhe „an den treuesten der Treuen, an seinen Duttlinger schrieb", dass seine Beförderung zum Kammerherrn und „auf die leitende Stelle des Justizdepartements jedem Verständigen andeuten dürfte, dass gewisse Leute anders geworden sind und einsehen lernen, dass sie auf Irrwegen waren" (S. 109).

Auch in der I. Kammer, in welcher „das sehr geehrte und gelehrte Mitglied des hohen Hauses", Karl von Rotteck, „als Protokollführer, Motionsteller, Berichterstatter und Debatter" zugleich seine Vielseitigkeit bekundete, den Mund immer am weitesten aufthat und so „für interessante Diskussionen" sorgte (S. 27) —, auch in der I. Kammer stand die Debatte längst nicht mehr auf der von Leonhard Müller gewünschten Höhe, so dass Rotteck auf einen verständigen Rückzug bedacht war. Wie Liebenstein in der II., so

„erteilte er“ in der I. Kammer „den Gesetzentwürfen sein Placet, wenn auch nicht alles seiner reinen Theorie entsprach“ (S. 68). Ganz „mundtot konnte er jedoch auch durch den Machtspruch des Ministers nicht gemacht werden“ (S. 72). „Die Diskussion, welche sich an den farblosen servilen Kommissionsbericht des Abg. Joh. Peter Hebel, Mitglieds des Oberzensurkollegiums, anschloss, wurde wieder durch Rotteck auf eine würdige Höhe gebracht. Wolweislich hatte er bei der Begründung seiner Motion es vermieden, gleich seine besten Patronen zu verschießen; um so gründlicher konnte er jetzt dem Staatsrat Baumgärtner heimleuchten . . .“ (das.). Indessen begannen, trotzdem sich auch die II. Kammer selbst „von dem Schreien der Wirte, Krämer, Bäcker und Metzger nicht imponiren ließ“, die überspannten Forderungen des Freisinns fast nach allen Richtungen ziemlich kläglich zu scheitern. Der um diese Zeit erfolgte Tod Liebensteins gibt dem Verf. erwünschte Gelegenheit, das Fiasko der Partei durch eine überschwängliche Apotheose seines Helden zu verdecken. Mit dem Ausscheiden Liebensteins aus der Zahl der Abgeordneten hatte der Landtag von 1822/23 vollends alle Schneidigheit verloren. „Es schien jetzt der gute Engel der Verfassung durch das Land zu gehen“ (S. 111). Statt gegen die eigene, „schleuderte Liebenstein noch eine fulminante Rede gegen die französische Kammer“ (S. 143). Mit dem Feuer in der Kammer geht Leonhard Müller auch das eigene Feuer aus, und er verliert sich in immer längere Auszüge aus dem zeitgenössischen Material, stets mit der schönen Wendung: „darf in unserem Zusammenhange nicht fehlen“, oder: „eine kurze Disposition — S. 156 umfasst eine solche nur 8 Seiten in Petitdruck! — mit Anmerkungen unter dem Texte dürfte am besten die Leser orientiren“ (S. 156, 168, 186 u. ö.).

Es folgen noch einige unschuldige Attentate und zuletzt „ein Kesseltreiben“, ja „eine förmliche Jagd auf die Verfassung“. „Liebenstein weilte während solcher Dinge bei seinen Freunden in Emmendingen und Lahr, probirte den neuen Kaiserstühler und sang nach alter Väter Weise Studentenlieder dazu“ (S. 168). Nachdem uns Leonhard Müller auch über das „Gelächter“ und über das „allgemeine Gelächter“ in der Kammer noch hinlänglich unterrichtet hat, schließt er den Landtag, diesmal allerdings nicht wie anno 20 mit den verlockenden Schlaglichtern: „Abschiedsworte. Tafelfreuden. Ordenssterne“. Siegreich war auch diesmal die Regirung, die Leonhard Müller nicht bloß „bundestäglicher als der Bundestag“ (S. 75), sondern selbst „päpstlicher als der Papst“ (S. 39) zu schildern weiß.

Sonst ist der Stil Müllers durchaus kraftstrotzend und geistfunkelnd. Mit Vorliebe lässt er die Abgeordneten „die Hand auf die Wunde der Regirung legen“ (S. 67, 75 u. ö.).

Die größte Meisterschaft jedoch entwickelt der Hofhistoriograph des badischen Freisinns fortgesetzt im Porträtiren von Persönlichkeiten. An die Stelle des Geh. Hofrats Thibaut war 1820 als Vertreter der Universität Heidelberg der Geh. Hofrat Zachariä getreten. „Dieser neue Kollege, eine hagere Gestalt mit zynischspöttischem Gesichtsausdruck, ein gelehrtes Haus, das über ein immenses Wissen verfügte, aber für einige Silberlinge alles beweisen und alles verleugnen konnte, sollte bald in- und außerhalb der Ständeversammlung als Sprachrohr und Rechtsbeistand des Herrn von Berstett eine große, unheilvolle Rolle spielen“ (S. 67, vgl. auch S. 239). Müller macht weiterhin dem großen Juristen die gewissenloseste Obstruktionspolitik zum Vorwurf — was einem Toten gegenüber sehr leicht ist. Der Abgeordnete Griesbach hat sich die militärische Schulung aus Müllers I. Teile gut bewahrt. Das erste, was er tat, war eine gründliche Rekognoszirung des Feindes, denn, sagt er selbst: „Es soll im Kriege viel gewonnen sein, wenn man des Feindes Stärke genau auskundschaften kann.“ Nachdem er sich demgemäß „durch die feindliche Vorpostenkette, insbesondere durch die zum Teil auf Vertuschung und Täuschung berechneten Zahlenverhaue durchzuschleichen“ versucht, „entwickelt er seinen und seiner Freunde künftigen Operationsplan“ (S. 86).

Ein besonderer Leibheld Müllers ist Itzstein. „War Liebenstein das staatsmännische, Rotteck das parlamentarisch-publizistische, so war Itzstein das agitatorische Talent des alten badischen Liberalismus.“ Er war zwar „ohne die Weihe höherer wissenschaftlicher Bildung“, aber ein desto „unermüdlicherer und unerbittlicherer Draufgänger, der bei jeder Blöße der Regirung zu einem scharfen Lanzenstoße ausholte, der mit seinen Ausdrücken — ganz wie sein Lobredner — auf dem hohen Dachfirst wandelte und je nachdem rechter Hand oder linker Hand geschickt auswich . . ., außerhalb der Kammer der joviale Festredner, der einen guten Trunk liebte und auf das Volk, die Jugend und die Frauen toastete“ (S. 132). Zuweilen „arbeitet Itzstein mit einer großen Heckenscheere in seinem Referate“ (S. 220). Kein Wunder, dass „der Großherzog, weit entfernt über den Parteien zu stehen, mitten unter ihnen stand“ (S. 231). Wie im ersten Landtag der „Hofhistoriograph“ Brodhag, so spielt im zweiten der „Hofhistoriograph Schreiber“ die Rolle des Hauptgespenstes, ganz in Müllers gewohnter Weise.

Das Buch schließt mit einer schwungvollen Verherrlichung Liebensteins, die jedermann unterschreiben kann. Um die Reinheit der Absichten Liebensteins und seine Vaterlandsliebe aber wie um die Lauterkeit seines Charakters wäre es schlecht bestellt, wenn sie von der Verehrung und Geschichtsmacherei einer Partei abhinge.

Leonhard Müller freilich hat alle Geheimnisse der Regirung und der Abgeordneten so scharf erlauscht, dass er über ihre Absichten und Bestrebungen oft besser unterrichtet ist, als diese selbst es jemals sein konnten Ob dabei das Wesentliche vom Unwesentlichen, das Vorübergehende vom Bleibenden, der Kern von der Schale unterschieden, ob dabei auch das Ineinander, nicht bloß das Neben- und Nacheinander erfasst und behandelt wird, ob auch gesunder Sinn und geschichtliche Wahrheit dabei zu Schanden werden, kommt nicht in Betracht. Ja, in der Tat, zu sehen, wie in Leonhard Müllers badischer Landtagsgeschichte „die alte zerschossene Fahne des badischen Fortschritts" geschwenkt wird, das ist „zugleich ein Greuel und ein Fest".

Mannheim. E. Sartorius.

Johann Anton Zehnter. Geschichte des Ortes Messelhausen. Ein Beitrag zur Staats-, Rechts-, Wirtschafts- und Sittengeschichte von Ostfranken. Heidelberg, C. Winter, 1901. XII, 355 S. 8⁰. Preis 6 M.

Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir diese neueste badische Ortsgeschichte. Ist sie doch ein schätzenswerter neuer Beweis dafür, dass die Liebe zur heimatlichen Geschichte wie nicht minder die Lust und Befähigung, sie darzustellen, gerade in dem vielgeschmähten „Hinterlande" so zahlreiche und tüchtige Vertreter findet, dass es sich aufs vorteilhafteste mit jeder andern Gegend unseres Vaterlands messen kann. Und dieser Freude soll auch dadurch kein Eintrag geschehen, dass wir die Geschichte des Ortes Messelhausen insofern für verfehlt halten, als sie zu unbegrenzt und uferlos ins Breite geht. Denn sie enthält auf der andern Seite so viel des Neuen, Interessanten und Lehrreichen, dass wir die Weitschweifigkeit gern in Kauf nehmen. Dies kann uns indessen nicht abhalten, bezüglich der Verstöße unsere Meinung zu äussern und auf sie aufmerksam zu machen, — nicht um des Tadels willen, sondern um andere vor den gleichen und ähnlichen Fehlern zu warnen.

Zehnters Geschichte von Messelhausen zerfällt in zwei Teile, deren erster die Darstellung und deren zweiter einen Anhang von

48 Urkunden enthält. „Die systematische Darstellung" — wobei uns das „systematisch" völlig überflüssig dünkt — „handelt vom Ursprung des Orts, von den Grundherrschaften, der Grundeigentumsverfassung, den Grundlasten, der Grundentlastung und den Lasten der Grundherrschaft, von der Landeshoheit und der Art ihrer Handhabung in ritterschaftlicher Zeit, von den äußeren Schicksalen des Orts in Krieg, Krankheit und Not, von dem Gemeindewesen, der Schule, den Stiftungen, den kirchlichen Verhältnissen und den Juden, von den wirtschaftlichen Zuständen, dem landwirtschaftlichen Betrieb, Gewerbe und Verkehr, Maß, Gewicht und Münze, von Sitten, Gebräuchen, Rechtsgewohnheiten, Sprache, Sagen, Aberglauben usw. Dieser Teil, in dem fast alle Familiennamen des Orts mehr oder weniger häufig vorkommen," füllt allein 300 Seiten gr. 8⁰. Ein solcher Umfang ist für einen Ort von knapp 400 Einwohnern trotz des „Ansitzes" einer adeligen Familie, selbst wenn alle die genannten und andere Gesichtspunkte mehr zur Sprache kommen, des Guten zuviel und konnte nur auf Kosten der Uebersichtlichkeit und Klarheit erreicht werden. Ebenso ist der Preis gerade für diejenigen, für welche das Buch in erster Linie bestimmt ist, meist unerschwinglich. Auch die Präzision hat darunter gelitten, wie aus zahlreichen Stellen ersichtlich ist. Ich verweise z. B. auf S. 9, wo die Ansicht, „dass die Germanen nicht aus Asien, sondern aus Skandinavien zu uns gekommen seien", neuerlich als die mehr und mehr überhandnehmende genannt wird. Das ist nicht richtig und schon allein nach den hier ausschlagend ins Gewicht fallenden Ergebnissen der Sprachforschung völlig unhaltbar. Es kann da nur eine Verwechslung mit dem Vordringen der Germanen aus den Gegenden zwischen Elbe und Weichsel nach Südwesten vorliegen, während ihre Einwanderung unzweifelhaft aus dem südöstlichen Europa erfolgt ist. Die alten Turnirbücher anders denn auch nur als geringwertige kulturgeschichtliche Quellen zu verwerten, wie S. 33 geschieht, ist sehr bedenklich. Die Hercynia silva mit dem Verf. S. 100 schlechtweg als Schwarzwald zu verstehen, ist durchaus falsch und auch nur von einzelnen, mit der alten deutschen Geographie ganz schlecht vertrauten Quellenschriftstellern gebraucht. Auch an irreführenden Druckfehlern (z. B. S. 145 Anm. 2: Benz statt Bensen) ist kein Mangel. Ein Blick in die urkundlichen Anlagen zeigt, dass das Urkundenediren gelernt sein will; nicht einmal die Daten sind reduzirt.

Doch, da der Verf. im Vorwort ausdrücklich bittet, „nicht den Maßstab strengster Kritik anzulegen" und wir uns sehr lebhaft in

seine Lage versetzen können, wollen wir nicht weiter in Einzelheiten eingehen. Aber möchten doch alle, welche sich populärwissenschaftlich zu schreiben vornehmen, dabei als obersten Grundsatz stets im Auge behalten, dass das Volk gerade gut genug ist, ihm das Beste zu bieten! Dann darf man ihm aber nicht, wenn man ihm einen Kunstschrein zimmern will, das sämtliche Holz vorlegen, mit Abfall, Sägmehl und Spähnen. Denn ein Geschichtswerk muss immer auch ein Kunstwerk sein: nur harmonisch gebildet, wird es auch harmonisch und bildend wirken, fesseln und überzeugen, und dem wahren Zweck der Wissenschaft dienen. Zu diesem Ende aber darf der Verf. nicht das ganze Maß seiner Studien und Vorarbeiten zum Besten geben, sondern muss sich auf das wirklich Wissenswerte beschränken. Fließt der Stoff thatsächlich so scheinbar überreich wie hier, so muss eine weise Sichtung und Scheidung vorgenommen und nur das Wichtige, das durch die Untersuchung gesicherte Ergebnis darstellend verarbeitet werden. Alles andere kann man etwa in Zeitschriften niederlegen, damit es dem Kleinforscher nicht vorenthalten bleibt. Aus dem gleichen Grunde soll auch, was die Urkunden selbst Wissens- und Erwähnenswertes enthalten, in die Darstellung und zwar womöglich in ihrer eigenen Sprache aufgenommen, alles Uebrige beiseite gelassen werden. Der Standpunkt des Spezialisten kann hier nicht maßgebend sein, denn mit ebensoviel Neuem, als der Verf. ihm bieten kann, wird er hinwiederum dem Verf. aufwarten können, sogar was dessen eigene Familie betrifft. So seien ihm hier zwei Urkunden genannt, die seine S. 64 f. gegebenen Nachrichten über die Zehnter ergänzen.

Am 5. August 1557 beurkunden Bürgermeister und Rat von Bischoffshaim an der Thauber dem Philips Zehender, Bürger und Ratsherrn zu Bischoffshaim, als gesetztem und geordnetem Curator und Vogt Gabriels, Christophen und Wilhelms weiland Hans Zeheners, seines Bruders sel. verlassenen ehelichen Söhnen, als Erben des kürzlich zu Freiburg i. Br. verstorbenen Dr. Johann Zehender, seines freundlichen, lieben Vetters und genannter seiner Vogtsöhne Bruders sel., dass er dem ehrenhaften, wolgelehrten Meister Johann Casparn Grienwalden, zu Freyburgk wohnhaft, in aller Form Rechtens zu seinem Stellvertreter in der Erbangelegenheit bestellt habe. Am darauffolgenden 13. Aug. bekennt dann Johann Caspar Grünenwald, freier Künsten Magister, als vollmächtiger Anwalt und Gewalthaber des ehrenhaften Philipsen Zehenders, Bürgers und Ratsherrn zu Bischoffsheim an der Tauber als

rechtlichen Vogts Gabriels, Christophen und Wilhelms der Zehender, Gebrüder, von Bürgermeister und Rat der Stadt Freyburg i. Br. in weiland des hochgelehrten Herrn Johann Zehenders, der Rechten Doctors und der Universität zu Freyburg zugethanen und Verwandten verlassen Hab und Gut als Erben vermöge seines aufgerichteten Testaments nach ihrem Stadtrecht eingesetzt zu sein, gelobt nach allem Recht in dieser Angelegenheit zu verfahren und benennt als seine Bürgen Peter Helmer und Claus Hofmann, beide Hintersassen daselbst zu Freiburg. Auch die Frau des Freiburger Ratsherrn und Stifters Peter Sprung, Elisabeth, war eine geborene Zehender; vgl. Freiburger Diöcesan-Archiv 22, 282.

Freiburg i. Br. P. Albert.

Inventare des Grossherzoglich Badischen General-Landesarchivs. Herausgegeben von der Großherzoglichen Archivdirektion. I. Bd. Karlsruhe, Chr. Fr. Müller, 1901. VII, 320 S. 8⁰. Preis 8 M.

Dieses erste Inventar eines größeren öffentlichen Archivs wird bei all denjenigen, welche die historische Wissenschaft aus Neigung oder von Amtswegen an der Quelle aufsuchen, ebenso große Ueberraschung wie Befriedigung hervorrufen. Denn noch ist es nicht sehr lange her, dass die Zulassung zu den meisten Archiven ein frommer Wunsch der Gelehrten war, ja noch ist heute trotz des hochherzigen Beispiels des Papstes die unbeschränkte und bedingungslose Benützung zahlreicher Archive nichts weniger als erreicht. Um so höher ist die Bedeutung des vorliegenden Unternehmens, das die weitesten Kreise der Forschenden mit den reichen Beständen des Großherzoglich Badischen General-Landesarchivs in Karlsruhe auf die bequemste Weise bekannt macht. In Baden wurde in dieser Beziehung von jeher ein weitgehendes Entgegenkommen geübt, das durch die von dem gegenwärtigen Archivdirektor Geh. Rat Dr. v. Weech befolgten Grundsätze auf eine geradezu ideale Höhe gebracht ist. Durch die Herausgabe der Inventare des unter seiner Leitung stehenden Archivs hat er seiner Tätigkeit als Archivdirektor die Krone aufgesetzt. Ihm, dem der Plan und die allgemeine Ausführung dieser Veröffentlichung zukommt, sowie dem Archivassessor Dr. Brunner, dem die ungemein mühevolle Bearbeitung oblag, gebührt deshalb der unbedingte und aufrichtigste Dank aller Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde, nicht minder aber auch der Fachgenossen, die das Erscheinen dieses ersten deutschen

Archivinventars von dem Banne einer langwierigen Unsicherheit und Gebundenheit befreit. Es wird auch von niemand verkannt werden, worüber der Herausgeber im Vorwort sich ausspricht: dass die Bearbeitung „eine umständliche, zeitraubende und in jeder Hinsicht schwierige" war; aber viel zu wenig ist gesagt, wenn er hinzufügt, dass sie auch eine sehr verdienstliche ist, denn sie muss als durchaus bahnbrechend und grundlegend, als ein Ereignis, als eine Tat von weittragender Bedeutung bezeichnet werden.

Was den Inhalt des vorliegenden ersten Bands anbelangt, so ist in der Einleitung eine kurze Uebersicht über die Gesamtheit der Bestände des General-Landesarchivs gegeben, die in 3 Hauptgruppen zerfallen: das Großherzogliche Familienarchiv, das Großherzogliche Haus- und Staatsarchiv und das Landesarchiv. Dieses letztere, das wieder in 17 Abteilungen zerlegt ist, kommt hier zunächst in Betracht. Es sind hier nach ihrem Inhalte verzeichnet: 1. das Selekt der ältesten Urkunden der Kaiser und Könige, der Päpste und der Privaten von 705—1200; 2. das Selekt der Kaiser- und Königsurkunden von 1200—1518; 3. das Selekt der Papsturkunden von 1198—1302; 4. die Sammluug der Kopialbücher, 1520 Nummern umfassend; 5. die Sammlung der Anniversarien und Nekrologien, 55 an der Zahl; 6. die Sammlung der Handschriften, die in 759 Einzel- und 402 Sammelhandschriften auseinandergehalten sind. Die Verzeichnung der Urkunden geschieht in chronologischer Ordnung, die der übrigen Abteilungen nach systematischen Gesichtspunkten in alphabetischer Reihenfolge der Orte und Personen. Ein mit besonderer Sorgfalt bearbeitetes Register bildet den Schluss des Bands und ein vorzügliches Hilfsmittel für die Benützung des Inventars und damit auch des Archivs selbst. Diese knappe Inhaltsangabe allein zeigt schon die musterhafte Anlage des Werks wie seine Unentbehrlichkeit für jeden, der sich mit geschichtlichen Studien beschäftigt; näher in dieser und anderer Hinsicht auf dasselbe einzugehen, wird sich andern Orts Gelegenheit bieten.

Freiburg i. Br. P. Albert.

Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission. Neue Folge 4. 1901. Baden zwischen Neckar und Main in den Jahren 1803—6. Von Peter P. Albert. Heidelberg, Winter. 91 S. 8°. Preis 1.20 M.

Ein bisher nur wenig noch beachtetes Bild des badischen Lands schildert das soeben erschienene Neujahrsblatt der Badischen Histo-

rischen Kommission. Im Gegensatz zu dem vorjährigen, das uns an die Ufer des Bodensees geführt, und die Schicksale der Stadt Konstanz im dreißigjährigen Kriege uns vor Augen stellte, versetzt es uns heuer in den nordöstlichen Teil Badens nach „Baden zwischen Neckar und Main in den Jahren 1803—1806". Der Verfasser, Dr. Albert, der bereits einmal, mit der Geschichte seines Heimatsorts Steinbach bei Mudau, in eben jenem Landstriche gelegen, in so warmer Weise für sein engeres Heimatsland eingetreten, zeigt sich auch hier wiederum im einleitenden ersten Kapitel, bei Schilderung von „Land und Leuten" als begeisterter Anwalt ihrer Vorzüge. Vor allem wendet er sich wider die völlig unberechtigte Voreingenommenheit der Oberländer gegen Land und Leute „hinten im badischen Odenwald, wo die Welt mit Brettern vernagelt sei". Die Vorurteile, die Entstellungen und Verketzerungen, die selbst „in die landesgeschichtliche Literatur eingeführt, die Beamtenwelt bis auf den heutigen Tag vielfach beherrschen", sucht er zu widerlegen und völlig zu heben durch eine von warmer Heimatliebe getragene, beredsame Schilderung der wahren Verhältnisse. Treffend weist er u. a. hin auf den Widerspruch in der Charakterzeichnung des Volks seitens Baders und seiner Nachbeter (S. 15 f.). Welcher Liebhaber der Natur aber ist nicht entzückt, wenn er auch nur liest, „wie im Innern die einfachsten Elemente landschaftlicher Schönheit sich zu neuen Bildern zusammenschließen, wie Berge und Täler, Wälder und Felder, Wiesen und Bäche, Städte, Dörfer und Weiler sich in lieblicher Abfolge, in buntem Wechsel dem Wanderer darbieten", und wünscht dieses „Anmutig-Liebliche" der Natur auf frohgemuten Wanderungen selbst zu schauen und zu genießen. Und welcher Volksfreund fühlte sich nicht angezogen durch „die herzliche Offenheit des Unterländers, die so anheimelnd und gewinnend wirkt", dorthin, wo Treue, Gastfreundschaft, Biedersinn und Gefälligkeit zu Hause sind. Mit Recht begründet der Verfasser die Vereinsamung und den angeblichen Rückstand der ganzen Gegend, und der einzelnen Städtchen mit der Ungunst der Verkehrswege.

Im zweiten Kapitel erhalten wir einen Einblick in die Staats- und Rechtsverhältnisse vor und nach dem sogenannten Reichsdeputationshauptschluss vom 25. Februar 1803 bis zur Einverleibung des betr. Landstrichs in das 1806 neugeschaffene Großherzogtum Baden. Bis zu jenem Zeitpunkt teilten sich in die Landeshoheit die Kurfürsten von der Pfalz und von Mainz, der Fürstbischof von Würzburg, die Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim und

mehrere Mitglieder der unmittelbaren freien Reichsritterschaft in Franken Kantons Odenwald. An die Beschreibung der einzelnen Territorien knüpft der Verfasser eine treffende Schilderung der innern rechtlichen Zustände, die nicht gerade zu Gunsten der einzelnen Landesherrn ausfällt. Erst mit der Neueinteilung durch den Reichsfriedensschluss unterm 27. April 1803 und der Neubildung des Fürstentums Leiningen trat eine Besserung ein vorzüglich durch das Bestreben und die Maßregeln des Fürsten Karl Friedrich Wilhelm zur Kenntnis und Hebung des Lands.

Interessant sind die Mitteilungen über die verschiedenen Besitzergreifungen, insbesondere bezüglich des Gebiets der Reichsritterschaft seitens der Fürsten, so z. B. der Herrschaft Adelsheim, zu deren Annexion seitens Württembergs und des Fürsten von Leiningen innerhalb eines halben Jahrs nicht weniger als viermal der Versuch gemacht worden, bis sie endgiltig in badischen Besitz kam.

Mit Interesse folgen wir auch den Ausführungen des 3. Kapitels über Kirche und Schule.

Besonderen Wert legt der Verfasser in Kapitel 4 auf die Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Es würde zu weit führen, näher darauf einzugehen. Als Hauptnahrungsquellen galten von Alters her der Ackerbau, die Viehzucht und der Holzhandel. Gewerbe und Industrie sind auch heute noch von nebensächlicher Bedeutung; zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren sie es noch viel mehr. Die Beurteilung der wirtschaftlichen Lage in dem gegebenen Zeitraum lässt sich zusammenfassen in die Worte:

„Heute allüberall ein fröhliches Wachsen und Gedeihen, damals allenthalben ein besonders infolge der alle Augenblicke wechselnden politischen Einrichtungen äußerst gedrückter und armseliger Zustand."

Das Schlusskapitel endlich bringt noch bemerkenswerte Mitteilungen über Volkswol und Bildung. An der Hand der zeitgenössischen Berichte der Aemter und Gemeinden wird der Zustand der Sitten geschildert, der Grund ihres Verfalls und die Anwendung der geeigneten Mittel zu ihrer Hebung dargelegt, und das Verdienst einzelner Männer um dieselbe hervorgehoben.

Mögen sich denn auch die Wünsche des Verfassers, durch diese aus begeisterter Heimatliebe entquollene Schilderung zum weiteren Wole seines Heimatlands beizutragen, und alle Vorurteile gegen dasselbe zu entkräften, in reichlichstem Maße erfüllen.

Freiburg i. Br. J. Kartels.

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. Herausgegeben von O. Heilig und Ph. Lenz. 1. Band (6 Hefte). Heidelberg, Winter, 1900. IV und 384 Seiten. 8⁰. Preis 12 M.

Eine Mundartenzeitschrift ist längst Bedürfnis. Keine der auf Befriedigung dieses Bedürfnisses gerichteten Unternehmungen neuerer Zeit hat bisher Genüge geleistet. Dabei wirkten verschiedene Umstände mit. Zunächst kann nicht genug hervorgehoben werden, dass die Gemeinde derer, welche die Mundarten wirklich lieben und hochschätzen, gegenüber der Bedeutung der Mundarten immer noch viel zu klein ist. Ferner waren die Zeitschriftengründungen der letzten Jahrzehnte meist wissenschaftlich nicht zureichend. Endlich stand kein kräftiger Verleger dahinter, und das war wol bisher ein Hauptmangel. Denn eine kräftig geleitete Zeitschrift, die nicht nach einem ersten matten Anlauf wieder von der Rennbahn verschwindet, muss bei dem unbestreitbar hohen Werte der Mundarten nicht nur jene längst vorhandene zerstreute Gemeinde um sich sammeln, sondern auch diese stetig vergrößern und ausgestalten helfen. Hier nun in der neuen „Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten" sehen wir einen durchaus günstig zu beurteilenden neuen Versuch. Die glückliche Verbindung zweier tüchtiger Mundartenforscher mit einem hervorragenden Verleger leistet alle wünschenswerte Gewähr. Aus allen Gegenden des hochdeutschen Sprachgebiets sind die Mitarbeiter des ersten Bands zusammengetreten. Ihre Mitteilungen verbreiten sich über eine Menge von Erscheinungen und Fragen des Lebens der Mundarten. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort, außer etwa, dass den Herausgebern geraten werden muss, ihr nach den Verfassern alphabetisches, selbständige Aufsätze und Besprechungen nicht scheidendes, daher unübersichtliches Inhaltsverzeichnis erheblich zu verbessern.

Vielleicht hat man aus dieser Neugründung für die Alemannia gefürchtet, da von jeher ein Hauptteil des Arbeitsgebiets der letzteren die oberdeutschen Mundarten bildeten; doch ich war stets unbesorgt, von der ersten Anregung zu der neuen Zeitschrift durch den Verleger an bis zur Gründung an einem denkwürdigen Tag zu Oberried, und bis zur Stunde, da es möglich ist den Verlauf zu übersehen; und der Verlauf hat mir recht gegeben. Die freundschaftlichen Beziehungen, die Herausgeber und Verleger verknüpfen, können demnach auch in den wissenschaftlichen Bestrebungen beider Zeitschriften ohne Schaden fernerhin Ausdruck finden.

Freiburg i. B. F. Pfaff.

